TARTU ÜLIKOOL · UNIVERSITAS TARTUENSIS · 1632

Seraphine.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
121809

Eine Erzählung

von

Ursula Zoege von Manteuffel.

Zweite durchgesehene und veränderte Auflage.

Erster Band.

Bibliothek
der
LIVONICA

Leipzig.
Verlag von Georg Böhme.
1886.

I.

Durch den stillen, großen Tannenwald, dessen stolz emporgeschossene Stämme sich in klaren Weihern und Teichen spiegelten, kam auf schmalem Fußpfad ein Reiter daher. Vorsichtig setzte das Pferd die Hufe auf den schlüpfrigen, oft von Tannenwurzeln durchkreuzten Pfad, der mit braunen Nadeln bestreut war. Hin und wieder blieb es stehen und begann, einen sich aus dem Grün der Fichten streckenden Erlenzweig abzuraufen, denn die Zügel hingen dem Tiere nachlässig über den Hals, und sein Reiter schien sich wenig drum zu kümmern, was der Gaul unter ihm anfange.

Und doch war der Reiter ein junger, lebensfroh blickender Husarenoffizier, dem das dunkele, gespitzte Schnurrbärtchen einen gar martialischen Anstrich gab! Der funkelnde Schnurrock saß der schlanken, jugendlichen Gestalt prächtig, die leichte Mütze hatte er abgenommen und fuhr sich mit der Hand durch das braungelockte, üppige Haar. Es war heiß gewesen heute, augenscheinlich lag ein weiterer Ritt hinter ihm, denn das Pferd war schaumbedeckt. Jetzt neigte sich die Sonne gen Westen, lauter Vogelgesang erfüllte die hellstrahlenden Baumkronen und dort, wo der Wald sich in eine Lichtung teilte, fielen schräge, breite Sonnenstreifen über die Grasflächen und die Heide. Der Fußpfad wand sich mit launenhafter Gemächlichkeit durch das weite Waldgebiet, über versumpfte Torfmoore, über unebene, sandige Heidestrecken, auf denen verkrüppelte Kiefern an Steinbrüchen und Sandgruben standen. Hin und wieder erblickte man am Waldessaume niedrige, zerfallene und elende Lehmhütten, aus deren dornenumhegten Höfen bissige kleine Hunde herbeistürzten. Dann erschienen zerlumpte Gestalten hinter den Dornenhecken und riefen die Hunde zurück. Und dann wieder ein anderes Bild, ein unendlicher Sumpfmoor, mit unzähligen, weißen Blüten bedeckt. Rohrsperlinge schreien im Schilf und wilde Enten fliegen schnatternd

über das Wasser hin, das so still, so schwarz und ruhig daliegt, mit grünen, runden Grasinseln übersäet. Dann nahm wieder prächtiger, malerischer Wald den Reiter auf. Daß der Schnee- und Windbruch des letzten Winters unter den kraftvollen Stämmen gewirtschaftet hatte und daß keine ordnende Hand das Chaos der über einander gestürzten Bäume wieder geschlichtet hatte, erhöhte nur den Reiz der „Wildnis". Der Fußpfad führte quer hinüber, drüben war einer jener vielen, klaren Waldteiche, von uralten Kiefern eingekränzt; am Ufer dieses Teiches hielt der Offizier an und ließ sein Pferd verschnaufen. Er selber blickte, in Träume verloren, über das schwarzblaue Wasser nach dem andern Ufer des Teiches, und ein wehmütiger Ausdruck, der dem heitern Gesichte fremd schien, verdunkelte den Blick der glänzenden Augen.

Auf dem klaren Wasser des Teiches schaukelten weiße, goldschimmernde Wasserrosen, sicherlich die ersten im Jahr, die an dieser geschützten Stelle aufgeblüht waren. Lange schweifte des Reiters Blick gedankenverloren darüber hin, dann bemerkte er die Blumen und augenscheinlich erfaßte ihn die Laune, sich in den Besitz einiger dieser Frühlingsboten zu setzen. Er nahm die Zügel auf, überblickte die Ufer und setzte dann mit einem mächtigen Satz ins Wasser, welches hoch aufspritzte. Er trieb das Pferd tiefer hinein, zog den Säbel und hob einen der langen, schlangenartigen Stiele empor, ein scharfer, außerordentlich geschickter Zug, und die Blume schwamm auf dem Wasser, und gleich ihr fielen noch eine Menge unter dem Schnitt der Klinge und wurden aufgesammelt. In der Rechten den großen Strauß Seerosen haltend, überließ er es dem Pferde, triefend das Ufer zu erklettern. Da schreckten ihn plötzlich Menschenstimmen und lautes, freudiges Roßgewieher auf, er fuhr zusammen und sah sich im nächsten Augenblick einem, ebenfalls berittenen Paare gegenüber, welches, aus dem nahen Walde kommend, sein Manöver mit angesehen haben mußte. Die drei Pferde standen sich urplötzlich so nah, daß der weiße Schaum, welcher über die Stangen sprühte, sich kreuzte. Die Neuangekommenen waren ein Herr und eine junge Dame, welche einen kleinen, trotzig aussehenden Pony ritt, indessen ihr Begleiter, eine hünenhafte Erscheinung, von einem hohen Rapphengst edelster Abkunft herabblickte.

Als der junge Offizier diesen Mann erblickte, durchzuckte ihn ein jäher Schreck. Er wurde dunkelrot, die Blumen zitterten in seiner Hand, es sah fast aus, als wolle er dieselben fallen lassen, dann huschte ein bitteres Lächeln über sein Gesicht.

Aber die Erregung war nicht einseitig. Der hohe Reiter auf dem schäumenden Rappen erbleichte, als der Kopf des jungen Mannes aus dem Bereich der blendenden Sonnenstrahlen tauchte und er im Schatten der Kiefern das Gesicht des Husaren deutlich vor sich sah. Unwillkürlich zog er den Hut tiefer über sein von der Sonne gebräuntes, stolzes Antlitz, in welchem dunkle, finstere Augen in unstätem Feuer flammten. Er schien außerordentlich verlegen, unsicher und nicht fertig mit dem Entschluß, ob er grüßen solle oder nicht. Der junge Offizier, welcher schneller mit seiner Verlegenheit fertig geworden, legte grüßend die Hand an die Mütze, dann that er das Beste, was ihm gerade einfiel, er ritt auf die junge Dame zu und überreichte ihr den Strauß Seerosen mit den Worten: „Wenn ich nicht irre, so gebe ich diese Blumen der rechtmäßigen Besitzerin zurück!"

Die junge Dame war ein schüchternblickendes, sechzehnjähriges Mädchen, dessen dunkle, übergroße Augen mit einem Gemisch von Neugierde und Scheu auf dem erglühten Antlitz des Offiziers ruhten. Sie trug ein schwarzes Hütchen, auf knabenhaft kurz verschnittenem, krausdunkelem Haar, und ein dunkles, fast fadenscheiniges Kleid, welches sich in weichen Falten über des Ponys Kruppe legte, auf dessen Rücken kein Sattel, sondern nur eine blaue Filzdecke geschnallt war. Sie nahm den Strauß und sagte verwundert: „Die Blumen soll ich haben? Sie sind sehr schön, es wird aber beim Reiten ziemlich unbequem sein."

Ihr Begleiter wandte sich nach ihr um und sagte, wie aus einem Traum auffahrend, mit unbeschreiblicher Verlegenheit:

„Du bist unhöflich, Sibylla!"

Das Mädchen sah erschrocken aus und wurde rot. Der junge Offizier streckte die Hand schon wieder aus: „Oh, ich bitte sehr — ich will nicht belästigen." Doch das Mädchen hielt den Strauß zurück. „Ach nein, ich weiß einen Ausweg" sagte sie einfach, „ich stecke die Wasserrosen auf meinen Hut, das wird sehr gut gehn."

Sie nahm ihr Federhütchen ab und garnierte dasselbe mit den weißen Blüten — schweigend sahen ihr die beiden Männer zu, sie vermieden es, sich gegenseitig näher zu betrachten. Der Herr auf dem stolzen Rappen hatte beim Gruß des Offiziers unwillkürlich den Hut gelüftet und unter der breiten Krempe war ein Männerkopf erschienen, von schwarzem, starkem Haar beschattet, welcher auf den ersten Anblick durch den finstern Ernst der scharfgeschnittenen, braunen Züge und den ruhelosen Blick der Augen einen unangenehm abstoßenden Eindruck machte. Bei näherer Betrachtung erst sah man, daß die Linie des Profils schön war und daß eine tiefe Melancholie den schroffen Ausdruck milderte. Ein kohlschwarzer Bart bedeckte Lippe und Wangen und ließ nur das kraftvoll geschnittene Kinn frei. In der Kleidung des Mannes lag etwas, man möchte sagen unbewußt Ausländisches — so, als sei der Träger in fremden, fernen Ländern heimischer als hier auf der deutschen Erde! Er schien sehr ungeduldig darauf zu warten, daß seine Begleiterin, die wohl um achtzehn Jahre jünger sein mochte als er, mit ihrer Beschäftigung fertig werden solle, aber sie nahm sich Zeit, steckte langsam die glatten Stengel durch das Samtband und blickte dabei verstohlen und doch mit kindlicher, unverhohlener Neugierde unter den langen, schwarzen Wimpern hervor auf den jungen Husarenoffizier, — wie auf etwas bisher Unbekanntes und Neues. Daß keine Vorstellung stattgefunden hatte, und daß das Schweigen ein überaus peinliches war, schien sie nicht zu bemerken. Nach einer Weile sagte sie, ihr schmales Gesichtchen erhebend, etwas ängstlich: „Aber eigentlich waren die Wasserrosen doch gar nicht für mich, wem wollten Sie denn dieselben mitbringen?“

Eine etwas indiskrete Frage an einen hübschen Husaren — aber mit welcher Harmlosigkeit ausgesprochen! Der junge Offizier versetzte, den Blick senkend, ruhig, doch mit einem seltsamen Lächeln: „Ich wollte die Blumen meiner Schwester bringen.“ „Haben Sie viele Schwestern?“ frug das Mädchen schnell.

„Ich habe zwei Schwestern.“

Sie seufzte. „Ich wünschte mir immer Schwestern,“ sagte sie, „es ist so einsam ohne Geschwister. Ich wünschte, Ihre Schwestern besuchten mich einmal — aber sie würden sich bei uns

langweilen. Wie heißen denn Ihre Schwestern?" forschte sie weiter, ohne die drohenden Blicke ihres Begleiters zu bemerken.

„Seraphine und Stella."

„Da! bringen Sie alle diese Blumen, die ich noch habe, an Seraphine und Stella!" sie reichte ihm einen Strauß hin und lächelte freudig, zwischen den Lippen des winzig kleinen Mundes schimmerten die Perlenreihen der Zähnchen. Dies Gesicht war auffallend unregelmäßig und das Kolorit eher bräunlich als weiß und rot, aber es lag ein fesselnder Zauber in dem schüchternen, süßen Lächeln und dem unbefangenen Erröten. „Komm jetzt, Sibylla," sagte ihr Begleiter diktatorisch, „wir müssen nach Hause!" Er grüßte hastig, der prächtige Rappe bäumte sich und knirschte im Gebiß, ward heftig herumgeworfen und jagte schnaufend davon, der kleine Pony folgte hitzig. Augenscheinlich wollte die Reiterin noch etwas sagen, wahrscheinlich sich verabschieden, aber dazu blieb keine Zeit. Sie verschwanden drüben im Walde, und der Husarenoffizier ritt, sein Pferd anspornend, in entgegengesetzter Richtung fort. Nachdem er sich noch eine halbe Stunde lang durch Wald und Torfmoor den Weg gesucht, begannen endlich die Bäume zurückzuweichen, und mit einem Sprung über den breiten Graben stand das Pferd auf einer Chaussee, welche, mit Pappeln bepflanzt, glatt und gerade in eine weite, wiesenreiche Ebene hineinführte. In scharfem Trab ging es nun weiter, durch freundliche Dörfer, lichte Birkengehege, an grünen, wogenden Feldern vorbei. Der Schatten war von des Reiters Stirn geschwunden in dem Augenblick, wo er den Waldpfad verlassen, wohlgemut feuerte er sein Pferd an und steckte eine Zigarre in Brand, deren feiner, kaum sichtbarer Rauch wie eine schattenhafte Spur hinter dem Forteilenden zurückblieb. Die Sonne stand schon tief im Westen, es mochte gegen sechs Uhr sein, als aus grünen Baumkronen die Türme einer kleinen Stadt auftauchten. Seitwärts aber schimmerte ein rotes Ziegeldach durch die Birken, und nach einem Blick auf seine Uhr bog der Husar von der Chaussee ab in eine schattige Kastanienallee und hatte in fünf Minuten das Landhaus erreicht, welches still und friedlich, von Wiesen und Birkenwald umgeben, dalag. Eine zierlich mit Wein und Clematis bewachsene Veranda überdachte mit grünem Schleier die weit offenstehenden Glasthüren, der

gelbe, grobkörnige Kies knirschte unter den Hufen des Pferdes, welches ermüdet den Kopf senkte, während der junge Mann absprang. Ein Gärtnerbursche, welcher an den Blumenbeeten arbeitete, sprang herzu, das Pferd zu halten, — „nur ein Viertelstündchen, Franz, ich muß um sieben beim Oberst sein!" sagte der Reiter und trat dann in den Gartensaal. In der Thüre trat ihm ein alter Herr mit gutmütigem Antlitz entgegen. „Oho, warum denn so eilig, junger Held?" frug er heiter, „kannst Du nicht den Abend bleiben?"

„Geht nicht, Onkel Sternheim," war die Erwiderung, „ich muß zum Oberst und wollte bloß anfragen, wie es Euch geht."

„Na, da geh nur hinein ... aber Donner! wie sieht denn Deine Mylady aus ... bist wohl wieder einmal über Stock und Stein geritten, wie das Deine Art ist!"

„Nein, diesmal nicht", war die lächelnde Erwiderung, „aber ich habe einen weiten Ritt gemacht, bin seit Mittag im Sattel. Ich war in L... burg zum Pferdemarkt."

„Nicht möglich ...! Das ist ja hin und zurück ein achtstündiger Ritt."

„Auf der Chaussee und der Landstraße — ja — doch ich bin quer durch die Tannhausener Waldmoore geritten und profitierte dadurch zwei Stunden."

„Ah! — bist ein Mordsjunge," der alte Herr rieb sich die Hände, „kanntest ja das Terrain gar nicht."

Der junge Offizier lachte. „Ein Husar muß sich überall durchfinden; aber man glaubt wahrhaftig um tausend Jahre zurück zu sein, wenn man da durchkommt. Ich hatte keine Ahnung, welch eine vorweltliche Wildnis diese Waldungen sind."

Er trat hierauf durch die Glasthür und stand in einem hellen Zimmer, dessen Fenster mit lichten weißen Vorhängen garniert waren. Blühende Blumen in Vasen, Töpfen und Blumentischen, ein aufgeschlagenes Instrument, Tische, welche mit Albums und Büchern bedeckt waren, und ein geniales Durcheinander bequemer Chaises longues und zierlicher Tische gaben dem Zimmer ein überaus gemütliches, anheimelndes Ansehen. In der Mitte des Gemaches lag auf einer Couchette mit niedriger Rücklehne, von einem Kissen gestützt, ein junges Mädchen in einem weißen

Kleide. Beim Eintritt des Angekommenen streckte sie ihm lächelnd die Hand entgegen und heitere Freude strahlte in ihrem durchsichtig lieblichen Gesicht, in welchem die feingeschwungene Linie der blaßroten Lippen und die bläulich pulsierenden Adern der Schläfen allein verrieten, daß Blut unter der wachsweißen Haut rolle. „Mein lieber Malthus!“ sagte sie innig — und er beugte sich über sie und küßte die marmorweiße Stirn und die schmale Hand. Es lag tiefe Zärtlichkeit, Ehrerbietung und Besorgnis in seinem Ton, als er frug: „Wie geht Dir's heute, Seraphine?“ „Oh, es geht mir sehr gut,“ war die heitere Erwiderung, während welcher sein zweifelnder Blick die zerbrechlich zarte Gestalt überflog — eine Gestalt, welche ebensogut ein vom Winde verwehtes weißes Rosenblatt hätte sein können! Es war nichts an derselben zu sehen, was auf ein Gebrechen hätte schließen lassen. Normal, wenn auch außerordentlich schmächtig und gleichsam nur angedeutet, waren die Umrisse der ruhenden Figur, dennoch empfing man auf den ersten Anblick die Gewißheit, es mit einer Leidenden zu thun zu haben, denn physische Schmerzen hatten ihren untrüglichen, doch auch verklärenden Stempel auf die Stirn gedrückt.

Der junge Offizier steckte die Wasserrosen in eine mit frischen Vergißmeinnicht gefüllte Kristallschale, welche neben dem Divan auf einem Tischchen stand.

„Wie gut von Dir, Malthus. Du hast an mich gedacht! Setze Dich und laß uns etwas plaudern!“ Doch zu einer Plauderei kam es jetzt nicht, denn in diesem Augenblick ward die Glasthüre wieder geöffnet und ein junges Mädchen, dem die schweren goldblonden Zöpfe lang über den Rücken hingen, kam herein, gefolgt von einem etwa dreiundzwanzigjährigen Mann mit langen, dunkeln Locken, in einem künstlerhaften Samtröckchen.

Malthus stand auf und das junge Mädchen flog auf ihn zu. „Ich sah Dein Pferd schon draußen, Malthus,“ sagte sie lächelnd und erhob ihr rundes, kindliches Apfelblütengesicht, welches in seiner taufrischen Gesundheit gar lieblich anzusehen war, umrahmt vom üppigen, blonden Haar.

Er zog eine der Wasserrosen aus der Schale und steckte dieselbe vorsichtig in die schimmernden Haarwellen — „siehst

Du, Herzblatt, das habe ich Dir mitgebracht," sagte er heiter.

Sie dankte ihm mit einem schwesterlichen Kuß, wandte sich aber dann sogleich nach ihrem Begleiter um, welcher Seraphine begrüßt hatte. „Sieh doch, Leon, sieht es hübsch aus?" —

Der junge Mann blickte sie prüfend an. „Oh ja, aber etwas mehr auf die Seite," sagte er dann im Ton eines Kunstkritikers.

Ein ironisches Lächeln flog über das Antlitz des Husaren.

„Das Urteil des Großmeisters!" sagte er.

„Hörst Du, Malthus?" bat das blonde Mädchen mit kindlichem Schmeicheln, „stecke mir die Blume, wie Leon es hübsch findet."

„Bewahre, mein Sternchen, ich habe sie nicht für Vetter Leons Auge, sondern für mich hineingesteckt, und ich kann es auch beurteilen, ob mein Schwesterchen hübsch aussieht oder nicht. Es bleibt so!"

Das blasse, feingeschnittene Gesicht des jugendlichen Kunstkenners nahm einen verbitterten Ausdruck an. Er wandte den übrigen den Rücken und trat vor eine kleine Staffelei, auf welcher ein halbvollendetes Bild stand. „Ich will nicht hoffen, daß Du in diesem Lichte malst, Stella" sagte er, indem er die Staffelei umstellte, sich dann davor setzte und ohne weiteres an dem Bilde zu korrigieren begann. Malthus setzte sich wieder neben Seraphine, welche jetzt leise sagte: „Irgend etwas hat Dir weh gethan, Malthus, ich sah Dir's an den Augen an."

„Sind sie solche Verräter?" frug er scherzend. „Du verstehst mich in der That nur allzugut! Ich glaube, ich könnte nie ein Geheimnis vor Dir haben, Seraph!"

„Ja, ich verstehe Dich!" sagte sie mit aufstrahlendem Blick und reichte ihm die Hand, „wie sollte ich auch nicht? Bist Du nicht mein erster Gedanke im Leben? Bist Du nicht mein Stolz und mein Glück? Oh, Malthus, und vor allem mein erstes Gebet!" Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und er schlang sich, gedankenverloren, ihre weichen, schwarzen Locken um die Hände — dann sagte er: „Aengstige Dich aber nicht, Seraphine, es ist nichts, was Dir Sorge machen könnte. Es war in der That gar nichts als ein merkwürdiges Zusammentreffen."

„Ich fürchtete, Du hättest Unannehmlichkeiten gehabt." — „Nein, und ich habe Dir auch nichts zu beichten" — sagte er lächelnd, „ich bin in letzterer Zeit sehr vernünftig gewesen — aber Seraphine, leicht habe ich es wirklich nicht!"

„Du wirst es schon lernen," sagte sie tröstend, „und es ist auch wohl nicht so schlimm, wie Du es selber schilderst." Ihre Stimme war ermutigend, aber ein leichter Schatten flog über ihr lilienblasses Gesicht.

„Dir zuliebe bin ich auf der Hut," fuhr er fort, „doch ahnst Du nicht, welche Versuchungen täglich an mich herantreten. Ich kann es nicht ändern, daß ich die Fähigkeiten zu einem großen Herrn habe."

„Denke an unseren Vater," bat sie, „wenn je das Gefühl der Armut, der Unfähigkeit „mitzumachen" Dich bedrückt, so denke daran, welch ein Schicksal er hatte! Es ist leichter, Entbehrung und Mittellosigkeit ertragen, wenn man von Kindheit an mit seiner Lage vertraut ist, als den plötzlichen Sturz aus unbeschränktem Luxus ins Elend männlich zu überstehen. Doch mir ist für Dich auch nicht bange," schloß sie heiter, „und vielleicht ist es das größte Glück, was Dir widerfahren konnte, daß Dir kein reiches Erbe in den Schoß fiel."

„Ja, da kannst Du recht haben," versetzte er lachend, „wenigstens für dies Erbe ist es ein Glück!" — „Ja, es wäre bald in Marställen angelegt!" ergänzte Seraphine heiter.

Sein Blick leuchtete auf — „siehst Du, das ist es! Das ist auch die härteste Prüfung für mich, ein billiges, gewöhnliches Pferd reiten zu müssen, während meine Kameraden sich auf den besten Tieren tummeln."

„Die Obristin hat mir aber versichert, Du seist der beste Reiter im Regiment."

„Aha! Gib mir nur erst ein Tier, aus dem sich was machen läßt — sie würde noch mehr sagen! Seraphine, heute habe ich ein Pferd gesehn, doch wozu es beschreiben!" Wieder verdunkelte sich sein Blick und er preßte die Lippen zusammen.

„Hat das Dich verstimmt?" — frug sie.

„Es war noch mehr dabei" . . . er zögerte; sie sah ihn fragend an, fast befremdet. Es war noch nie vorgekommen, daß er ihr nicht das unumwundenste Vertrauen geschenkt hätte. Er

kämpfte die Bitterkeit nieder, dann sagte er laut, indessen die Unterhaltung bisher flüsternd geführt worden war: „Der Oberst hatte mich nach L. geschickt zur Pferdeschau. Um den Weg zu kürzen, riet mir Lettow, quer durch die Tannhäuser Wälder zu reiten.“ Stella, welche bisher schweigend über die Schulter des malenden Jünglings geblickt, wandte jetzt den Kopf und kam unwillkürlich näher, die großen, blauen Augen erwartungsvoll auf den Bruder gerichtet. „Nun, ich überwand meine Abneigung und ritt durch. Drei Stundenlang führte mich teils die Sonne, teils ein Fußpfad durch die Wälder, Torfmoore und Wüsteneien, durch zerfallene Dörfer und primitive, steinbesäete Felder. Die schönste polnische Wirtschaft!“

„Sahst Du das Schloß?“ frug Stella schüchtern. — „Nein. Schloß Tannhausen blieb mir eine gute Stunde links. Ich begegnete auch niemand, ausgenommen in den Dörfern, und da war es keine Freude! Rückwärts aber kam ich an einem Teiche vorbei, und da sah ich, daß auf dem Wasser Deine Lieblingsblume, Seraphine, zu Dutzenden blühte; die ersten im Jahr.“

„Nicht die ersten“, sagte der junge Mann an der Staffelei, ohne aufzublicken, „Leona hat eine ganze Schale voll.“

„Ah, Herr von Lettow ist wohl ein sehr aufmerksamer Bräutigam?“ frug Seraphine.

„Ja, das wenigstens ist er“, versetzte Leon sarkastisch lächelnd.

„Das wenigstens?“ wiederholte Stella nachdenklich, „weshalb hat sie ihn denn da genommen?“ — „Jedermann hat seinen Geschmack, doch wir unterbrechen Deinen Bericht!“

Malthus war ein viel zu guter Kamerad, um nicht zu erwidern: „Auf Lettow lasse ich nichts kommen. Er ist ein famoser Kerl.“

Leons kurze Oberlippe zuckte ironisch in die Höhe, doch er sagte nichts. Malthus fuhr fort: „Nun ja, natürlich dachte ich beim Anblick der Wasserrosen an Dich, Seraphine, besann mich nicht lange, setzte in den Sumpf und holte bald mehr, als ich tragen konnte. Wie ich mich wieder dem Ufer zuwandte und dasselbe erklomm, hörte ich Pferdegewieher. Im nächsten Augenblick schon prallte ich zurück, denn über mir am steilen Rand erschien ein Reiter und eine Reiterin — und ich muß gestehen,

mich erfaßte keine geringe Beklemmung, denn mir ahnte augenblicklich, wen ich vor mir hatte."

Auch Leon wandte sich jetzt dem Sprecher zu, Stella blickte voller Neugierde auf; über Seraphines durchsichtig weißes Antlitz flog zum erstenmal ein leichter Rosenschimmer. Sie atmete tief auf, ihre Lippen zuckten nervös.

„War es wirklich Baron St. Alban?" frug Stella schnell, „und war die Dame seine Nichte, die Gräfin Rhede?" — „Ja, zweifelsohne." — „So hast Du sie gesehen?" fragte das Mädchen tiefaufatmend.

„Die verzauberte Waldfee!" sagte Seraphine, schon wieder lächelnd.

„Ein romantisches Abenteuer also!" — bemerkte Leon.

„Lieber Vetter", versetzte Malthus lachend, „ich kann Dir versichern, daß mich, ganz abgesehen von der Unannehmlichkeit dieser Begegnung überhaupt, die Romantik ganz im Stich ließ, in jeglicher Hinsicht! Ich hatte die Empfindung eines kleinen Jungen, der in Nachbars Birnengarten erwischt wird. Blumen sind doch wohl vogelfrei — hundertmal habe ich die Freveltat begangen, auf einer fremden Wiese Vergißmeinnicht für Seraphine zu rauben — aber die Wasserrosen des Tannenhäuser Waldteiches brannten in meiner Hand, als Baron St. Alban urplötzlich vor mir stand, ich hätte sie fortwerfen mögen. Eh bien, erst starrten wir uns an, — eine Vorstellung fand gar nicht statt — dann ward ich Herr meines Schreckens und offerierte den Blumenstrauß der jungen Dame, wobei ich sagte, ich erlaubte mir, die Seerosen der rechtmäßigen Besitzerin zuzustellen .. innerlich war ich wie vernichtet. Nie in meinem Leben habe ich mehr gefühlt, ein Räuber und Bettler auf dem Boden zu sein, der von rechtswegen mein wäre!"

Wieder sprühte das feurige Auge zornig auf, Seraphine nahm seine Hand in ihre beiden und flüsterte: „Denke nicht daran, Malthus."

„Wie sieht er denn aus?" frug Stella.

„Wie ein spanischer Räuberhauptmann", versetzte ihr Bruder, dessen Aufwallung schon wieder vorüber war, „er trug einen Hut mit Hahnenfeder und einen Dolch. Bist Du befriedigt, Stern?"

„Du bist ein unartiger Bruder", sagte sie lächelnd, „aber Du kommst nicht so bald los! Bitte, bitte! Ist er groß? Ist er alt? Ist er liebenswürdig? — „Ich habe Dir gesagt, wie er aussieht. Alt ist er nicht, aber auch nicht jung. Und groß in der That. Ein wahrer Hüne. Aber liebenswürdig — gütiger Himmel! Eher will ich glauben, daß er tiefsinnig ist."

„Und die junge Dame? das möchte ich noch wissen!" bat Stella, „ist sie hübsch?" — „Hübsch? — darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht."

„Und das ist doch sonst bei Euch Herren vom Regiment die erste Frage!" warf Leon spöttisch ein.

„Ja, siehst Du, bei gewöhnlichen Erdenweibern! Aber was dies Kind der Wälder betrifft, so stand sie allein in der Schöpfung und da war nichts, womit ich sie hätte vergleichen können, außer etwa einer Amsel, die sich über uns auf dem Ast schaukelte, oder ein brauner Fichtenpils, der am Boden stand ... beiden sah sie gewissermaßen ähnlich."

„Also ein Naturkind!" sagte Seraphine.

„Vollkommen. Baron St. Alban schien auch in nicht geringer Besorgnis zu sein, was nun nächstens gesagt werden würde. Er behandelte sie vollständig als Kind, und sie errötete auch wie ein korrigiertes Schulkind, das nicht recht weiß, worin es fehlte."

„Wie ist eigentlich die Verwandtschaft zwischen ihnen?" frug Leon, der jetzt die Staffelei fortstellte, „er ist ihr Vetter?"

„Nein, ich glaube, er ist ihr Onkel. Er hatte einen älteren Stiefbruder, Graf Ottomar Rhede. Das war ihr Vater. Sie ist die Erbin von Tannhausen, doch das große Vermögen fiel zum Teil auch ihm zu."

„Demnach wäre Gräfin Sibylla weit und breit die beste Partie", sagte Malthus.

„Und weshalb wird sie denn so eingesperrt gehalten?" frug Stella mitleidig, „lebt sie ganz allein in dem alten dunkeln Schloß?" —

„Weißt Du nicht, daß die alte Baronin St. Alban noch lebt, die Mutter des Baron? Gräfin Sibylla ist Waise und wird von der Tante erzogen."

„Das ist ja aber die reine Gefangenschaft! — Du bist der erste Sterbliche, der sie zu sehen bekam", rief Stella.

„Ja, es ist grausam. Meine Kameraden erzählten neulich, Frau von St. Alban hielte den „Goldfisch" deshalb wie im Kloster, damit kein anderer als der Sohn den Schatz hebe. Ob dies war ist, weiß und hoff ich nicht, ich wollte dem armen Kinde, dessen Leben trübselig genug sein muß, einen anderen Gatten wünschen als jenen finsterblickenden Rinaldo!"

„Du solltest es selbst werden, Malthus!" — „Nie und nimmermehr!" war die stolze Zurückweisung — ein helles Rot lief über die blendend weiße Stirn des jungen Husaren — „das hieße, sich nicht nur Bettler fühlen — nein, Bettler sein!"

„Ja, Du hast recht", sagte Stella traurig.

Hier unterbrach der Eintritt einer freundlichen alten Dame das Gespräch der jungen Leute und erinnerte Malthus an sein wartendes Pferd. „Kannst Du nicht zum Abendbrot bleiben?" frug Frau von Sternheim herzlich.

„Ich danke Dir, Tantchen. Ich muß im Gegenteil augenblicklich fort, sonst bekomme ich es mit dem Oberst zu thun — oder was noch schlimmer ist, mit der Obristin!"

Die Tante lachte, Seraphine frug schelmisch: „Was? Kann Tante Julia Dich auch schelten?"

„Die Krone des Regiments!" flüsterte Stella beim Abschiedskuß.

„Spottet nicht!" war die lachende Erwiderung. „Nun, Leon, was soll ich Deiner Mutter sagen, wenn sie nach Dir fragt?"

„Sie wird nicht viel fragen", war die bittere Antwort, „Du kannst Dir die Mühe sparen. — Wenn Großmama erlaubt, bleibe ich zum Abendessen da."

Frau von Sternheim klopfte ihm freundlich auf die Schulter, „bleibe, lieber Leon", sagte sie, doch ihr Auge folgte der jugendlich schönen Erscheinung des jungen Offiziers, welcher vor der Glasthür sein Pferd bestieg, noch einmal freudig der kranken Schwester zuwinkte und dann galoppierte, daß die Funken stoben. Ein Diener kam jetzt und deckte auf der Glasveranda den Abendtisch, der alte Onkel Sternheim hatte sich seine Pfeife angezündet und spazierte auf dem Kiesplatz unter den Akazien auf und nieder.

„Nun, Stella, läßt Du Deinen Onkel so lange allein?" rief er in die offene Glasthür. Sein Liebling kam herausge-

flogen, blickte schmeichelnd an dem alten Herrn empor und sagte leise: „Leon ist ja eben erst gekommen und wollte mit mir einmal bloß um die Wiese gehen. Nicht wahr, Du bist nicht böse? Ehe Friedrich die Abendsuppe bringt, sind wir wieder da, dann sitze ich auch neben Dir, Du bestes Onkelchen."

„Na, es ist schon gut, geh nur," sagte der alte Herr gutmütig „wenn ich nur um Himmelswillen wüßte, was Ihr Euch so Hochwichtiges mitzuteilen habt!"

Stella antwortete nichts, denn in diesem Augenblick erschien der junge Mann in der Thür, und sie schloß sich ihm an, während er einen sich durch die Anlagen schlängelnden Kiesweg einschlug.

II.

Als sie in das Birkenwäldchen traten, wo die Schrägstreifen der untergehenden Sonne durch das lichtgrüne Laub fielen und die Finken jubelnd schlugen, frug Leon endlich im Tone eines, der allein das Recht zu solcher Frage hat: „Was hast Du getrieben, während ich nicht hier war, Stella?"

„Meistens Klavier gespielt", versetzte sie, „ich habe mir das Presto von Beethoven eingeübt, welches Du mir angestrichen hattest." — „Gut, Stella. Wenn Du nach Altstadt kommst, so mußt Du es mir vorspielen. Es ist ganz köstlich. War Dein Singlehrer hier?" „Ja, Herr Müller kam vorgestern und ließ mich den „Wanderer" von Schubert singen." „Dieser Unsinn! „Der Wanderer" ist viel zu tief für Deine Stimme." — Stella errötete und sah schnell auf. „Das hast Du mir schon einmal gesagt, und daher machte ich diese Einwendung. Doch er wollte nichts davon wissen. Schließlich fing ich an zu weinen, damit endete die Singstunde."

„Warum weintest Du?" frug er weiter.

Stella zögerte, doch ein Blick seinerseits genügte, um sie moralisch zu zwingen, ihm Antwort zu geben. „Er sagte, Du seist ein Dilettant und Dein Urteil könne nicht maßgebend sein..",

die sanften blauen Kinderaugen sprühten vor Entrüstung, „nein Leon! das konnte ich doch nicht mit anhören. Ich sagte ihm, Du verständest zehnmal mehr von allen Dingen als alle Fachmänner zusammen, und Dein Urteil über Musik sei ebenso maßgebend, wie Dein Urteil über andere Künste.“ Sie sprach erregt. Er legte beschwichtigend die Hand auf ihren Arm. Die leise Berührung ließ sie verstummen, senkte ihr Gesicht und trieb ein tiefes Erröten in ihre Wangen.

„Ich maße mir nicht an, Deine Verteidigung zu unterschreiben,“ sagte er, feinlächelnd, „doch ich danke Dir warm und aufrichtig für den Mut, mit welchem Du stets auf meiner Seite stehst.“ „Ich verdiene keinen Dank,“ murmelte sie fast unhörbar, „wie könnte ich Dich angegriffen sehen, ohne Dich zu verteidigen? Wie kann ich Dich leiden sehen, ohne mit Dir zu leiden?“ — Es standen Thränen in ihren Augen.

„Ja, das weiß ich,“ versetzte er mit einer Weichheit, die seltsam genug gegen sein bisheriges verschlossenes Wesen abstach, „Seraphine ist mein guter Engel, zu dem ich beten könnte, Du aber bist mir mehr, Stella . . . die Teilhaberin, Vertraute und Gefährtin meines innersten Seelenlebens, meine Schülerin . . . die bald ihren Meister überholen wird.“

Thränen erstickten ihre Stimme, als sie erwiderte: „Das will ich gar nicht. Und es ist auch unmöglich. Sprich nicht hiervon.“ Sie blieben jetzt am Wiesensaume stehen. Eine bleiche weiße Scheibe stand schon am Himmel, die Bäume reckten ihre langen verzerrten Schatten über die Rasenflächen hin, aber ihre Kronen waren noch licht rötlich angehaucht vom Widerschein des westlichen Abendhimmels. Das weiße Haus blickte schelmisch aus dem grünen Laube heraus und seine Fenster flammten in funkelndrotem Schein. Stella lehnte sich an den Stamm einer Eiche und blickte mit träumerischem Behagen vor sich hin in die blaue, laue Abendluft, in welcher die Schwalben ihre Kreise zogen. Leon zog ein Taschenbuch hervor, und nachdem er mit einem Blick die Schönheit des friedlichen Abends gleichsam erfaßt hatte, warf er einige Zeilen auf das Papier. Stella wandte den Kopf, sah ihm über die Schulter und las die Worte, wie sie dem Stift entglitten:

Das Abendrot umstrahlt die Birke,
Gut' Nacht! du holdes, schlankes Kind,
Bald deckt dich Nacht mit dunkelm Schleier,
Die Sterne deine Wächter sind.

Du träumst wohl von des Tages Freuden,
Von Vogelsang und Sonnenschein —
Ihn, der in deinem Schatten ruhte,
Schließ' mit in diese Träume ein.

Stella seufzte wie befriedigt auf. „Ich kann mir die Melodie schon denken, die Du den Versen geben wirst," sagte sie.

„Die Melodie wird kommen!" versetzte er, das Buch wieder einsteckend, „vielleicht schon auf dem Heimweg. Dieser dichterische Gedanke gilt besonders Dir, Stella, mich frappierte die Ähnlichkeit, welche zwischen Dir und jenen weißen, zarten Bäumen drüben ist". „Wirklich, Leon?" sie lächelte glücklich, — „doch gib mir Dein Buch, es sind noch mehr Gedichte darin, die ich noch nicht kenne." Er reichte es ihr schweigend und beobachtete ihre beweglichen Züge während des Lesens.

„Oh, dies kleine hier, Du hast es kaum leserlich an den Rand geschrieben, es ist herzig! Ein süßes, kleines Ding, ich könnte selber eine Melodie dazu finden!" „Versuch' es doch," ermutigte er lächelnd.

Sie sang leise, bald so, bald so probierend die Worte vor sich hin:

Veilchen, dich grüß' ich,
Veilchen, dich küß' ich,
Veilchen, du Frühlingsblick! —
Durch dich schaut er,
Durch dich vertraut er
Aufs neue dem Erdenglück! —

„Jetzt habe ich es schon, — a-Dur . . . warte noch ein wenig! Gleich wird es mir klar sein. Noch heute Abend schreib ich's nieder."

Sie wandten sich jetzt dem Heimgange zu. „Wie seltsam das ist," sagte sie nach einer Pause, „daß Du zu allem Talent hast. Neulich hatten wir hier solch eine Debatte — das heißt, ich hörte bloß zu. Seraphine sagte, der Mensch könne nur einem Talent vollkommen genügen. Zu viele Gaben zersplitterten sich. Die Majorin Schwartz widersprach dem. Ich dachte an Dich. Frau von Schwarz hat doch recht?"

„Das kann ich nicht entscheiden. Ich gebe zu, daß ich glücklicher wäre, hätte ich nur ein Talent und widmete diesem

alle meine Energie. Aber so wie es nun einmal ist, läßt sich nichts d'ran ändern. Mich zieht es hin und her, von der Feder zur Palette, vom Meißel zur Taste, jedes überwältigt mich und scheint mir im Augenblick, wo ich dabei bin, wie die Welt, für welche ich bestimmt bin. So bleibt es eben beim „Dilettantentum," und ich sehe keine Auflösung des Konfliktes. Aber sage mir, was willst Du malen, wenn Deine Alpenhütte fertig ist?"

„Ich weiß es noch nicht," versetzte sie „Du warst eben nicht da, mir zu raten."

„Ja, ich konnte nicht kommen, ich schrieb. Es hielt mich wie mit Ketten am Schreibtisch. Jetzt ist „Irene" fertig. Du sollst es morgen haben. Doch was Dein Bild betrifft, so wünschte ich, Du versuchtest es einmal mit der Natur."

„Oh, Leon, wie herrlich!"

„Ich hoffe, es soll Dir ganz gut gelingen. Ich fand gestern eine sehr hübsche Stelle, nicht allzuweit von hier, im Walde — ein Hohlweg, mit Tannen und Kiefern überdacht. Der rotbraune Fels und die grünen Bäume bilden einen hübschen Rahmen für die durchschimmernde, blaue Ferne des Waldes."

Beide traten jetzt unter die Akazien, auf die weinumrankte Veranda. Hier stand der Tisch mit dem einfachen Abendessen, der Onkel saß rauchend auf seinem großen Lehnstuhl, Stella setzte sich neben ihn, die Tante drohte ihr lächelnd mit dem Finger: „Du kleine Schwärmerin! Ueber Deinen Kunstergüssen hattest Du ganz vergessen, daß ich Dir auftrug, die Abendsuppe zu bestellen. Nun müssen wir mit sauerer Milch vorlieb nehmen."

Das kindliche Gesicht errötete, sie wandte sich zum Onkel, welcher vergeblich versuchte, ein grimmiges Gesicht zu schneiden. „Bist Du böse auf mich, Onkelchen?" frug sie lächelnd, im sichern Bewußtsein, daß der gute alte Onkel über nichts in der Welt auf seinen vorgezogenen Liebling böse sein konnte.

Sie war so sanft, so von Herzen gut, daß man allerdings, wie Malthus sagte, nichts thun könne, als sie verwöhnen. Leon frug, ob Seraphine nicht herauskommen würde, und erbot sich, ihr zu helfen, aber die Tante verneinte es. „Sie ist etwas angegriffen und wollte im Gartensaal bleiben. Es ist ihr in den letzten Tagen nicht gut gegangen, viel Herzklopfen und Kopfweh."

„War der Doktor da?" frug Leon. „Jawohl, zweimal. Er verordnet immer frische Luft und Bewegung, doch wie ist letzteres möglich? Wenn beide Füße gelähmt sind, so helfen ja auch Krücken nichts. Fahren verträgt sie gar nicht, wegen ihres Kopfes." Die alte Dame seufzte traurig und der Onkel prustete, um seine Gemütsbewegung zu verbergen, denn er war sehr weichherzig und liebte es doch beileibe nicht, sich dies merken zu lassen, da er ein „alter Soldat" war, wie er stolz sagte. Nach dem Abendessen war es die Lieblingsgewohnheit des alten Oberst von Sternheim und seiner Frau, Arm in Arm durch das Birkenwäldchen, welches nebst den Wiesen noch zum weißen Haus gehörte, einen Spaziergang zu machen. Dabei wurden die am Tage vorgefallenen Dinge besprochen, neugepflanzte Bäume und Sträucher betrachtet und alle Familienangelegenheiten beredet. Stella setzte sich unterdessen an einen Tisch im Gartensaal und schrieb ihre musikalischen Gedanken nieder, Leon aber zog sich ein niedriges Tabourett neben Seraphines Divan, und diese legte die Bibel, in welcher sie gelesen hatte, hin und frug freundlich: „Wie geht es Dir, lieber Leon?" „Nicht besser und nicht schlechter als sonst, dennoch sehnte ich mich recht nach einer Aussprache mit Dir. Stella hat ganz recht, Du bist die einzige, bei der ich neben dem Verständnis auch Trost und Rat finde! Ich muß beides zusammen haben. Das Verständnis allein hilft mir nicht weiter, und der gute Rat allein — das ist das unerträglichste!"

Sie sah ihn mitleidig an. „Mein armer Leon," sagte sie dann, „was gäbe ich darum, Dich ganz befriedigt und zufrieden zu sehen." „Wann kann das jemals geschehen?" frug er mit einer resignierten Kopfbewegung, „Bitterkeit, wohin ich blicke! Mein Leben verkümmert durch Spott und Verachtung. Mein Streben zurückgedämmt, meine Existenz eine Null! Ein Fremder im eigenen Elternhause! Und weshalb dies alles? Bloß weil ich einen Rock aus Samt und unverschnittenes Haar trage, und höhere Interessen habe als ein Pferderennen oder einen Orden! Das kann mir meine Mutter nicht vergeben, und darüber lächelt mein Vater mitleidig!" „Ich weiß es wohl, daß Deine Mutter Dich nie so recht verstanden hat, schon als Kind nicht, aber versetze Dich in ihre Lage, in ihren Charakter, in ihre

Wünsche, Du wirst es begreiflich finden! Ich habe viel, viel darüber nachgedacht. Es ist gewiß für Tante Julia ein tiefer Schmerz, daß gerade ihr Sohn kein Interesse hat für den Stand, in welchen sie lebt und webt."

„Unmöglich!" war die bittere Erwiderung, „ich habe den aufrichtigen Wunsch, ein guter Sohn zu sein, aber meine Neigungen laufen weit ab von dem Treiben, welches das Lebenselement unseres Hauses bildet. Das fade, nichtssagende Geschwätz der Offiziere ekelt mich an, die in Formen gezwängte militärische Disziplin ist mir unsympathisch, für die Freuden des Sport und der Trinkgelage habe ich kein Verständnis. Die Folge ist, daß man mich auslacht und die Achseln zuckt."

Seraphine sah still vor sich hin, in Gedanken verloren. Nach einer Weile fuhr er im selben, herben Tone fort: „die Wurzel der Disharmonie meines verbitterten Lebens lag ja schon in meiner Kindheit. Stella wird sich dessen erinnern, denn zum Bewußtsein dessen, daß ich kein Verständnis fand, kam ich ja erst, als nach dem Tode Eurer Eltern mein Vater Malthus und Stella ins Haus nahm. Bis dahin hatten Leona und ich in der Kinderstube gelebt, eine Bonne lehrte uns das ABC, die Mutter kümmerte sich gar nicht um uns. Sie ging auf im Soldatenleben. Da kamen die beiden zu uns."

„O, wie gut erinnere ich mich dessen," fiel Seraphine ein, „Du warst ein blasser, mürrischer kleiner Knabe und maltest den ganzen Tag mit der ernsthaftesten Miene Löwen und Leoparden auf Deine Tafel, während Leona Deine Steckenpferde ritt."

„Jawohl, so war es immer! Aber ich war bis dahin doch glücklich gewesen. Jetzt aber kam Malthus ins Haus, ein großer, rotwangiger Bursche, der jedes Pferd ritt und mit dem Säbel Katzen und Mäuse tot schlug. Er hatte Mamas Herz im Sturm gewonnen, und nun wurde sie erst aufmerksam auf mich. Weshalb ich denn nicht auch so sei? Ob ich wohl je solch ein Bursche werden würde? Sie begann über meine kindischen Versuche, alles das, was mich bewegte, niederzuschreiben, zu spotten. Um mich ehrgeizig zu machen, ward Malthus für jeden tollen Streich gelobt und mir zum Vorbild gestellt. Auch mein Vater ließ es mich fühlen, daß er den Vetter mir vorziehe. Natürlich

wurde ich nur noch unliebenswürdiger und verschlossener, zog mich ganz zurück und vermied es, mich Leonas Neckereien und Malthus Übermut auszusetzen .... vor allem aber, meiner Mutter in den Weg zu kommen. Du kennst sie, sie ist lebhaft und warm, und nimmt es mit ihren Worten nicht so genau. Sie verletzte und kränkte mich oft tief, vielleicht ohne es selber zu wollen, indem sie das verachtete und verspottete, was mir so heilig und hoch war — mein Streben nach geistigen Gütern, nach Ausbildung meiner Gaben. Was mich interessierte, war ihr gleichgültig. Sie begriff nicht, wie man über ein Lied weinen könne, ein Bild eine Stundelang anstaunen und sich die Hände mit Farben beklexen könne. Meine Zeichenhefte warf sie ins Feuer, meine Versuche, aus Thon zu modellieren, aus dem Fenster, und als ich trotz der Lektüre der aufregendsten Räuber- und Kriegsgeschichten kein „wilder Junge" wurde, gab sie es endlich auf und ließ mich laufen. Sie tröstete sich mit Malthus. So wie ich nun erklärte, ich würde nun und nimmer Soldat, verlor meine Zukunft alles Interesse für sie — denn Du weißt ja, in ihren Augen ziert nur ein Säbel wirklich die Hand des Mannes. Andere Mütter — er lächelte ironisch — weinen, wenn das 21. Lebensjahr des Sohnes denselben zwingt, sich zu stellen, und ihn zu den groben Arbeiten eines Pferdewärters herabwürdigt; als ich vor zwei Jahren bei dieser Gelegenheit freigesprochen wurde, weil meine Brust zu schwach gebaut sei, da rang sie die Hände über diese „Eselei" der Ärzte und es fehlte wenig, so hätte sie es erzwungen, daß ich mein Jahr abdienen solle so gut wie ein andrer."

Während des Sprechens hatte Stella ihren Platz verlassen und war leise näher gekommen, jetzt stand sie etwas zaghaft neben Seraphines Divan. Ihre Augen waren wieder mit Thränen gefüllt, — das stand dem rosig sanften Gesicht so natürlich wie der Tau der Apfelblüte. Leon schüttelte seine dunkeln Locken zurück und sah zu ihr auf. Dann wich der bittere Ausdruck seines Gesichtes einem Lächeln. Ruhig, so, als habe er ein unbestrittenes Recht darauf, nahm er ihre Hand und zog sie neben sich. „Ja, Stella, was wäre wohl damals aus mir geworden ohne Dich?" Sie ließ ihm willenlos ihre Hand und blieb mit gesenktem Kopfe neben ihm stehn. Eine

ihrer langen, goldblonden Flechten lag über seiner Schulter. „Dich wenigstens ließ man mir," fuhr er fort, „denn mit Dir wußte man auch nicht viel anzufangen, da Du nicht mit Leona auf Bäume klettern und die Gouvernante schikanieren wolltest. So waren wir immer zusammen, und Du tröstetest mich, wenn Papa mich wegen Träumereien und Unpünktlichkeiten, Mama wegen Sentimentalität ausschalt."

Seraphine sah mit einer Art träumerischer Frage in ihren samtschwarzen, klaren Augen auf das junge Paar vor sich, sie boten ein so hübsches Bild, der junge Künstler mit den langen Locken und dem Antlitz, dessen rein römische Profillinie in zartester Kontur verlief, und das kindliche Mädchen neben ihm in dem leichten, lichtrosenfarbenen Sommerkleid, einen Strauß Federnelken und Maiglocken im Gürtel. „Und Stella verdankst Du wohl auch hauptsächlich die Erlaubnis, daß Du ein Jahr in Düsseldorf studieren konntest," sagte Seraphine endlich.

„Sicherlich," versetzte er, „ohne meinen tapferen Kampfgenossen wäre es nie dazu gekommen, aber sie war so mutig wie ein Löwe. Sie, die sonst vor Schüchternheit nicht den Mund aufthat vor den Eltern, konnte plötzlich bitten und flehen, schmeicheln und drängen, daß Mama die Hände über den Kopf zusammenschlug! Glaube mir, Stella, das vergesse ich Dir nicht. Wo nahmst Du nur den Mut her?"

Er versuchte lächelnd, ihr in die Augen zu sehen, aber sie senkte den Kopf. Ja, wo nahm sie wohl den Mut her?

Die Großeltern kamen jetzt wieder zurück, und Leon verabschiedete sich. Er ging zu Fuß in die Stadt zurück. Vorher machte er noch ab, daß er in den nächsten Tagen kommen würde und mit Stella im Walde malen. Frau von Sternheim war einverstanden, — es war ja nun einmal angenommen, daß wo Stella war, dort Leon auch hingehörte, als Lehrer, als Schutz, als unzertrennlicher Gefährte. Das innige Verhältnis zwischen beiden datierte aus frühster Kindheit, — Leon galt trotz seiner dreiundzwanzig Jahre für einen halben Knaben, und Stella? — das Äffchen, sie trug ja noch vor einem Jahre kurze Kleider. Kein Mensch im Hause hatte bemerkt, daß sie ein erwachsenes Mädchen geworden, denn neben Seraphine, welche fünfundzwanzig Jahre zählte, galt sie natürlich für ein Kind. Daß sie voll-

ständig, mit Herz und Verstand unter Leons Autorität stand, sah man wohl, aber man war das ja seit jeher gewöhnt.

„Ihr habt Seraphine mit Eurer Plauderei doch nicht angegriffen?“ frug Frau von Sternheim besorgt, indessen Seraphine lächelnd hinüberrief: „Tantchen, nächstens wirst Du wohl allen in meiner Gegenwart das Sprechen verbieten. Ihr verwöhnt mich viel zu sehr.“

„Denke Dir, Onkel,“ begann Stella wichtig, „Malthus hat heute den Baron St. Alban und die Gräfin Sibylla von Rhede gesehen.“ „Was der Tausend! Ich denke, der Mann ist nie zu Hause.“ — „So dachten wir auch. Er muß doch von Zeit zu Zeit zurückkommen. Er hat Malthus gar nicht gefallen. Ich muß jetzt immerfort an Gräfin Sibylla denken. Ob sie sie wirklich eingesperrt halten?“ — „Das können wir nicht wissen, Schloß Tannhausen ist sehr weit, man hört nichts von den Leuten, mag auch nichts von ihnen hören,“ schloß der alte Herr grimmig.

„Ich würde sehr gerne Papas Brief an uns wieder lesen. Ich war ein kleines Kind, als Du ihn uns vorlast.“

„Seraphine hat ihn, glaube ich.“

Seraphine gab der Schwester einen Schlüssel mit der Anweisung, wo sie zu suchen habe, Stella lief fort und kam bald mit einem Packet Papiere zurück, welche sie aus einander faltete. Es waren mehrere engbeschriebene Bogen.

„Wenn es Seraphine nicht angreift, könntest Du es laut vorlesen,“ sagte Frau von Sternheim, und da Seraphine versicherte, sie würde es gern wieder hören, begann Stella eben den ersten Bogen, als aus demselben ein weißes, versiegeltes, doch nicht adressiertes Kouvert fiel. Seraphine hatte es fallen sehen. „Gib es mir. Es gehört mir,“ sagte sie ruhig, Stella stand auf, kam an den Divan und reichte der Schwester den Brief. Es fiel ihr auf, daß Seraphines Hand kalt war, wie sie den Brief nahm und in die Falten ihres weißen Mullkleides schob.

Das Schriftstück lautete:

III.

An meine geliebten Kinder Seraphine, Malthus und Stella.

Nach meinem Tode werden diese Blätter in Eure Hände fallen und Euch den über Tod und Grab hinausreichenden Segensgruß Eures Vaters bringen. Sie sollen Euch auch aufklären über die Gründe unseres traurigen Schicksals und es verhindern, daß Ihr falsche Vorstellungen in Bezug auf die Vergangenheit gewinnt. Vor allem aber möchte ich es verhüten, daß Ihr Bitterkeit empfindet gegen Leute, die nur ihr eigenes Recht in Anspruch nahmen, indem sie uns Unrecht thaten. Solche Dinge kommen hundertfach in der Welt vor. Das Gericht hat entschieden. Es hätte zu unseren Gunsten entscheiden können, und dann wären jene in der Lage gewesen, in der wir uns jetzt befinden!

Diese wenigen Worte, als Einleitung zum folgenden, bitte ich Euch, zu beherzigen und zu bedenken. Jetzt aber laßt mich Euch erzählen, was sich zugetragen hat, lange ehe Ihr das Licht der Welt erblicktet!

Seit Jahrhunderten war das große Besitztum Tannhausen im Besitz der Freiherrn von der Edlen Tanne. Sie hatten sich stets den Ruhm eines fleckenlosen Wappenschildes bewahrt. Früher, in alten Zeiten, hatten ihre Namen dort geglänzt, wo es galt, sich durch Tapferkeit und ehrenfeste Entschiedenheit hervorzuthun, nach und nach aber hatten sie sich, immer mehr ihrer Neigung folgend, in ihre Waldeinsamkeit zurückgezogen, und in der Welt hörte man wenig von ihnen.

Ende des vorigen Jahrhunderts war das Geschlecht der Freiherren von der Edlen Tanne im Aussterben, und in der Mitte des jetzigen Jahrhunderts war Freiherr Christof Malthus der letzte seines Namens. Von ihm erzählte man sich wunderliche Geschichten, die alle darauf hinausliefen, welch ein Sonderling und wunderlicher Heiliger er sei. Wie er sein Vermögen zusammenhalte, wie geizig und wunderlich er lebe, wie menschen-

scheu er sei, und daß er noch nie aus seinem düsteren Waldschloß herausgekommen. Von allen diesen Gerüchten war kaum die Hälfte wahr. Freiherr Christof Malthus war weder geizig, noch wunderlich, noch verrückt, wie manche behaupteten. Er war bloß — gelehrt. Er benutzte seine Einsamkeit zu Studien und versenkte sich in Bücher und astronomische Betrachtungen anstatt Gold zu zählen. Er war ein richtiger Bücherwurm. Harmlos wie ein Kind, zerstreut bis zur Geistesabwesenheit. Er las und schrieb und rechnete, er stand in Korrespondenz mit den größten Gelehrten aller Länder, aber er kam in der That mit keinem Fuß aus seiner Waldeinsamkeit und war im praktischen Leben so unerfahren wie ein Kind.

Er war stolz auf seinen Namen und bekümmert über das Aussterben desselben. Als nach langer, kinderloser Ehe seine Gemahlin starb, erfaßte ihn der Gedanke, einen Knaben zu adoptieren, — und nach langem Suchen entdeckte er mich, den Sohn eines armen, in Hamburg verstorbenen Seemannes, Albert von der Edlen Tanne. Derselbe hatte aus Amerika, woher wir kamen, nichts mitgebracht als seinen Namen, und ich ward nach seinem Tode aus dem Waisenhause nach Schloß Tannhausen versetzt. Natürlich kann ich mich meiner Ankunft dort nicht mehr erinnern, denn ich war erst drei Jahre alt. Ich wuchs heran in völliger Unkenntnis des Umstandes, daß ich nicht im väterlichen Hause sei. Den alten Mann in seiner Studierstube, die ich nur selten betreten durfte, nannte ich Großpapa und hing mit großer Verehrung an ihm, denn wenn er auch von Zeit zu Zeit durch mein Erscheinen in sichtliche Verlegenheit geriet, weil er meine Existenz im Hause ganz vergessen hatte, so war er doch stets sehr freundlich gegen mich, schenkte mir alles, um was ich ihn bat, und versuchte es, auf meine kindlichen Ansichten einzugehen.

So wuchs ich in dem einsamen, romantischen Schlosse auf, ein freudiger, wilder Bursche, der von der Welt nichts wußte und sich als König und Herrscher in seinem Reiche fühlte. Meine Spielkameraden waren die Söhne der Pächter, Rentmeister, Gärtner und Schloßvögte. Mit ihnen spielte ich „Räuber“ im Walde, — wobei ich stets der Hauptmann, und „Festung“ im Winter, wenn der Hof vollgeschneit war. Die Leute nannten

mich Junker, zogen den Hut vor mir und sahen in mir selbstverständlich den Sohn des Hauses und künftigen Gebieter. Der Pfarrer unterrichtete mich, und auf sein Anraten bekam ich auch in meinem zehnten Jahre einen Hofmeister. In den Freistunden ritt ich spazieren oder schoß unter Anleitung der Förster. Pferde, Hunde, Schießgewehre, alles war zu meiner Verfügung, und ich wußte, daß mein „Großvater" keine Summe scheute, wenn es galt, mir ein Vergnügen zu bereiten. So genoß ich die Kinderjahre und fühlte mich um so mehr als Erbherr und Gebieter, als mir niemand den ersten Platz streitig machte.

Jeden ersten des Monats hielt mein Hofmeister mit mir Examen in Gegenwart des alten Herrn, dem natürlich die wissenschaftliche Ausbildung seines Adoptivsohnes sehr wichtig war. Doch freute er sich auch über meine Gewandtheit im Reiten, Turnen und Schießen und war stets stolz auf mich.

Ich hörte natürlich nach und nach, daß ich nicht der Enkel des Hauses sei, sondern nur ein Namensverwandter, aber mir erschien dies etwas unglaublich. Auch wagte niemand, mehr als in Andeutungen hierüber zu reden, da der alte Herr ein entschiedenes Gebot, mich als seinen Enkel anzusehen, hatte ergehen lassen. Es war mir ganz gleichgültig, was die Menschen redeten, ich war und blieb ja doch der befehlende junge Erbherr, von dessen Willen alles im Schlosse und auf zwei Meilen in der Umgegend abhängig war.

Späterhin bezog ich eine Forstakademie, um dieses Fach gründlich zu studieren, denn ich wollte die weitläufigen Waldungen meines künftigen Besitzes selbst verwalten.

Mit meinem zwanzigsten Jahre hatte ich diese Studien vollendet, und mit meinem einundzwanzigsten trat ich bei den Husaren ein. Mein gütiger Pflegevater war mit allem einverstanden, bezahlte meine Tollheiten und meine Pferde, freute sich jedesmal, wenn er mich sah, und vergrub sich nach wie vor in seine Klause. Jeden Sonntag sah mich das gute Gesicht meines „Großvaters" mit neuer Verwirrung an, er rieb sich die Stirn, bis ihm einfiel, wer dieser sporenklirrende junge Degen sei, — und freute sich dann aufrichtig, mich zu sehen. So lange ich bei ihm war, riß er sich von seinen Büchern los und schenkte

mir Aufmerksamkeit, frug mich nach meinem Ergehen und meinen Wünschen und stellte mir Wechsel aus, so viel ich brauchte.

Ich avancierte bald und galt für den reichsten Jungen im Regiment, und in der That war ich ein von Luxus umgebener, sorgenloser Mensch, der sich jeden Wunsch erfüllen konnte und keinem Menschen, am wenigsten seinem Pflegevater, Rechenschaft zu geben brauchte.

Herr von Sternheim war damals Oberst des Regiments, und in seinem Hause ging ich täglich aus und ein, denn ich war Adjutant. Frau von Sternheim erzeigte mir viel mütterliche Freundlichkeit und sah mich gerne. Die einzige Tochter des Hauses, Julia, war ein schönes Mädchen, voller Leben und Übermut. Sie war mit einem meiner älteren Kameraden, Herrn von Werther, verlobt und bildete den Mittelpunkt des geselligen Kreises, der sich wöchentlich im Hause ihrer Eltern zusammenfand. Julia hatte eine Gefährtin und Freundin, eine elternlose Waise, welche in dem Hause als zweite Tochter aufgenommen ward. Es war dies Eveline von Wildfeld, eine entfernte Verwandte der Sternheims, deren sanfte, strahlende Augen und zarte Gestalt mir beim ersten Sehen einen wundersamen Eindruck machten. Sie war der Liebling ihrer Tante, welche sie oft der eigenen Tochter vorzog und mit Zärtlichkeit überhäufte. Sie ward auch der Liebling meines Herzens, lange im Verborgenen angestaunt und angebetet, denn dem kecken Husaren versagte diesem Engel gegenüber die Sprache. Ich wagte nicht, ein Wort zu sagen, aus Angst, sie könne mit ihrer Antwort mein Kartenhaus idealer Träume umstoßen. Ich glaubte, ich müsse sterben, gelänge es mir nicht, ihre Gegenliebe zu erringen. Ihre stets gleichbleibende Ruhe brachte mich zur Verzweiflung und machte mich immer mutloser. Hundertmal wollte ich sie fragen, ob sie mich wohl ein wenig leiden möge, immer wieder schloß ich die Lippen. . . —

Diese stille Liebe bewahrte mich wie ein Schutzengel vor anderen Thorheiten und einem wilden Leben, wie ich es, jung, reich und vergnügungssüchtig, wie ich war, sonst sicherlich geführt hätte. Weil mein Herz ununterbrochen mit ihr beschäftigt war, verirrte es sich nicht auf Irrwege. Der Oberst war mit mir zufrieden, und meine Kameraden liebten mich, denn ich war

freigebig wie ein Prinz und lebte so bequem, wie es, meiner bescheidenen Ansicht nach, meinem Stande und Vermögen angemessen war. Ein Vergeuder war ich eigentlich nicht, wenigstens war ich davon durchdrungen, daß ich mein Geld bloß für notwendige Bedürfnisse menschlicher Existenz ausgebe. Ein Spieler war ich auch nicht, — wie konnte ich denn eine Karte oder einen Würfel anrühren, nachdem mir Julie einmal lachend gesagt hatte: „Denken Sie sich, wie absurd! Eveline sagte mir neulich ganz ernsthaft, sie würde sich nie entschließen, einen Mann zu heiraten, von dem sie wüßte, daß er ein Spieler sei!" Das genügte natürlich. Sie sollte erfahren, daß ich nicht spiele!

Also wie gesagt, ohne gerade leichtsinnig und allzu toll zu leben, erfüllt vom Bewußtsein, außerordentlich vernünftig zu sein, betrug die Summe, die ich im Jahre zum Leben brauchte, achttausend Thaler. Ich hatte keine Ahnung davon, daß man mit weniger auskommen könne, und war voll guter Vorsätze, stets so genügsam bleiben zu wollen!

Allmählig überwog die Pein der Ungewißheit denn auch die Angst vor einer abschlägigen Antwort. Ich mußte eine Entscheidung herbeiführen, koste es, was es wolle. Ich sprach zuerst mit meinem „Großvater," und derselbe erklärte sich mit allem einverstanden. Ich sei zwar noch sehr jung, erst fünfundzwanzig Jahre, aber die lange Dauer meiner Neigung bürge für bestehendes Glück. Voll banger Hoffnung kehrte ich zurück und suchte Eveline auf, — eine Stunde später ward sie mit dem Segen ihrer Verwandten meine Braut, und aller Zweifel hatte ein Ende, denn ich wußte nun, daß sie mich liebe und vom ersten Augenblick an geliebt habe. Wir waren beide unaussprechlich glücklich, und nie hat ein Schatten unsere gegenseitige Liebe getrübt. Sie überwand jeden Schicksalsschlag.

Ich möchte gerne lange bei dieser Zeit verweilen, Euch ein recht klares Bild Eurer Mutter malen, doch hier ist weder die Zeit, noch der Ort dazu. Auch weiß ich, daß Ihr, die Ihr sie mit Bewußtsein gesehen und gekannt habt, ein unverlöschliches Bild ihres sanften, anmutsvollen Wesens in Euch tragen werdet und dieses meiner kleinen Stella besser in Worten mitteilen könnt, als ich es mit der Feder kann! Daher fahre ich in der Erzählung der Ereignisse fort. Unsere Hochzeit ward gefeiert.

Zu derselben erschien auch mein Pflegevater, welcher an meiner Braut großes Wohlgefallen fand. Wir machten dann eine Reise an den Rhein. Unterdessen ward in Schloß Tannhausen renoviert und dekoriert, denn ich wollte mit meiner jungen Frau einen Flügel des Schlosses beziehen und nun anfangen, ein Arbeitsleben zu führen. Nachdem wir also zurückgekehrt waren und ich meinen Abschied erhalten, zog ich mit Eveline nach Tannhausen.

Den alten Herrn inkommodierte dies wenig. Er saß in seinem Studierzimmer und kam nicht heraus. Seine Gesundheit hatte auch in den letzten Jahren abgenommen, und obgleich er nicht krank war, griff ihn Lärm und Geselligkeit an.

Welche Freude hatte er aber, als ihm die Nachricht gebracht wurde, es sei dem Hause ein Töchterchen geboren! Das warst Du, Seraphine, — ein strahlendes, lächelndes Kind, mit solch glänzenden Augen, daß Deinen Eltern das Herz aufging, wenn sie in dieselben blickten und sich an dem goldschimmernden Glanz erquickten!

Oh, Seraphine, mein Liebling! Welch einen hellen Lebensmorgen hattest Du! Und wie Du schon in der ersten Stunde zu lächeln verstandest, so ward Dein sonniges Gemüt unsere tägliche Wonne. Jedermann, der Dich sah, staunte über Dich. Du liefst Deiner Mutter in die Arme, in einem Alter, wo andere Kinder noch keinen Stehversuch machen. Dein süßes, ununterbrochenes Geplauder ging bald von unartikulierten Lauten zu klar verständlichen kindlichen Worten über. Nicht eine Stundelang hast Du uns Sorge oder Angst bereitet, der Gehorsam aus Liebe war Dir Bedürfnis, Du hattest wohl Thränen, doch nur für andere.

Als Malthus ein Jahr später geboren wurde und heranwuchs, ein kräftiger, trotziger Bursche, da sagte Eure Mutter oft lachend, sie sei so verwöhnt durch Seraphine, daß sie gar nicht verstehe, mit dem kleinen Eigensinn fertig zu werden. Und doch war er nicht eigensinniger als alle übrigen Menschenkinder. Unser Glück aber war jetzt vollkommen. Wir hatten nichts mehr zu wünschen als Fortdauer. Vereint in idealer, tiefer Liebe, umgeben von den Kindern, von denen das eine unser täglicher Sonnenschein, das andere unser Stolz und unsere Hoffnung war, inmitten eines Reichtums, den wir zu benutzen

wußten, um unser Leben zu schmücken, so strichen die Tage hin und kein Mensch dachte an die Zukunft, am wenigsten der alte Mann, dem wir all' unser Glück verdankten.

Was mich betraf, so war ich zwar ein guter Reiter, aber ein desto schlechterer Geschäftsmann und kümmerte mich um meine finanzielle Lage gar nicht. Mir fiel es nicht ein, an die Möglichkeit zu denken, es könnte jemand daran zweifeln, daß ich hier rechtmäßiger Gebieter sei, — das Bewußtsein war unumstößlich fest in mir und durchdrang mein ganzes Sein. Meine schönen Vorsätze, Wohlstand und Ordnung zu schaffen und ein reges Arbeitsleben zu führen, blieben auch ziemlich bei dem, was sie waren — nämlich tugendsame Gedanken, die ich immer dann faßte, wenn ich mich am besten amüsierte. Ich hatte ja nicht arbeiten, nur herrschen gelernt.

Nach etwa vier Jahren begann ich zu finden, daß es sich doch eigentlich für einen Kavalier schicke, auch etwas von der Welt zu sehen. Auch bot sich dazu eine mir leider sehr schmerzliche Gelegenheit; die Ärzte rieten Eurer Mutter, deren Gesundheit stets sehr zart war, ein südliches Bad oder Italien zu besuchen. Nach langem Überlegen entschlossen wir uns, letzteres zu wählen, und brachen dahin auf.

Wir hatten den Winter in Rom verbracht. Da erhielten wir ganz plötzlich die Todesnachricht des alten Freiherrn Malthus, der, wie mir der Rentmeister schrieb, an einem Schlaganfall unversehens gestorben sei. Ich hatte das Gefühl, als ob ich meinen wirklichen Vater verloren habe, und Eveline, die mit zärtlicher Liebe an dem alten Manne hing, teilte meinen Schmerz. Wir reisten schleunigst ab, — ahnungslos des Empfanges, der uns werden sollte!

Schon in L . . . . hörten wir wunderliche Dinge. Der Freiherr Christof Malthus sei ohne Testament gestorben und Verwandte hätten sich eingefunden, welche mir das Erbe streitig machten. Ich wollte das nicht glauben, doch als wir ankamen, fand ich die Sache nur allzuwahr, ... erfuhr ich zum erstenmal, was es heißt, den Boden unter sich wanken zu fühlen. Freiherr Christof hatte so viel studiert, so viel Entdeckungen gemacht, so viel geleistet für die Wissenschaft, doch das praktische Leben war ihm verschlossen geblieben. Er hatte mich in sein

Haus genommen und mich wie sein eigenes Kind gehalten. Er hatte in mir den Träger seines Namens, den Erben seiner Reichtümer, den Stammhalter der Familie, die im Aussterben begriffen war, gesehen. Und dann hatte er es vermutlich total vergessen, daß ich nicht sein Enkel oder nächster Anverwandter sei.

Genug, es war kein Testament da, statt dessen traten aber mehrere Leute auf, welche bewiesen, daß sie durch Verwandtschaft die nächsten Rechte an die Hinterlassenschaft hätten. Da war der Graf Rhede, dessen Mutter eine Baronesse von der Edlen Tanne gewesen war. Dann war da eine Familie von St. Alban, die gleiche Ansprüche erhob, gestützt auf den Umstand, daß sie noch von den Großmüttern her mit denen von der Edlen Tanne verwandt sei. Mir dagegen ward ganz klar bewiesen, daß ich, da sich kein Testament vorfinde und ich auch nicht die geringste Verwandtschaft aufweisen könne, auch keine Ansprüche zu erheben hätte!

Ich war wie vom Donner gerührt! Nicht der Gedanke an den Verlust meines Reichtums erschütterte mich so, sondern der Zorn und Schreck, daß man es wage, mich auf meinem Schlosse gleichsam zu überfallen, mir mein Herrenrecht zu rauben, an meiner Stellung als Gebieter zu zweifeln. Ich sah in dem Ganzen nur eine Störung, denn ich war jetzt nicht zum Kampf aufgelegt, ich wollte Ruhe und Stille haben, den Dahingeschiedenen zu betrauern.

Nach und nach erst that sich der ganze Abgrund vor mir auf, aus dem kein Entrinnen war. Ich sah, daß jene, die ich „Räuber" nannte, vor der Welt und den Behörden im Rechte blieben, der Boden wankte nicht mehr, er war mir bereits unter den Füßen fortgezogen, ich sank in ein schwarzes Chaos hinab.

Wir waren Bettler geworden, schlimmer als Bettler, denn wir hatten das Betteln ebenso wenig gelernt wie die Arbeit! Man riet mir, einen Prozeß anzufangen, doch Eveline bat mich mit Thränen, es nicht zu thun. Ich gab ihr recht, wir — hätten natürlicher Weise verloren, und wo sollten wir die Mittel hernehmen, die Kosten zu bezahlen?

Ein so jäher Sturz vom reichsten Luxus zum bittersten Elend war wohl selten über einen Menschen verhängt. Ich war wie betäubt, unfähig, meine Lage für wahr zu halten, und doch

aufs tiefste verletzt durch den plötzlichen Wechsel. Eveline trug den Schlag mit ruhiger, mit engelhafter Sanftmut und Ergebung. Ich hatte sie und Euch nach Sternheim gebracht, einem Landhause bei Altstadt, in welchem meine Schwiegereltern lebten.

Wir fanden viel Teilnahme, viel Unterstützung und Liebe von Freunden und Bekannten. Doch mein Stolz verstand das noch nicht zu würdigen. Ich knirschte mit den Zähnen, wenn mir Mitleid geboten ward, — was sollte ich, der verzogene Glücksmensch mit Mitleid?

Mein Hochmut verdarb viel. Ich verletzte meine aufrichtigen Freunde durch denselben, ich wies Anerbieten zurück, die mir demütigend vorkamen und die mich doch vielleicht gerettet hätten. Es war mir unerträglich, bei Sternheims mit meiner Familie das Gnadenbrot zu essen, und doch konnte ich es nicht über mich gewinnen, hinabzusteigen in die Zahl der Arbeiter ums tägliche Brot, den Freiherrn zu vergessen und in irgend einem Kontor Erwerb zu suchen. Natürlich erkalteten meine Bekannten, gaben ihre Bemühungen auf und überließen mich meinem Schicksal. Sternheims selber lebten in sehr bescheidenen Verhältnissen und unsere Aufnahme legte ihnen viele Opfer auf, aber sie hatten in Eveline stets ihre Tochter gesehen und fühlten daher die Opfer nicht. Aber mich quälte dieser Zustand bis zur Verzweiflung, — zuletzt war ich so weit, daß ich sogar die Stelle eines Rentmeisters, welche Graf Rhede mir angeboten hatte, angenommen hätte, wenn dieselbe noch zu haben gewesen wäre, — aber ich hatte sie anfangs wie eine blutige Beleidigung zurückgewiesen, und Graf Rhede hatte dieselbe dann meinem einstigen Kammerdiener gegeben!

Da, als meine Sorge aufs Höchste gestiegen war, erfuhr ich, daß in den Forsten des Grafen Hohenstein die Stelle eines Försters mit dreihundert Thalern Gehalt zu besetzen sei. — — Graf Hohenstein, dessen Besitzungen an Tannhausen grenzten, war früher mein Freund und Umgang gewesen — wir hatten in Jagd-Diners gewetteifert und unsere selbstgezogenen Pferde auf Rennen geschickt, ... jetzt meldete ich mich bei ihm als Förster! Ich erhielt die Stelle, und wir zogen in das kleine Forsthäuschen am Waldessaum, in welchem wir eben noch sind.

Mit welchen Empfindungen Eure Mutter und ich den ersten

Abend in der niedrigen, weißgetünchten Stube neben einander saßen und Vergangenheit und Gegenwart besprachen! — Seraphine und Malthus schliefen in der Kammer daneben in den unpolierten weißen Holzbettchen ebenso gut, wie dereinst in der orientalisch üppigen Pracht des Palazzo Torquano zu Rom, oder in der gotischen, getäfelten Stube mit den altertümlich kunstvoll geschnitzten Schlafstätten auf Schloß Tannhausen! Eure Mutter aber legte, zum erstenmal verzagend, den Kopf an meine Schulter und brach in Thränen aus.

Bisher war sie die Starke gewesen, — ihre Schwäche gab mir plötzlich Mut und Energie zurück, — ich lernte arbeiten. Forstwirtschaft hatte ich ja studiert, jetzt galt es, das Gelernte praktisch anwenden. Ich war von früh bis abends im Walde oder über meinen Büchern, ich dachte nicht an das einst, — und das war das beste, was ich thun konnte. Eure Mutter war zu Hause unermüdlich fleißig; wenn ich abends nach Hause kam, sah ich sie schon von weitem an dem kleinen, mit Rosmarin und Goldlack gefüllten, von Geißblatt und Rosen überwucherten Fenster sitzen, den Kopf mit der goldenen Lockenfülle und dem feinen Profil über die Arbeit gebeugt.

Nur daß dies Profil täglich zarter wurde!

Ihr kamet mir dann entgegengestürmt, voller Freude, mich wieder zu sehen. Malthus hatte schon vergessen, daß es einst anders um ihn ausgesehen hatte, er war vollständig in der Waldfreiheit eingelebt, seine Wangen glühten von Gesundheit und Sonnenschein, und sein höchster Ehrgeiz war, auch einmal Jäger werden zu wollen. Seraphine aber sah mich oft mit ihren samtnen Augen ernst und forschend an, sie war zu gereift und zu zartsinnig, um nicht alles klar zu wissen, und ihre stille, zärtliche Sympathie ist der Mutter Trost und Lebensfreude gewesen! Wie oft, wie oft sagte sie zu mir: „Adalbert, wir dürfen über nichts klagen, so lange Gott uns dies Kind erhält!“

So strich die Zeit hin. Oft stand es knapp, so knapp, daß wir nicht wußten, wovon wir den nächsten Tag satt werden sollten, aber Gott schickte immer Hilfe. Auch waren wir nicht von Freunden verlassen. Sternheims besuchten uns oft und füllten unsere Wirtschaft mit neuen Vorräten. Oh, wie Ihr Euch

über jeden Apfel, über jedes Bilderbuch freutet! Mir standen oft die Thränen in den Augen, wenn ich an meine Kindheit dachte. Wie glücklich waret Ihr inmitten unserer Armut, wie sorglos blicktet Ihr in jeden jungen Morgen hinein!

Auch Werthers kamen hin und wieder. Julia war eine treue, wohlmeinende Freundin, und ihr Mann ward mir in dieser Zeit ein Bruder an Rat, Hilfe und Trost. Wir besprachen, wie einst unsere militärischen Interessen, so jetzt die Zukunft meiner Kinder. Eveline hatte eine kleines Vermögen, welches ich nicht angegriffen hatte, denn es erschien mir heilig, als das einzige, was ich meinen Kindern einst hinterlassen konnte. Werther übernahm die Verwaltung desselben, er legte es auf Zinsen und wir berechneten, daß diese Zinsen in wenigen Jahren hinreichen würden, um Euch eine gute Schulbildung zu geben.

Zwei Jahre waren so verstrichen; Du Seraphine, zähltest acht, Malthus sieben Jahre; da schenkte Gott Euch eine Schwester, die kleine Stella.

Schenkte — ja! Doch was forderte er dagegen! Meine geliebten Kinder, bisher schrieb ich ruhig, jetzt zittert die Feder in meiner Hand. Was war alles schon erlittene Leid gegen diesen Schlag? Ich wollte, — ich konnte es nicht glauben! Ich saß neben ihr, hielt ihre fieberheißen Hände in den meinen und flehte sie an: „Verlaß mich nicht! Bleibe bei uns, ich kann nicht leben ohne Dich.“ Sie lächelte mich schmerzlich an, und ich wußte es ja, sie wäre gerne geblieben und hätte das harte Leben mit mir weiter getragen! Doch Gott war barmherziger gegen sie, als ich egoistischer Mensch, der ich nur an mich dachte. Er nahm sie zu sich.

Wenige Stunden vor ihrem Tode ließ sie Dich rufen, Seraphine. Ich weiß, mein Kind, dies war die heiligste Stunde Deines Lebens, ich werde nicht an dieselbe rühren, sei ruhig. Als sie starb, war nur ich zugegen, — ich würde Euch ihr Sterben, ihre letzten Worte und Gebete niederschreiben, wenn ich könnte. Erlaßt es mir!

Als ich am Morgen nach dieser Nacht allein und gebrochen in dem kleinen Wohnzimmer saß, auf die Blumen starrte, die sie trotz Arbeit und Elend gepflegt hatte und die jetzt welk herniederhingen, kamst Du herein, Seraphine, wie ein lichter Trost-

engel. Du schlangst Deine Arme um meinen Hals und flüstertest mir zu: „Mama ist jetzt so glücklich, — und sie hat gesagt: „es dauert ja nicht lange, so sind wir es alle auch!" — und nun sprachen wir lange zusammen, und ich vergaß, daß mein kleines Mädchen zu mir sprach, ich meinte oft, ihre Stimme zu hören! — Ja — ich hatte Dich ja noch!

Wie soll ich Dir jemals danken für das, was Du mir in jener Zeit warst! Wie Du im Hause umherglittest, so leise und zart, wie Du das Schwesterchen hegtest und pflegtest, den wilden Bruder stille hieltest und mit so zartsinniger Liebe darauf bedacht warst, das kleinste Andenken an sie zu erhalten und mir jeden Gedanken an den Augen abzulesen. Glaube nicht, daß ich das nicht tief und dankbar empfunden habe, wenn ich auch äußerlich teilnahmlos erschien.

Wenn ich morgens, ehe ich in den Wald ging, ihr Grab besuchte, war es stets mit frischen Blumen geschmückt, und manchmal kamst Du mir dann nachgegangen, und wir saßen neben einander auf der Rasenbank neben dem Grabe, die Vögel sangen in den blühenden Linden, welche sich über die alte Kirchhofsmauer beugten, und perlender Tau lag rings auf den Grashalmen wie ein Diamantschmuck!

Bei einer solchen Gelegenheit erzählte ich Dir die Geschichte unserer Vergangenheit, Du hörtest mir schweigend zu. Als ich geendet, sagtest Du: „Oh, Papa, und daß Du noch so gut bist, nachdem die Menschen Dir solch schweres Unrecht zufügten!" Es war nicht meine Absicht gewesen, in Dir das Bewußtsein zu wecken, daß mir Unrecht zugefügt worden sei. Wahrhaftig nicht! Hätte ich die Folgen meiner Erzählung ahnen können, es wäre nie ein Wort über meine Lippen gekommen, aber damals wußte ich noch nicht, wessen mein sanftes, schüchternes Mädchen fähig sei, wenn es galt, für andere zu handeln!

Am nächsten Tage warst Du nirgends zu finden, ich wäre in großer Sorge gewesen, hätte mir nicht Malthus gesagt, Du seist schon um fünf Uhr in den Wald gegangen und hättest gesagt, ich solle nur gar keine Angst haben, Du würdest schon wiederkommen! Doch der Tag strich hin. Als ich zu Mittag nach Hause kam und Dich nicht vorfand, erfüllte mich ernstliche Besorgnis. Ich durchsuchte den Wald, doch ich fand nichts.

Ich ging in das Dorf, auf den Kirchhof, nirgends hatte man Dich gesehen. Der Abend kam, und ich kehrte ratlos heim. Da ich nicht schlafen konnte, ging ich den Fahrweg durch den Wald hin und her und überlegte, was Dich wohl bewogen haben könnte, das Haus zu verlassen. Dann kehrte ich ins Zimmer zurück und blickte mit steigender Sorge aus dem Fenster. Mitten in der Nacht fuhr ein Wagen vor das Haus, und aus diesem Wagen hoben sie Dich ... mein armes Kind! Deine Kleider zerrissen, Deine Füße wund, Deine Hände und Dein Gesicht blutig gekratzt von spitzen Dornen und Dein zarter Körper von Fieber geschüttelt, meine köstliche Blume geknickt!

Der Mann, der Dich brachte, war ein alter Müller, dessen Sägemühle nicht weit vom Schlosse Tannhausen lag. Er küßte mir mit Thränen die Hände, doch wußte er von Dir bloß, daß er Dich, unfähig zu stehen, am Wege gefunden hatte, Dich sofort erkannt und mit Dir hergefahren war. Du selber warst viele Tage schwer krank und Du erholtest Dich nicht wieder, Du bist nie wieder der fröhliche Schmetterling geworden, als welcher Du einst umherflogst. Mein armes, teures Kind! — und das alles um meinetwillen! Es war fast mehr, als ich ertragen konnte. Für Euch, Malthus und Stella, schreibe ich hier nieder, was Eure Schwester, ein kaum neunjähriges Kind, für mich gethan hatte.

Sie war nach Tannhausen gegangen. Sie war früh um fünf ausgegangen, mitten durch den Wald. Sie wußte, Tannhausen liege dorthin, wo die Sonne aufgegangen war, und dieser Richtung folgte sie, unermüdlich vorwärts getrieben von ihrem Vorhaben, von welchem sie sich in ihrer kindlichen Logik alles für mich erhoffte. Der Plan, die jetzigen Besitzer zu bitten, ihrem Vater alles wiederzugeben, was er verloren, war in ihrer Seele entstanden. Er machte sie stark. Ein kindlicher Plan — ein thörichtes Beginnen, — und doch, wie göttlich groß, bewundernswert und erhaben! Achtlos auf sich selbst, hat sich das zarte Kind Stunde auf Stunde durch die Wälder gearbeitet, seiner Müdigkeit, seines Hungers nicht achtend. Es hat sich verirrt und hat weite Umwege gemacht, es hat sich über endlose Moore geschleppt und ist am Ufer weiter, sumpfiger Teiche hingeirrt, bis es dieselben umschritten hatte. Wenn ihm ein Mensch

begegnete, hat es nach der Richtung von Tannhausen gefragt, und wenn es niemand fand, so ging es aufs Geratewohl weiter, vom Instinkt getrieben. Der glühende Tag, der heiße Sand konnten es ebenso wenig zurückhalten, wie die Wassermoore und die Dornengehege. Je mehr es seine Kräfte schwinden fühlte, desto mehr eilte es, denn es mußte ja zu Mittag wieder da sein, damit Papa, wenn er aus dem Walde heimkam, sich nicht ängstige, damit das Schwesterchen zu trinken bekäme und der Bruder ordentlich in die Lesestunde zum Herrn Schulmeister ginge! Das hatte es alles zu verantworten und darum eilte es so, im glücklichen Wahn, daß es sein Ziel noch vormittags wieder verlassen würde, ahnungslos, daß es schon sechs Uhr abends sei!

Zu Tode erschöpft, krank von Hunger, fiebernd von der Hitze, mit brennenden, blutenden Füßen, hat es doch sein Ziel erreicht, — hat sich mühsam durch den Park geschleppt, über dessen Kieswege es einst als kleines Kind so oft in sorgloser Freude hinhüpfte!

Über den Teich, welcher in Front des Schlosses halbmondförmig im Schatten der Bäume liegt, führt eine schmale, gewölbte Brücke, leicht wie ein weißer Strich. Ich habe diese Brücke selbst gebaut, weil man sonst den langen Teich hätte umschreiten müssen, um in den Park zu gelangen. Hundertmal war unsere kleine Sylphide früher über diese Brücke getanzt, sicher wie ein Reh. Jetzt trugen die müden Füße sie nicht mehr hinüber, in der Mitte der Brücke strauchelte sie, von Schwindel erfaßt, und stürzte in das Wasser hinab.

Was weiter wurde? Sie weiß es wohl auch nicht. Hieran knüpft sich der Bericht des alten Müllers, welcher sie leblos und halb gelähmt am Eingang des Parkes liegen fand!

Der herbeigerufene Arzt schüttelte den Kopf, und bis heute zweifelt jeder Arzt an der Wiederherstellung. Der plötzliche Sturz in das kalte Wasser nach der furchtbaren Anstrengung und Erhitzung in der brennenden Sonnenglut hat die Gesundheit meines Lieblings für immer zerstört. Das war der Lohn für so grenzenlos opferfreudige Liebe, die kein Hindernis scheute, keiner Schmerzen achtete, um anderen zu helfen!

Möge ihr im Himmel vergolten werden, was sie hier auf

Erden verlor, das köstlichste, was der Mensch besitzt, die Gesundheit! Das ist das tägliche Gebet ihres Vaters.

Und hiermit will ich diesen Brief schließen. Wenn die Krankheit, welche seit dem Tode Eurer unvergeßlichen Mutter an meinem Herzen frißt, ihr Ziel erreicht hat, und ich ihr gefolgt sein werde, die mir vorausgegangen, ohne die ich nicht leben kann, so gerne ich es um Euretwillen thäte, dann werdet Ihr im Hause meines Freundes eine Heimat finden. Diese großherzige Versicherung gibt mir Mut und Trost, dem Tode entgegenzusehen. Vielleicht ist die Stunde nahe, jede Minute kann meinem Leben unverhofft ein Ende machen. Das komme, wie Gott will! Ich stehe in seiner Hand und auch Ihr. Er hat mich durch viel Kreuz zu sich gezogen, und ich danke ihm für diese Leidensschule; aber ich bitte ihn, er möge Euch so Schweres ersparen und Eure Herzen bereit machen, daß Ihr so schwerer Schule nicht bedürft, sondern ihn frühe erkennen und lieben lernt! Ihr werdet vielleicht nach meinem Tode in eine andere Sphäre versetzt, das stille Jägerhäuschen bald vergessen und glücklich sein. Das hoffe, das wünsche ich. Julia wird Euch eine treue Mutter, ihre Kinder Leon und Leona werden Euch Bruder und Schwester sein und Ihr Euch Eurer traurigen Lage kaum bewußt. Dennoch sollt Ihr einst erfahren, wie es gekommen ist, daß Euer Vater Euch nichts hinterlassen konnte als seinen ehrenhaften Namen! Mein geliebter Sohn, mein Malthus, sieh kein so großes Unglück darin. Du wirst stets Freunde haben und Du kannst Dich emporarbeiten, und blickst vielleicht einst mit größerem Stolz auf Dein Leben zurück, als ich es kann, dem früh ein unverdienter Reichtum in den Schoß fiel!

Gott segne Euch, Seraphine, Malthus und mein blauäugiges Herzblatt, Stella!

Forsthaus Haidenreich,
am 17. Mai 1857.

Euer Vater

Adalbert, Freiherr von der Edlen Tanne.

IV.

Als Stella ihre, oft von Thränen unterbrochene Lektüre beendet hatte, herrschte eine Zeit lang Schweigen. Frau von Sternheim hatte auch geweint und der alte Onkel prustete und hustete heftig und blies den Rauch in mächtigen Wolken aus seiner kurzen Pfeife. Stella faltete die Papiere zusammen, dann stand sie auf, kam an Seraphines Divan und schlang mit leidenschaftlicher Innigkeit beide Arme um den Hals der Schwester. Sprechen konnte sie nicht, sie schluchzte bloß. Die Kranke strich ihr leise das blonde Haar aus der Stirn. „Danke Du auch Gott, der uns wieder eine Heimat und treue Herzen gab!" „Ich dachte jetzt an Dich bloß, — an das, was Du thatest, Seraphine," flüsterte das kindliche Mädchen tiefaufatmend, „oh, ich werde nie so gut werden wie Du." „Stille, Stella! Hoffentlich besser!" war die Erwiderung.

Am runden Tische ward noch, anknüpfend an das Vorgelesene, mehr gesprochen. Wie die drei verwaisten Kinder im Wertherschen Hause Aufnahme gefunden, wie Sternheims dann Seraphine zu sich nahmen, weil sie die Stadtluft nicht vertrug. Stella war bis zu ihrer Konfirmation bei Werthers geblieben und dann auch hierher übergesiedelt, um nicht länger von der Schwester getrennt zu sein. Malthus aber, der Liebling seiner quasi-Tante, der jetzigen Obristin von Werther, war in das Regiment getreten. Die Zinsen seines kleinen, mütterlichen Vermögens reichten zur Equipierung hin. Er wohnte im Hause des Obersten und ward vollständig als Kind dieses Hauses angesehen.

„Nachdem ich dies gelesen, glaubte ich fast, Papa hätte es lieber gesehen, wenn Malthus studiert hätte," sagte Stella etwas ängstlich. „Dazu hätten seine Mittel doch auch gereicht."

„Liebes Kind, daß dies nicht geschah, ist Julias Schuld. Sie setzte ihren Kopf durch, er mußte ins Regiment, und das muß man sagen, er wird vorwärts kommen. Sie versteht das."

Frau von Sternheim lächelte hierzu, aber seufzte auch. „Ich wünschte, Julia hätte Leon und Leona stets ebenso gut verstanden, wie das," sagte sie, „jetzt aber," unterbrach sie sich schnell, „ist es hohe Zeit zum Schlafengehen. Möchte Seraphine nicht angegriffen sein! Rufe Friedrich mit dem Rollstuhl!"

Der Diener, dieses Amtes gewohnt, erschien. Er mußte die zarte Gestalt wie eine Puppe aufheben und in den Rollstuhl setzen. Seraphine war länger und idealer gewachsen als Stella, aber wie schmächtig, hilflos und schutzbedürftig erschien sie neben dem frischblühenden Mädchen, welches, den Shawl und Bücher tragend, neben dem Rollstuhl einherschritt und mit zärtlicher Besorgnis in das Antlitz der Kranken sah.

Die Stuben der Schwestern lagen neben einander, und es war Stellas Aufgabe, mit Hilfe eines Mädchens die Kranke auszukleiden und zu Bett zu bringen. Dann wünschte sie ihr Gute Nacht mit zärtlichem Kuß, schloß die Fensterläden, zündete eine Nachtlampe an und stellte dieselbe so, daß ihr Schein Seraphine nicht blenden konnte. Leise schlich sie in ihr Stübchen. Hier standen die Fenster offen, helles Mondlicht und warme Luft, gewürzt mit süßem Jasminduft, drangen in das kleine Zimmer, dessen junge Bewohnerin meistens noch lange träumend im Fenster lehnte, ehe gesunder Schlaf die blauen Augen schloß.

Als Stella das Zimmer verlassen hatte, richtete sich Seraphine ein wenig auf. In ihrer Hand hielt sie noch das zerknitterte Kouvert, welches aus den Papieren gefallen war. Sie zögerte erst, dann nahm sie das Kouvert ab. Ein zweites erschien darunter, der blaßrötliche Lichtschimmer fiel auf die darauf geschriebene Adresse:

„An Lothar von St. Alban, Tannhausen. — Nach meinem Tode abzugeben."

Diese Worte waren in der Handschrift eines Kindes geschrieben. Die großen, schülerhaften Buchstaben verrieten das frühe Alter der Schreiberin. Seraphine öffnete das Kouvert, es war versiegelt. Aus demselben fiel ein Papierstreifen, und auf diesem stand in derselben Handschrift:

„Ich muß immer wieder daran denken, wie Du so erschrocken warst, damals — bei der Brücke. Lieber Lothar, ich sorge mich, Du könntest sehr unglücklich sein, wenn Du nun hörst, ich sei tot. Daher schreibe ich Dir das. Ich bin nicht böse auf Dich gewesen, nicht einen Augenblick, auch nicht, als Du mich fortstießest. Ich hatte nachher solchen Jammer um Dich, denn ich weiß, Du hattest das gewiß nicht so gemeint. Nun denkst Du wohl gar, Du

seist schuld, daß ich sterbe, — aber da wollte ich Dir nur sagen: der Doktor sagte zu Papa, ins Wasser zu fallen hätte mir gewiß nichts geschadet, wenn ich nicht vorher so lange gelaufen wäre und mir in den Morästen das Fieber geholt hätte und nichts gegessen und nicht ausgeruht und so heiß — und siehst Du wohl, hieran war ich ja selber schuld.

Das wollte ich Dir schreiben, denn immer wieder fällt mir ein, wie Du mich damals ansahst, von der Brücke herab, und wie Du dann laut aufschriest und fortstürztest. Du dachtest, ich sei ertrunken, aber das Wasser war gar nicht tief, und ich kam irgendwie wieder heraus ans Ufer und lief noch durch den ganzen Park. Dann weiß ich nichts mehr.

Das ist nun schon alles ein Jahr her. Ich konnte einmal schon sehr gut schreiben, aber ich habe es fast verlernt, und ich kann auch nicht sehr lange. Gestern hörte ich den Doktor zu Papa sagen, ich würde sterben. Da fielst Du mir ein. Lieber Lothar, ich sterbe sehr gern, und Du kannst nichts dafür. Du hast es nicht mit bösem Willen gethan, daß Du mich herabstießest. Du warst bloß heftig. Malthus ist oft heftig und meint es doch nicht schlimm. Ich werde aber nie einem Menschen sagen, daß Du das damals thatest.

Haidenreich, Seraphine.
am 3. September 1855.

Die Leserin blickte mit wehmütigem Lächeln auf diesen Brief, dann sah sie vor sich hin, und im Dunstkreis der kleinen Oellampe bildete sich nach und nach eine helle Stelle, und in dieser hellen Stelle meinte sie ein Bild auftauchen zu sehen — : eine schmale, schmale weiße Brücke, welche über den beschatteten Parkteich führte. Weiße Wasserrosen bedeckten den ruhigen Spiegel. Auf der Brücke aber stand ein blutendes, müdes, zu Tode gehetztes Kind, dessen Kleidchen zerrissen war, und vor ihr ein großer, herrischer Knabe, der mit dem Fuße stampfte, daß die Brücke zitterte, und zornig ausrief: „Was will das Bettelmädchen hier?“ — Flehend erhob das Kind die Hände, als es aber das stammelnd aussprach, um weswillen es gekommen, und seinen Namen nannte, da frug er verächtlich: „Hältst Du uns für

Diebe?" und stieß ihre Hand zurück, — sie verlor das Gleichgewicht und stürzte hinab.

Das kranke Mädchen scheuchte diese Bilder fort. „Nein, nein," murmelte sie zwischen den bebenden Lippen, „ich will hieran nicht denken. Es ist besser." Dann rief sie leise: „Stella!" — „Du noch auf, Seraphine?" — „Oh, das hat ja nichts zu sagen. Ich wollte Dich bitten, dies Kouvert mit dem darin befindlichen Briefe dort im Ofen zu verbrennen."

Stella unterzog sich dieser Aufgabe ohne weitere Fragen. Am Nachmittage des nächsten Tages fuhr der Onkel in Geschäften nach Altstadt, und da Stella in dem Augenblick, wo der Wagen mit den beiden Füchsen bespannt vorkam, einen sehnsüchtigen Blick hineinwarf, lud er sie lächelnd ein, mitzufahren. Sie holte schnell ihren Hut, küßte Seraphine, welche in ihrem Rollstuhle unter den Akazien lag, steckte ihre kleine Komposition in die Tasche und saß bald neben dem Onkel, indessen die Pferde bedächtig die Kastanienallee hinauf trotteten. Nach kaum einer halben Stunde holperte der Wagen schon über das mangelhafte Pflaster des Städtchens, und rechts und links erblickte man die üblichen bescheidenen Schaufenster. Da war der Kolonialwarenladen mit dem Chimborazo grünlicher Kaffeebohnen, über denen sich eine Schnur aufgereihter Feigen schaukelte. Da war das Fenster des Seifensieders mit der schöngebauten, rötlichen Pyramide langer Seifenriegel. Der Posamentierladen, an dessen Thüre zierliche blaue und rote Seelenwärmer, hinter dessen Fenster lederne Schnallengürtel und schwarze Jett-Ketten hingen. — Der Markt war sehr sauber. Vor dem alten Rathause standen runde, geschorene Linden. Gegenüber stand ein altes, massives Haus. Hier ließ der Onkel halten, er mußte noch weiter, aber Stella stieg aus, erhielt den Auftrag, der Obristin zu sagen, ihr Vater würde hier zu Abend essen, und ging dann hinein.

Sie stieg etwas schüchtern die breite, braunpolierte Holztreppe hinauf und klopfte oben an die Thür. Drinnen rief es: „herein!" — und das junge Mädchen folgte der Einladung und trat in eine große Wohnstube mit hohen Fenstern, braunen Ledermöbeln und altertümlichen Schränken. In einem Fenster, welches in den Hof führte, stand eine stattliche Dame von etwa vierzig Jahren und blickte hinaus. Sie trug ein dunkeles Tuchkleid,

dessen Taille sehr an den Schnitt der Husarenröcke erinnerte und reich mit Schnüren und Litzen verziert war. Ihr Antlitz war rund, freundlich und von bestem Kolorit, die Augen lebhaft, das schwarze Haar am Hinterkopf in einen Knoten geschlungen, durch welchen ein kleiner, silberner Säbel gesteckt war. Bei Stellas schüchternem Eintritt wandte sie sich um.

„Ah so, bist Du es, mein Engel! Allein?"

„Der Onkel wird später nachkommen."

„Schön, schön. Ihr bleibt natürlich zum Abendessen hier. Wie geht es Seraphine?"

„Ich danke Dir, es geht ihr heute nicht besonders. Sie sieht sehr krank aus."

„Armes Herzchen!" sagte die Obristin von Werther, kopfschüttelnd, aber mit der Miene jemandes, dessen Gedanken eigentlich wo anders sind. „Was sagst Du dazu, Kind?" platzte sie endlich los, „Rennberg nimmt den Abschied!"

Nun war es Stella zwar ganz und gar gleichgültig, ob besagter Rennberg seinen Abschied nahm oder nicht, aber sie war hier doch so sehr Kind im Hause, um nicht ein kleines pflichtschuldiges „Ach!" zu äußern.

„Ich begreife es nicht! Verliere ihn sehr ungern, er war eine Zierde des Regiments. Dazu stand Avancement in Aussicht, und das wartet er nicht einmal ab! — Daven hatte wieder eine Lungenentzündung," fuhr sie mit derselben Lebhaftigkeit fort, „da hab' ich wieder einmal meine liebe Not gehabt, daß ich ihm die ungeschickten Doktoren vom Halse hielt. Das kommt nun alle Jahr mal vor und ist doch zum Haarausraufen. Daß der Junge Husar geworden! Dennoch habe ich nicht das Herz, ihn herauszubugsieren, weil er so viel Ehrgeiz hat. Doch Du hörst mich wohl bloß mit halbem Ohr und möchtest zu Leona. Leider ist sie nicht zu Hause. Werde sie aber rufen lassen."

Stella hatte sich hauptsächlich auf ein musikalisches Stündchen mit Leon gefreut, aber so sehr war derselbe Null in seinem Elternhause, daß sie es nicht wagte, nach ihm zu fragen. Die Obristin klingelte indessen kräftig und befahl dem hereinkommenden Diener, den Adjutanten herzubitten. Gleich darauf erschien ein sehr junger Offizier mit einem Mädchengesicht und frug, was die Frau Obristin befehle.

„Gehen sie doch einmal hinüber zu Marfords, lieber Vega, und holen sie meine Tochter. Sie sehen, wer gekommen ist.“ Der kleine Adjutant verneigte sich und verließ das Zimmer; man hörte seinen Schleppsäbel die Treppe hinabrasseln.

„Siehst Du, liebes Kind, nun wird sie gleich kommen. Wirst aber nicht viel mit ihr anstellen, sie ist Braut und hat den Kopf voll von ihrem Lettow.“

Die Obristin seufzte leicht. „Was sagte denn Seraphine zu der Verlobung?“ — frug sie nach einer Pause.

„Ich kann mich nicht erinnern, daß sie etwas besonderes gesagt hätte.“

„Siehst Du, Kind, er ist ja schließlich ein sehr passender Mann für sie, es wäre auch alles gut, wenn — na, aber ich will nur nicht hiervon anfangen,“ unterbrach sie sich, und gleich darauf waren ihre Gedanken auch schon wo ganz anders. Sie bog sich weit aus dem Fenster.

„Fritze!“ rief sie mit zürnender Stimme hinab, „wie kann er den Schimmelhengst jetzt saufen lassen? Er weiß doch, daß mein Mann eben erst heimkam. Aber euch möchte man den ganzen Tag auf die Finger sehen, ihr ungeschicktes Volk! Jetzt geh er einmal zur Hanna und sage ihr, sie sollte den Thee für den kranken Wachtmeister kochen. Vergeß er's nicht!“

Ein etwas undeutliches: „Zu Befehl, Frau Oberschten!“ ward gehört, darauf wandte sich die Dame wieder ins Zimmer. Sie setzte sich an den Tisch, der von Sesseln und Ottomanen umgeben in der Mitte des Zimmers stand. Stella nahm schüchtern auf einen Taburett Platz, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Die Obristin zog einen großen Arbeitskorb heran, kramte in demselben umher und zog endlich Verschiedenes heraus. „Ja, so ein einsamer Nachmittag ist gut,“ sagte sie befriedigt, „da hat man doch einmal Zeit. Hier, Kind, nimm diese Nadel, hier ist Garn, Du kannst mir helfen. Ich bin gerade darüber, Vegas Strümpfe zu stopfen. Was der Mensch zerreißt! Schließlich bin ich ja aber selber schuld daran.“

Stella dachte bei sich, wie Seraphine in ihrer heiteren Weise gelacht haben würde. Sie war aber zu ängstlich dazu, und dergleichen Beschäftigungen waren ihr unsympathisch. Sie fürchtete auch so sehr die Kritik ihrer Tante, daß sie nieder-

geschlagen da saß und sich frug, wozu die Obristin es für ihre Pflicht halte, Adjutant Vegas Strümpfe zu stopfen! Die fröhliche Dame aber fuhr während der Arbeit mit unverminderter Lebhaftigkeit fort: „Ja, ja! Man wird alt! Früher nannten sie mich die Tochter des Regiments, jetzt nennen sie mich die Mutter des Regiments. Dazumal hätte ich mich bedankt, irgend jemandes Strümpfe zu stopfen! Jetzt habe ich meinen Beruf besser erkannt und bin glücklicher. Freilich hat man den lieben langen Tag viel Not und Mühe und manchen Aerger, aber das schadet nichts. Glaube mir, Kind, der Geist im Regiment ist heute ein anderer, als er vor zwanzig Jahren war, als Papachen hier Oberst war. Der Himmel verhüte, — ich mache ihm damit keinen Vorwurf. Papachen war ein ganz vortrefflicher Soldat. Unter uns gesagt, ein besserer Soldat als mein guter Mann. Papa war es mit Passion, Werther ist es aus Pflicht. Nun also, trotzdem blieb das Regiment so verwahrlost, wie es eben von jeher gewesen war. Die Leute waren wild, liederlich und ohne Disziplin, die Offiziere roh und ungebildet. Ich sah das schon als Mädchen ein und beschloß, das solle anders werden. Du lieber Himmel, hat das aber Mühe gekostet!"

Sie seufzte zufrieden und kramte in dem Korbe weiter, indessen Stella mit beunruhigter Miene ihre Strümpfe ansah und innerlich beklagte, daß sie Seraphines Bitten, sich mehr mit häuslichen Arbeiten zu beschäftigen, so wenig Gehör geliehen hatte. Der blonde Adjutant kam wieder und sagte, Fräulein Leona sei mit den Marfordschen jungen Damen spazieren gegangen. Die Obristin zuckte die Achseln und bedauerte Stella. Nachdem der Adjutant fortgegangen, kam Herr von Sternheim, und diesem schüttete seine Tochter nun alle Tagesneuigkeiten aus. Er nahm schon mehr Anteil an Rennbergs Abschied und wollte sich krank lachen über die Strümpfe des Adjutanten.

„Du wirst es aber doch nicht dem Adjutanten erzählen, daß ich dabei geholfen habe, Tante Julia," sagte Stella zaghaft.

„Liebes Kind, das wird er wohl selbst sehen," war die unumwundene Antwort. „Du stopfst abscheulich."

„Na, na!" sagte der Onkel, „laß mir die Kleine in Frieden. Sage mir lieber, wen Ihr alles zum Abendessen dahabt."

„Einige bloß. Das ist Mittwochs nun einmal so. Marford und Daven, vielleicht auch Adlerstein."

Der alte Herr schwieg hierauf, die Obristin fügte ihren Worten noch hinzu: „Er kommt nach wie vor."

„Als Du von „Abschied" anfingst, dachte ich schon, es wäre jemand anderes als Rennberg."

„Nicht wahr? Nicht wahr?" rief sie lebhaft, „als Werther zu mir kam und mir sagte: „ich glaube, wir verlieren einen aus dem Regiment" war das natürlich mein erster Gedanke. Nein er bleibt. Ich glaube, aufrichtig gesagt, wir haben uns getäuscht. Es stak nicht viel dahinter."

Es entstand eine Pause und Stella benutzte dieselbe, um etwas ängstlich nach Leon zu fragen. „Dichtet wahrscheinlich," war die gleichgültige Antwort seiner Mutter, „ich habe keine Ahnung, wo er ist!" Damit mußte sie sich bescheiden. Dann wurden Lampen gebracht und die Thüren zum anstoßenden, weit eleganteren Salon geöffnet, Kartentische aufgeschlagen und dergleichen Vorbereitungen mehr getroffen. Später erschien ein Offizier, noch einer, und so fort, bis es vor Stellas Augen blitzte und sie sich angstvoll hinter einen mit Albums bedeckten Tisch zurückzog. Um halb acht Uhr trat auch der Oberst in die Gesellschaft. Gleich nachher wurden die Thüren zum Speisesaal geöffnet und eine lange, glänzende Tafel ward sichtbar. Während Stella sich furchtsam umsah, rauschte eine sehr elegant gekleidete junge Dame am Arm eines funkelnden Leutnants vorüber. Sie hatte eine zauberhaft weiche, feine Gestalt und schwarze Augen, von weitgeschwungenen Bogen überwölbt, die mit dem lichten, aschblonden Haar kontrastierten, welches mit blauen Bändern aufgebunden war. Die ganze Erscheinung war die einer vollendeten Modedame. Sie sah Stella nicht, diese hatte sich wie der Vogel Strauß hinter eine große Blattpflanze geflüchtet, aber was sie fürchtete, geschah doch: „Marford," rief die frische Stimme der Hausfrau, „führen Sie meine Nichte." — Ach! Stella waren die Thränen sehr nahe, denn ihre Hoffnung, Leon solle erscheinen, schwand. Doch in diesem Augenblicke fühlte sie ihre Hand ergriffen und auf einen Arm gelegt. Sie sah mit freudigem Schreck auf. Leon stand neben ihr. „Thränen?" frug er leise.

„Ach, ich bin schon so lange da und hoffte immer, Du solltest mich in das Klavierzimmer holen."

Die junge Dame am Arme des schmucken Leutnants kam jetzt wieder herbei. Sie küßte Stella flüchtig auf die Stirn. „So bist Du hier? das ist ja nett. Vega murmelte schon so etwas, nur daß er immer zu blöde ist, um laut zu sprechen! Wie geht es Seraphine?"

„Ich danke Dir, es geht wie immer."

„Hat sie mich ganz aufgegeben?" frug die junge Dame mit kläglich drolliger Miene.

„Weshalb?"

„Nun, ich bin ja noch nicht in Sternheim gewesen, seit ich mich verlobte. Weißt Du, Georg, sowie meine Queen Viktoria eingeritten ist, machen wir dort zu Pferde Besuch." Herr von Lettow nickte einverstanden. „Ich muß doch zeigen, was ich für einen schönen Bräutigam habe!" fuhr die junge Dame scherzend fort, nur ein sehr scharfer Beobachter hätte ihrer Stimme eine leise Befangenheit angemerkt.

„Stella, Du solltest bis morgen bleiben, denn morgen kommen unsere Kostüme, und ich will das Deinige Dir anprobieren."

Sie nickte Stella noch einmal zu und dann rauschte die Schleppe ihres wasserblauen Kleides über die Diele.

Alles begab sich jetzt in den Speisesaal. Es war hier um den Abendtisch eine fröhliche Gesellschaft der Herren vom Regiment versammelt, welche stets gastfreie Aufnahme an der Tafel ihres Obersten fanden — besser gesagt ihrer Obristin, denn sie war hier alles. Da thronte sie oben an vor dem sprudelnden, silbernen Theekessel und füllte selbst die Tassen, während ihre lebhaften, blauen Augen sich überall hinwandten und ihr rundes, rosiges Vollmondgesicht von lebhaftester Teilnahme erfüllt war. Für jeden hatte sie ein besonderes Wort! Mochten sie nun über die ungeteilte Energie lachen, mit welcher sie „das Regiment" zu ihrem Lebenszweck machte, mochten sie manches im Leben dieser Frau emanzipiert und originell finden, sie erfreute sich trotzdem allgemeiner Hochachtung. Jeder, vom Major bis zum Gemeinen herab, fühlte ihr wohlmeinendes Herz hindurch, fühlte sich besonders berücksichtigt und verstanden. Jeder, außer Leon, der doch als Sohn das erste Anrecht darauf gehabt hätte! —

Sie war eben die Mutter des Regiments, was hatte er mit dem Regiment zu thun?

Der Oberst von Werther war ein stiller, nüchterner Mann, der seiner Frau, wie es hieß „die Stange hielt." Das mochte wohl so sein. Je lebhafter sie wurde, desto gemessener verhielt er sich. Auf den ersten Blick bemerkte man eine große Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn. Die Profillinie war dieselbe, aber der mächtige, rötlichgraue Schnurrbart und die wettergebräunten Züge des Obersten verrieten in ihrer ungepflegten Außenseite sogleich den Soldaten, während Leon von allen Anwesenden durch die Blässe und Feinheit seines Antlitzes abstach.

Der Oberleutnant von Lettow, künftiger Schwiegersohn des Hauses, war ein etwas arrogant aussehender Blondin, welcher malitiös zu lächeln und sehr deutlich zu scherzen verstand. Neben ihm saß Herr von Marford, ein melancholischer Mann, der, wie Lettow behauptete, aus Zerstreutheit Husar geworden war. Er war ein großer Damenfreund, fein, höflich und aufmerksam, sprach gern von „geistigen Interessen" und ritt doch auch so gut, daß die Obristin sehr zufrieden mit ihm war. Doch wer wollte all' die Namen nennen, oder nun gar zu jedem eine Beschreibung geben. Da sind zu viele versammelt.

Lauter martialische Husarengesichter.

Die „Krone des Regiments" aber, wie die Obristin mit unsäglichem Stolze sagte, blieb doch Leutnant Malthus von der Edlen Tanne, von allen schon im Andenken seines Vaters, der eine Zierde des Regiments gewesen, neidlos geliebt. Der schöne junge Mann mit dem Antinouskopfe und den in Goldglanz funkelnden Augen, hatte durch sein freimütig liebenswürdiges Wesen jeden zum Freunde. Auf seiner hellen Stirn lag noch kein Schatten, und alle seine Kameraden wetteiferten teils aus Klugheit, teils aus Freundschaft darin, ihn seine mittellose Lage nicht fühlen zu lassen.

Die Obristin sah ihn vollständig als Sohn an. Oh, wie gerne hätte sie die Hand ihrer Tochter in die seinige gelegt, arm wie er war! Statt dessen war es anders gekommen, und daß es anders kam, war ihr Schmerz! Doch die geschwisterliche Zuneigung, welche beide für einander fühlten, ließ sich nun ein-

mal nicht in schwärmerische Liebe verwandeln. Auch für Leona ersetzte Malthus einen Bruder, den sie nicht zu besitzen glaubte.

Indessen stockte das Gespräch nicht, denn wo die Obristin dabei war, ging es nun einmal lebhaft zu. Sie verhandelte soeben mit großem Eifer die Aussichten auf ein im Laufe des Sommers stattzuhabendes Wettrennen, das war natürlich Oel in das allgemeine Feuer.

„Was fang ich an, wenn Georg nicht siegt?" frug Leona lachend, „doch er muß siegen! Hat er doch den Bluebeard, mit dem er voriges Jahr auf dem Berliner Rennen einen Preis gewann."

„Nichts da, Mylady muß siegen!" rief die Obristin hierauf ungeduldig.

„Bah," versetzte Onkel Sternheim, „das wird schwerlich geschehen. Mylady ist kein Rennpferd. Mit demselben kann Malthus sich nicht an der Sache beteiligen."

„So gibts noch andere Pferde," warf Lettow ein.

Niemand sagte hierauf etwas, Leona wollte erfahren, wo die Rennbahn sein werde.

„Auf der Fuchsheide, nahe am Tannhäuser Gebiet. Der Moorgraben ist erstes Hindernis."

„Ein gewisser Lilienteich das zweite?" frug einer der Offiziere scherzend, „dann gewinnst Du, Malthus!"

„Ah — richtig! Dort hat er die Sirene gesehen," sagte Leona lächelnd.

„Wie, war Dir Fortuna so günstig?

„Fortuna ist immer günstig, wo nichts dahinter steckt," sagte Lettow mit boshaftem Lächeln, „jene vielbesprochene, eingekerkerte Schönheit hält sich, wie wir jetzt wissen, aus Mangel an dieser Eigenschaft versteckt."

„Sie kennt den Geschmack des Regiments," sagte Leutnant von Lüttau, seinen schwarzen, fürchterlich gewichsten Schnurrbart streichend, und ließ seinen befriedigten Blick erst auf Leona, dann auf Stella ruhen, welche vor Ängstlichkeit gar nicht aufsah.

„Laßt Euch doch nicht so an der Nase herumführen", sagte hier die Obristin eifrig, „natürlich ist jene Gräfin sehr schön, Malthus verrät das aber nicht."

Jetzt folgte kein geringer Sturm. Leona lachte, daß ihre großen schwarzen Augen ganz schmal wurden. „Bist Du so schlau, Malthus? Nun, so warte aber, Du sollst sie nicht allein bewundern. Wir wollen sie alle sehen. Wir laden sie zu dem Balle ein, der an meinem Polterabend stattfindet."

„Richtig!" sagte Lettow, „und wenn sie sehr schön ist, verliebe ich mich in sie und lasse Dich sitzen!"

„Natürlich!" antwortete das schöne Mädchen lachend, „das wäre nur, was ich von Dir erwarte!"

„Jetzt verrate uns, Leona, womit Du uns an Deinem Polterabend zu überraschen versprachst!" sagte Malthus, „hast Du was Ähnliches im Sinne?"

„Ich weiß nicht, was da von Überraschungen sein könnte," sagte die Obristin, „am Polterabend mögt Ihr Tollheiten treiben, aber am Hochzeitstage bitte ich mir Vernunft aus."

„Ich werde ernst sein wie ein Leichenbitter," beteuerte Leona, ihre kleinen niedlichen Hände faltend, „Ihr denkt wohl alle, ich wüßte nicht, daß von nun an mein Weg mit Dornen bestreut sein wird?"

„Hast Du so schlechte Erfahrungen gemacht, Leona?"

„Es ist so langweilig, immerfort von einem ergebenen Sklaven begleitet zu werden." „Aus dem ergebenen Sklaven wird nur allzubald ein gestrenger Eheherr," sagte Großvater Sternheim.

„Ach jawohl, ich weiß schon," war die heitere Erwiderung. „Prügeln nicht alle Ehemänner ihre Frauen?" wandte sie sich ernsthaft an den Major von Schwarz.

„Der Himmel bewahre mich, Fräulein von Werther!" rief dieser ehrliche Mann bestürzt.

„Nicht? Nun, Sie müssen es wissen. Sie sind verheiratet."

Jetzt brach eine stürmische Heiterkeit los. Die Obristin wollte böse sein, aber es half ihr nichts. „Adlerstein!" rief sie in das Stimmengebrause hinein, „halten Sie als verständiger Mann doch Ruhe unter der Jugend!"

Der Angeredete, welcher nicht mitgelacht hatte, war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, den aber der ernste Gesichtsausdruck älter erscheinen ließ. „Mama nimmt die schwere Kavallerie zu Hilfe," flüsterte Lettow seiner Braut zu, „unser

guter Rittmeister hat allerdings das Kaliber dazu, um unter uns Windbeuteln Ruhe zu stiften."

„Es ist nur gut, daß Du selber einsiehst, was Du bist!" war ihre Erwiderung. Sie versuchte zu scherzen, aber ihre übermütige Laune war gestört. „Nun, Herr Rittmeister, welches Strafgericht werden Sie über uns verhängen, dafür daß wir so abscheuliches Zeug schwatzen?" wandte sie sich an den Friedensrichter.

„Ich bitte sehr, die Leitung der Konversation liegt in Ihrer Hand, mein Fräulein. Ich habe hierbei gar nichts zu thun als zuzuhören," war die ruhige Erwiderung.

„Ach, Sie wollen höflich sein und sind doch bloß so entsetzlich ernsthaft," schmollte sie, „ich kann Sie nicht ausstehn!"

Das wurde in so allerliebstem Tone gesagt, daß alle nur um so herzlicher lachten. Das männliche, feste Gesicht des Rittmeisters blieb unverändert, er verneigte sich bloß leicht und sagte: „Das weiß ich."

Ein helles Karmin überfloß wie ein rosiger Schimmer das Gesicht des schönen Mädchens, sie kniff die feinen Lippen zusammen. Augenscheinlich war ihr der ernste Mann dort, dessen hohe, breitschultrige Gestalt eine ungekünstelte Schlichtheit umgab, unbequem.

Er unterschied sich nicht wenig von seinen Kameraden, sowohl durch seine imposante Größe, wie durch seine Ruhe. Ein Kürassierhelm mit goldenem Adler und Roßschweif hätte besser auf diese Stirn, ein wuchtiger Pallasch besser an die Seite dieses Mannes gepaßt als der leichte Husarensäbel und der Tschako.

Die Abendessen in diesem Hause dauerten lange, und eher ward nicht an das Aufstehen gedacht, ehe nicht der hergebrachte Toast auf die Mutter des Regiments ausgebracht war. Was Leon und Stella betraf, so beteiligten sich beide mit keinem Wort an der Unterhaltung. Ihm sah man es nur zu deutlich an, wie unsympathisch ihm die ganze Gesellschaft war, und Stellas Augen blieben aus Schüchternheit meist gesenkt. Sie fühlte sich zwar neben ihm geborgen und beschützt, aber sie bemitleidete ihn doch auch, weil sie sah, daß er litt. Die Offiziere hätten für ihr Leben gern das liebliche, befangene Mädchen mit in die Unterhaltung gezogen, aber es war noch nicht viel mit ihr auf-

zustellen. Sie war weder geistreich, noch fähig „Konversation“ zu machen. Also that man am besten, sie in Frieden zu lassen und nur als hübsches Bild zu betrachten. Der einzige, mit dem sie ruhig und natürlich reden konnte, war der Rittmeister von Adlerstein, ihr guter alter Bekannter, welcher beinahe väterlich freundlich gegen sie war und gern über Sachen sprach, welche Interesse für sie hatten.

Als die Gläser neu gefüllt waren, sprang Herr von Lettow auf, erhob sein Glas und brachte ein Hoch auf die Obristin. Diese nickte lächelnd, die Offiziere stießen an und dann erhob sich die ganze Gesellschaft. Stella wurde wieder ganz beklommen zu Mut unter all' den sporenklingenden Gestalten. Sie war sehr froh, als Leona jetzt auf sie zukam und, sie mit sich fortführend, sagte: „Nicht wahr, Du bleibst hier, mein Schatz? Großpapa wird es gern erlauben.“

Stella wäre zwar lieber nach Hause gefahren, — sie war ja auch Seraphinen nötig, — aber die Aussicht auf einige ungestörte Stunden, welche sie morgen mit Leon verbringen konnte, löschte alle Bedenken, und sie nickte. Leona nahm sie mit sich in's Wohnzimmer, die meisten Offiziere gingen jetzt fort. Die Übrigbleibenden setzten sich zu einer Partie an den Kartentisch. Herr von Sternheim hatte nichts dagegen, daß die „Kleine“ dablieb, und versprach, sie morgen Nachmittag zu Fuß oder zu Wagen abzuholen.

V.

Als Stella am nächsten Morgen herunterkam, war die Werthersche Familie schon versammelt. Der Oberst trank seinen Kaffee und las dazu die Morgenzeitung. Auch seine Frau blickte in die Blätter, um Personal-Veränderungen in der Armee zu entdecken. Sie nickte Stella freundlich zu. Leon stand auf und gab ihr die Hand, Leona, welche in einem Fauteuil lag und noch schläfrig in das über ihre Schultern wogende aufgelöste Haar versunken schien, zog ihre Kousine zu sich herab, küßte sie auf's Ohrläppchen und sagte: „Wie kannst Du nur schon am frühen Morgen so munter aussehen. Du bist wirklich ein musterhaftes Mädchen.“

TRU Raamatukogu

„Habt Ihr Euch denn nun vereinigt über die Festlichkeiten am Polterabend?“ frug der Oberst.

„Was bedarf es da langer Vereinigung? Es werden Bilder gestellt. Leon muß schon dazu die nötigen Ansprachen und Gedichte machen.“

„Ich —? Zum Gelegenheitsdichter bin ich verdorben,“ sagte ihr Bruder abwehrend.

„Lieber Leon, wann wirst Du einsehen, daß es Deine Pflicht ist, endlich auch einmal etwas für's allgemeine Beste zu thun!“

Die Obristin klopfte Stella auf die Schulter, schenkte ihr frischen Kaffee ein und legte ihr, wie einem Kinde, ein großes Stück Kuchen auf den Teller. „Ja,“ sagte sie dann, „was die Tableaus betrifft, so denke ich, solltest Du damit überrascht werden. Ich hörte, es würden Bilder aus den Erlebnissen unseres Regiments gestellt.“

„Gütiger Himmel!“ sagte Leona unmutig, „haben sich das die Herren ausgedacht? Das ist ja zum Sterben langweilig.“

„Schäme Dich doch!“ fiel die Obristin eifrig ein, „was kann es Schöneres geben?“

„Nun ja, Mama — für Dich! Aber ich kenne diese Art Rührtableaus mit gefallenen Helden, treuen Hunden und geteilten letzten Bissen schon auswendig. Ferner, — was sollen denn meine Freundinnen hierbei? Wie können die in Schlachtszenen zur Geltung kommen?“

„Als Diakonissinnen,“ sagte Oberst Werther trocken, „schlage ihnen doch das vor.“

Leona machte ein klägliches Gesicht. „Denke Dir mich als Diakonissin,“ meinte sie dann lachend und warf einen Blick in den gegenüberliegenden Spiegel.

„Das wäre in der That eine wunderliche Metamorphose,“ sagte Leon, „Du wirst schon die „trauernde Witwe“ vorstellen müssen.“

„Mein Lieber, so paßt Du ebenso gut zum „gefallenen Helden,“ war die Antwort.

„Rede nur nicht so leichtsinniges Zeug,“ ermahnte die Mama, „der Himmel bewahre mich! Die Braut eines Soldaten stellt am Polterabend eine trauernde Witwe vor! Denkt Euch doch was Vernünftiges aus. Voriges Jahr stelltet Ihr allerliebste Sachen.“

„Da hat Leon Rat gegeben,“ sagte Stella.

„Nun, das war wirklich einmal gelungen," versetzte die Obristin herablassend, „Gabriele Marford sah prächtig aus als „Lotte", wie sie die Butterbröte streicht."

„Wir hatten die ganze Goethe-Gallerie von Kaulbach genommen," sagte Stella, eifriger werdend, „Antoinette Marford war Dorothea."

„Oh, ich weiß, zu dem Bilde der Lotte hatte die Majorin alle ihre Kinder hergegeben," rief die Obristin lachend, „mitten drin rief Hänschen am Boden: „Darf ich nun anbeißen?" — Du lieber Himmel, lachten wir!"

„Und Leona stellte das Bild „Lilis Menagerie", sagte Stella mit einem neidlos bewundernden Blick auf ihre Kousine, „dadurch kam Leon erst auf die Idee dieser Vorstellungen, daß wir nämlich eines Tages entdeckten, welche Ähnlichkeit Leona mit diesem Bilde habe."

„Nun ja, das ist mir nun oft genug gesagt worden, diesmal aber kommt was ganz anderes und Ihr werdet staunen!"

Der Oberst, welcher selten von seiner Zeitung aufgeblickt hatte, gab jetzt das Zeichen zum Auseinandergehen, indem er aufstand und aus dem Fenster in den Hof blickte. Die Obristin schellte und bestellte den Wagen, um auf den Exerzierplatz zu fahren. Sie pflegte zu sagen, die Leute machten ihre Sache gerade noch einmal so gut, wenn sie dabei sei, und daher fehlte sie bei besonders großen Übungen nie. Sie warf einen prüfenden Blick in den Spiegel und, zufrieden mit der militärischen Ordnung ihres Husaren-Kostüms, verließ sie das Zimmer. Der Oberst folgte. Gleich darauf ward Herr von Lettow angemeldet und seine Braut beeilte sich, in den Salon zu gehen, um mit ihrem George zu plaudern. Sie sagte, Stella solle doch mitkommen, aber diese warf einen sehnsüchtigen Blick auf das Klavier und Leon sagte kurz: „Nein, Stella bleibt hier."

„Du behandelst sie ja wie Deine gehorsame Sklavin. Solche Tyrannei ließe ich mir nicht gefallen," zürnte Leona, „späterhin muß ich sie aber haben zur Probe."

„So bist Du nicht besser als ich," versetzte er ironisch, „und schließlich spielt mir Stella doch lieber das Presto von Beethoven vor, als daß sie Maskeradenkostüme anprobiert."

Leona hielt sich lachend die Hände vor die Ohren. „Klas-

fische Musik!" rief sie und flog aus dem Zimmer. Ihr Bruder öffnete das Klavier und suchte unter den Noten umher, dann setzte sich Stella vor das Instrument und begann zu spielen. Er stand die ganze Zeit neben ihrem Stuhle, taktierte mit der Hand, ließ sie manchmal anhalten und eine Stelle wiederholen und machte sie auf besondere Schönheiten aufmerksam. Als sie geendet hatte, blickte sie sich um wie ein Kind, welches sich unter das Urteil seines Lehrers beugt, und frug: „Wie ging es, Leon?"

„Du dringst in den Geist der Sache ein," versetzte er, „aber noch fehlt Dir die nötige Kraft und das Feuer, welches den Zuhörer mit fortreißt. Diese kleinen, weichen Hände sehen auch nicht so aus, als wären sie für Beethoven geschaffen," fügte er lächelnd hinzu, „aber mache kein so niedergeschlagenes Gesicht, Stella, ich möchte Dich nicht anders haben, als Du bist."

„Ich kann nur Deine Sachen gut spielen, denn ich kann ihnen so nachdenken," versetzte sie seufzend, „doch bitte, spiele Du nun einmal das Presto, ich möchte doch wenigstens hören, wie es klingen muß."

Er nahm ohne ein Wort zu sagen ihren Platz ein und begann zu spielen. In dem Maße, als die Töne mit vollendeter Meisterschaft beherrscht, unter den schmalen Künstlerhänden hervorquollen, wie die Melodien anschwellend in die Höhe stiegen und sich auf der Spitze überstürzten und wie schäumende Wellen wieder hinabfuhren in dunkle, stille Tiefen, — wich nach und nach der herbe Ausdruck, welcher das Antlitz des Spielers charakterisierte, die verschleierten Augen gewannen Glanz und das verächtliche spöttische Lächeln, womit er sein nur allzu sensitives Herz gegen die Kränkungen der Welt verpanzerte, verschwand wie Nebel vor der Sonne!

Wer ihn jetzt ansah, blieb gefesselt stehen, — die ganze, volle Begeisterung einer hochbegabten Künstlerseele lag über seiner Erscheinung. Das Mädchen an seiner Seite fühlte sich mit ihm dieser Welt entrückt und in ein ideales Traumleben versetzt. Er sah sie an, während er spielte, und las Effekt und Antwort seiner musikalischen Gedanken in ihren Zügen. Es war eine Unterhaltung ohne Worte.

Als er geendet hatte, herrschte zuerst langes Schweigen;

in Stellas Augen standen Thränen. Er nahm ihre Hand und frug: „Nun? — Was denkst Du?"

„Ich bin immer so glücklich, wie gut ich Dich verstehe," sagte sie leise.

Er nickte und sah sie nachdenklich an. „Ja, Stella, ich sehe, daß Du das thust." Er nahm jetzt vom Klavier ein dickes, roteingebundenes Buch, auf dessen Außenseite in etwas verblichener Goldschrift die Worte: „Unsere Lieder" gedruckt waren. Dieses Buch enthielt den ganzen Schatz größerer und kleinerer Kompositionen und Gedichte, welcher sich seit den Kinderjahren darin angesammelt hatte. Dies Heiligtum wurde mit einem soliden Schloß vor profanen Augen geschützt. Leon war mit seinen Schöpfungen ebenso zurückhaltend wie mit seinem Herzen, und Stella hätte für ihn gezittert, wenn es spöttischer Kritik möglich gewesen wäre, in dieses Reich gemeinsamer Schöpfungen zu dringen. Sie legte jetzt schüchtern ihr mitgebrachtes Notenblatt auf das Klavier, denn es war immer noch eine Frage, ob ihr Werk würdig befunden würde, dem roten Buche einverleibt zu werden.

Leon spielte es mit kritischer Bedachtsamkeit durch, dann sagte er zufrieden: „Das war ein glücklicher Gedanke, Stella, ich könnte Dich um denselben beneiden. Der Übergang hier, bei den Worten: „durch dich vertraut er auf's neue" ist unendlich anmutig und natürlich . . . Wehmut und Aufjubeln vereint. Willst Du es mir wohl vorsingen?"

„Also wirst Du es in unser Buch schreiben?"

„Sicherlich."

Sie war sehr glücklich und sang das kleine Lied, indessen er die Begleitung spielte, welche sich durch leichte Zartheit auszeichnete.

Sie waren beide so vertieft, daß sie nichts von der Außenwelt sahen. Stella sang das Lied zweimal, — beim letzten Ton ward in der Thüre ein lautes „Bravo! Bravo!" von einer männlichen Stimme gerufen. Leonas melodisch weiches Lachen folgte. „Oh, Georg, wir kommen in ein ganz entsetzlich tiefes Heiligtum," sagte die Braut, ihr helles Haargewoge zurückschüttelnd, „aber nur auf so diebische Weise konnte ich Dir das Vergnügen verschaffen, Stellas Stimme zu hören."

„In der That!" sagte Herr von Lettow; ein malitiöses

Lächeln hob den blonden, steifgespitzten Schnurrbart, „Leona ist schuld an diesem Einbruch . . . ! Welchem Gotte wird denn hier geopfert?"

Leon sagte nichts hierauf, aber es war, als stürze er aus allen seinen Himmeln urplötzlich in die nüchterne Welt herab. Ein finsterer Blick brach aus den schmalen Augen und traf den Sprecher. Als Lettow aber nach dem aufgeschlagenen roten Buche griff, zog Leon dasselbe ruhig zu sich, legte Stellas Komposition hinein und schloß ab. Sein Schwager fand es unter seiner Würde, sich dem „grünen Dichterling" gegenüber beleidigt zu zeigen und ignorierte daher diese Bewegung. Stella zitterte, nicht für sich.

„Jetzt muß ich Dich aber haben," sagte Leona, den Arm um das träumerische Mädchen legend. „Du probierst Dein Kostüm an und ich mache etwas Toilette. Nachher gehen wir mit Georg spazieren und holen dazu auch Antoinette und Gabriele ab."

„Wohin geht Ihr?" frug Stella schüchtern.

„Über die Promenade in's Stadtwäldchen. Da sieht man doch noch am ehesten ein paar Menschen! Komm nur, komm," bat sie schelmisch, „steh' nicht da wie ein Kind, das von „Mama" fort soll, wir sind auch ganz gute Leute!"

„Stella bleibt hier," sagte Leon jetzt.

Leona war es so gewohnt, daß er in diesem Ton über Stella verfügte, daß sie nur ärgerlich ausrief: „Was kannst Du, um Himmelswillen, für Grund haben, dies zu verbieten?"

Herr von Lettow dagegen brach in ein lautes Gelächter aus und verneigte sich vor Stella: „Entschuldigen Baronesse, meine Gratulation ist etwas verspätet." Er blickte Stella mit seinen hellen, spöttischen Augen forschend an. Sie senkte den Kopf, Leonas elegante Weltdamen-Erscheinung und der stattliche Husar, welcher, seinen Schnurrbart drehend, sich in der funkelnden Uniform dehnte und reckte, vergeblich bemüht, einen Blick zu erhalten, waren ihr imponierend und beängstigend.

„Nein, Georg," sagte jetzt Leona patronisierend, „laß mir das Kind in Frieden. Ich will nicht haben, daß sie geängstigt wird. Lasse ihnen ihren Pegasus, er wird Leon zwar nicht in den Stand setzen, beim Wettrennen den Moorgraben zu nehmen, aber" —

„Leona!“ sagte ihr Bruder finster.

„Mein lieber Leon!“ versetzte die junge Dame übermütig, „wie schade, daß Du Dich eben nicht selber malen kannst! Du siehst doch akkurat aus wie Napoleon nach der Schlacht von Waterloo — oder was es sonst war! Wir wollen Dich ja sehr gern in Frieden lassen, nur lasse Du uns Stella!“

Leon blickte unmutig auf, doch ward er einer Entscheidung überhoben, da in diesem Augenblick die Thür schnell aufging und die Obristin, ihr frisches, rotes Gesicht voller Eifer, eintrat. „Stella, Kind, macht es Dir Spaß, mitzukommen? Ich kehrte expreß zurück, um Dich zu holen, die Leute machen prächtige Dinge heute! Denkt Euch, Adlersteins Schwadron ging über den Fluß mit schwerem Gepäck ohne eine Störung.“

„Ich komme auch mit,“ sagte Leona, „und Du auch George, — nicht wahr? Wir gehen dann durch die Promenaden nach Hause. Jetzt gehe ich bloß, um mich anzuziehen, ich werde schnell sein.“

„Nun, das bitt' ich mir aus, der Wagen wartet. Ich hole noch Heftpflaster, — der Steinmann, Sie wissen, mein besonderer Protegé, hat sich an einer Latte die Hand aufgerissen. Unbegreiflich! Es muß ein Nagel d'rin gewesen sein.“

Damit eilte sie aus dem Zimmer. Leona lachte: „Die Mama und ihre Protegés!“ — und zog dann Stella mit fort. Lettow folgte gähnend. Von Leon war gar nicht die Rede, es verstand sich von selbst, daß er keine Lust hatte, mitzufahren. Er war, wie er selbst sagte, Null in dem militärischen Leben seines Elternhauses, und es war ja auch ganz wahr, daß er nicht danach Verlangen trug, an dem lustigen Treiben der Husaren Teil zu nehmen. Trotzdem fühlte er es als Mißachtung und Vernachlässigung, daß es niemand je einfiel, ihn zur Beteiligung aufzufordern. Er stand noch über das Klavier gelehnt, von den Neckereien seiner Schwester tiefer getroffen, als er sich selber eingestehen mochte, als Stella in Hut und Jäcket wieder eintrat. Sie kam leise näher und frug unsicher: „Leon, darf ich mitgehen?“

Er fuhr auf und sammelte sich.

„Natürlich darfst Du,“ sagte er dann schnell, „das ist ja etwas ganz anderes. Du fährst mit Mama. Aber ich wünsche

nicht, daß Du mit Lettow und jenen Marfordschen Mädchen allzu bekannt wirst. Leona ist zwar gut und liebt Dich, aber sie ist selber allzu sehr beeinflußt von dem Ton, welcher unter jenen jungen Damen herrscht und vor dem ich Dich bewahren möchte. Du sollst Dein kindliches Erröten nicht verlernen, und Dein Blick soll klar und hell bleiben."

Er sprach in dem Tone eines Lehrers. So hatte er sie ja schon in früher Kindheit patronisiert und tyrannisiert, je nachdem und um so stärker, als sie eben das einzige Wesen im Hause war, dem er von vornherein Autorität war! Sie dachte nie darüber nach, weshalb er diese Autorität beanspruche. Sie reflektierte überhaupt nicht. Er war ihr alles, — der Abgott, welcher vollkommen blieb unter allen Umständen, die Welt, in der sie lebte!

„Ich wünschte, ich brauchte nicht mitzufahren und Du läsest mir statt dessen „Irene" vor," sagte sie bittend.

„Nein, das geht nicht, Mama rechnet auf Dein Mitkommen. Es wird Dir ja auch Freude machen, weil Malthus dort ist."

„Nun, ich weiß nicht, — Du bleibst so allein zurück." — „Das bin ich so gewohnt," sagte er, bitter lächelnd, „hier kommt Mama. Nun geh'."

Stella gehorchte wie ein gutes Kind und saß bald mit der Obristin, Leona und Lettow im Wagen, welcher durch die Kastanienalleen dem nahen Walde zufuhr. Im Ganzen amüsierten sie sich ganz gut, während auf einer Kiefernhöhe gehalten wurde, von wo aus man den Übungen unten auf dem Sandfeld bequem zusehen konnte. Der Oberst war auch da und kam zum Wagen geritten, wo ihn seine Frau in Ekstase empfing. Sie war Feuer und Flamme, tadelte, lobte, rief und kommandierte vom Wagen aus in einer solchen energischen Weise, als wäre sie der Anführer. Man mußte sehr daran gewöhnt sein, denn niemand verzog eine Miene. In einer Pause kamen einige Offiziere herbeigeritten, die Damen zu begrüßen. Gleich den ersten fuhr die Mutter des Regiments folgendermaßen an: „Aber, bester Daven, soll denn meine Not um Sie nie aufhören? Sie husten ja!"

„Ein wenig," war die lächelnde Antwort, „doch das hat nichts zu sagen."

„So sprechen Sie, bis die Lungenentzündung da ist! Ich stricke schon seit einer Woche an einem wollenen Lappen, den

Sie sich auf die Brust legen sollen, und werde nicht fertig. Weiß der Himmel, ich komme nie zum Stillsitzen! Sie sind viel zu gewissenhaft und ehrgeizig, sehen Sie, hier mein Herr Schwiegersohn hat sich vom Dienst dispensiert, weil er behauptet, sich die Hand verstaucht zu haben. Merke nichts davon. Sie aber höre ich eine Meile weit husten! Seien Sie vernünftig, legen Sie sich hin und trinken Sie Kamillenthee."

Der junge Offizier sah sehr verlegen aus, denn Stella sah ihn voller Mitleid, Leona mit übermütigem Lächeln an, und Lettow bemerkte: „Hollunderthee ist noch besser."

„Unsinn!" rief die Obristin, viel zu sehr im Eifer, um den Spott zu fühlen, „er thut, was ich ihm sage! Ah, guten Morgen, Marford! Hätten Sie wohl die Güte, mir jenen Husaren dort herbeizurufen. Den mein' ich, der abgesessen ist und mit den anderen schwatzt. Hab' ihm noch eine Lektion zu halten. Eine gründliche!"

Als der Gerufene sich dem Wagen näherte, bog sich die Obristin vor und platzte ihn an: „Sag' Er mir einmal, was denn das zu bedeuten hat? Man sagt mir, Er fange an zu saufen? Schämt Er sich nicht, dem Regimente solche Schande und Unehre zu machen?"

Der Angeredete kehrte sein rundes, rotes Gesicht verlegen bald hierhin, bald dorthin, aber er stand, die Hand am Säbel, mit so respektvoller Strammheit vor seiner „Mutter", daß man wohl sah, die Leute beugten sich unter ihre, so originell beanspruchte Autorität. „Daß Er sich nicht noch einmal so etwas zu schulden kommen läßt!" fuhr die Obristin drohend fort, „sonst leid' ich Ihn nicht länger in dem Regiment. Hier, wo ich bin, muß alles ordentlich und respektierlich zugehen, sonst werd' ich bös."

Der Husar, dem diese Philippika in Gegenwart der Offiziere höchst fatal war, sagte verlegen entschuldigend: „Na, halten's zu Gnaden, Frau Oberschten, aber es war nur im Urlaub, daheim auf meinem Dorf, daß mir's passiert ist, daß sie mich haben heimgeführt. Die anderen Abende war's auch nicht so arg, — und im Dienst kommt es schon nicht vor."

„Das ist eine schöne Ausrede, das!" wetterte die resolute Dame, „denkt Er, das sei ein rechter Husar, der nur den Schein aufrecht hält? Im Dienst ist es nicht passiert, was frage ich

danach! Das glaub' ich, daß Er sich's im Dienst wird nicht zu schulden kommen lassen, denn Er kennt die Reglements. Aber wenn Er im Urlaub nicht ebenso ordentlich ist wie im Dienst, so ist Er mir gründlich verleidet! Eine schöne Ausrede das! Damit komme Er mir nur, will's ihm gründlich austreiben. Jetzt marsch fort, und merk' Er sich's: Hat Er Lust, ein Galgenstrick zu werden, so geht mich's am Ende nichts an, aber in unserm Regiment leid' ich solche Kerle nicht!"

Sie winkte mit der Hand, der Husar entfernte sich.

Als er fort war, wandte sie sich an den Rittmeister von Marford: „Er wird sich bessern, denken Sie nicht?"

„Ich glaube, es bleibt ihm kaum etwas anderes übrig," versetzte der Gefragte mit feinem Lächeln.

Lettow lehnte sich im Wagen zurück, blies seinen Zigarrenrauch beiseite und bemerkte in trockenem Tone: „So werden Sie nächstens über ein Regiment von Engeln kommandieren, Mama."

„Lieber Herr Schwiegersohn, dazu wäre Ihr Austritt die erste Bedingung," war die Antwort. Die Obristin lachte, daß ihre weißen Zähne sichtbar wurden, halb ärgerlich, halb gutmütig.

Der kecke Schwiegersohn versicherte in verbindlichem Tone: „Bitte sehr, wie Sie befehlen! Ich übernehme Luzifers Rolle."

„Hatte Luzifer je eine Frau?" frug Leona mit ihrem hübschen Lächeln, indessen Stella den Sprecher mit ihren unschuldigen blauen Augen entsetzt ansah.

„Nein, nur eine Großmama," gab Lettow gleichmütig zurück, dann, da er sah, daß die Obristin mit Marford sprach, fügte er leiser hinzu: „Nach den neuesten Forschungen soll es aber seine Schwiegermama gewesen sein."

Leona schalt, das sei schändlich von ihm und sie spräche nun den ganzen Tag über nicht wieder mit ihm, — die Obristin wandte den Kopf und sagte scheltend: „Ich hoffe sehr, Sie haben nicht in Stellas Gegenwart einen Ihrer schlechten Witze gemacht."

„Ganz im Gegenteil," versicherte er unbefangen, „wir sprachen bloß von Miltons „Verlorenem Paradies". Hoffentlich war dieser Gegenstand dem künstlerischen Geschmack des gnädigen Fräuleins angemessen. Nicht?"

Stella errötete und Leona sagte: „Lasse sie doch in Frieden, Georg."

„Jetzt schnell, Stella!“ rief die Obristin lebhaft, „sieh mal, dort kommt etwas für Dich! dort!“

Eine Abteilung Husaren, geführt von einem Offizier, jagte den Abhang gegenüber herab, gefolgt und verfolgt von einer überlegenen Zahl. Mit großer Gewandtheit setzten die flinken Pferde über Hecken und Zäune, Gräben und Sträucher, kletterten über einen frisch gefällten Holzschlag, und als die Verfolger sich ebenso behende zeigten, schwenkten sie plötzlich rechtsum und fielen dem Feinde in den Rücken.

Die Obristin klatschte in die Hände und rief „Bravo! Bravo!“ Gleich darauf kam der siegreiche Anführer auf schaumbedecktem Pferde lustig herbeigeflogen, ließ sein Pferd vor dem Wagen kerzengerade steigen und sich langsam wieder senken und hielt dann dicht am Schlage, sein feingeschnittenes, erhitztes Gesicht, die goldbraunen funkelnden Augen voller Jugendfrische und Reiterglück. Er reichte Stella einige Vergißmeinnicht in den Wagen, welche diese lächelnd entgegennahm.

„Prächtig! prächtig!“ rief die Obristin mit leuchtenden Augen, „Malthus, Dich zu sehen, thut meinem Herzen wohl, — und Deine Leute hast Du im Zuge, das flog wie der Wind! Wenn es Dich nicht zu eitel macht, möchte ich wirklich sagen, daß ich selten so viel Sauberkeit der Ausführung verbunden mit so viel begeisterter Tollkühnheit sah!“

Er verneigte sich dankend.

„Nun und Du, Stella, Kind,“ wandte sich die Obristin wieder eifrig zu dem schüchternen Mädchen, „hast Du nun wirklich absolut kein Interesse für dergleichen? Was fang' ich mit Dir an? Das ist doch schrecklich!“

„Lasse sie doch, Mama,“ sagte Leona in herablassendem Tone, „wir wollen sie nicht weiter quälen.“

„Ja, aber lieber Himmel, was soll denn einmal werden, wenn sie in's Regiment heiratet?“ rief die lebhafte Frau.

„Ist das so unterschrieben?“ versetzte Herr von Lettow, ironisch lächelnd, „so erlaube ich mir im voraus zu gratulieren!“

„Halten Sie Ihren Schnabel, Herr Schwiegersohn,“ war die etwas ärgerliche Entgegnung, „und sagen Sie dem Kutscher, daß ich jetzt nach Hause zu fahren wünsche.“

Damit war das für Stella sehr beängstigende Gespräch ab-

gebrochen und der Wagen verließ die Kiefernhöhe und rollte wieder der kleinen Stadt zu.

Stella sah Leon erst zu Mittag wieder, wo sie neben ihm saß, aber, wie stets in Gesellschaft anderer, nicht mit ihm sprach. Gleich nach dem Essen kamen mehrere junge Damen zu Leona, welche in ihrem Zimmer im bequemsten Sessel lag, schwatzend mit den um sie gruppierten Freundinnen. Stella hätte sich für ihr Leben gerne fortgestohlen, aber sie saß mitten unter den Mädchen und war zu ängstlich, aufzustehen.

„Eh bien, Leona," rief ein Fräulein, als die Laune am übermütigsten geworden, „jetzt sollst Du uns ein Geständnis ablegen."

„Dazu fühle ich nicht die geringste Verpflichtung," war die Antwort.

„Damit kommst Du nicht durch. Sage uns nur allen Ernstes, was ist Wahres an dem Gerücht, der Rittmeister Adlerstein habe sich bei Dir einen Korb geholt?"

„Wo habt Ihr diesen albernen Unsinn her?" frug das schöne Mädchen. „Ich habe in meinem ganzen Leben dem Rittmeister keinen Korb gegeben und ich bin überzeugt, er kann mich ebenso wenig leiden wie ich ihn."

„Er ist ein entsetzlicher Mensch," fiel Fräulein Antoinette lebhaft ein. „Das liebreizendste Lächeln kann ihn nicht rühren."

„Hast Du schon so viele an ihn verschwendet?" frug Leona ironisch.

„Er ist der beste Mensch von der Welt," nahm ein anderes junges Mädchen, Fräulein von Schwartz, das Wort, „man braucht ihn nur in unserer Kinderstube zu sehen. Er spielt mit meinen kleinen Neffen und Nichten, und sie hängen mit der größten Liebe an ihm. Und ich weiß, daß er Gutes thut, wo er nur kann, und keinen Armen unbeschenkt gehen läßt. Er ist ein vortrefflicher Mensch."

Stellas Gedanken waren die ganze Zeit über wo anders gewesen, und sie schrak jetzt auf, als sie ihren Namen genannt hörte und die Obristin in's Zimmer treten sah.

„So, so, mein Herzchen, der Onkel hat herübergeschickt und gebeten, ich möchte Dich selber nach Sternheim bringen, da er etwas Rheumatismus hat. Ich will es gerne thun, sah ich doch Seraphine so lange nicht. Also komm, der Wagen ist bestellt."

Stella war glücklich, loszukommen. Sie küßte Leona, deren Lippen sehr kalt waren, wünschte den anderen Mädchen Adieu und flog hinter der Obristin her. Unten im Vorsaal kam Leon gerade herein. Er hatte augenscheinlich einen Spaziergang gemacht, seine Wangen waren erhitzt und sein langes, lockiges Haar zerweht. Er hatte einen Strauß Feldblumen im Knopfloch.

„Du fährst schon fort?" frug er enttäuscht — „ich wollte Dir meine neuen Zeichnungen bringen."

„Bringe sie morgen nach Sternheim," flüsterte Stella, ihm im Vorbeigehen die Hand reichend. „Adieu, Leon!" Er hielt sie fest, und mit einer Miene, als müßte das so sein, nahm er den frischen Blumenstrauß von seiner Brust und steckte ihn ihr in das blonde, aufschwellende Haar. Stella errötete tief, die Obristin aber, welche sich vor dem Spiegel den Hut aufsetzte und auf diese Weise das kleine Intermezzo gesehen hatte, zog unmutig die Brauen zusammen. Leon stieg schnell die Treppe hinauf und Stella folgte schweigend in den Wagen. Dieser rollte bald die Kastanienallee hinab, durch grüne Wiesen den lichtgrünen Birkenwäldern zu, hinter denen Sternheim lag. Die Obristin schwieg fast während der ganzen Fahrt und Stella träumte so vor sich hin. Als der Wagen vor dem schlichten weißen Hause, das doch so lieblich unter den blühenden Akazien dastand, hielt, sprang Stella heraus und eilte in den Gartensaal.

Seraphine lag auf ihrem Diwan und streckte den Eintretenden lächelnd die Hand entgegen. Stella lief hinaus, um die Tante aufzusuchen und von der Ankunft ihrer Tochter zu benachrichtigen. Der Onkel war ausgeritten. Als die Obristin sich mit dem kranken Mädchen allein sah, seufzte sie tief auf, ließ ihre stattliche Gestalt in den Lehnstuhl neben dem Diwan sinken und räusperte sich. Seraphine blickte mit ihrem feinen, erratenden Lächeln in das rote vollwangige Gesicht und sagte dann: „Du scheinst ja Sorgen zu haben, Tante Julia."

Die Obristin lachte, als klänge ihr dies selber wunderlich. „Nun, aufrichtig gesagt," platzte sie dann los, „kam ich nur, um Dich zu fragen: was sagst Du nur eigentlich zu Leonas Wahl."

„Ich hoffe, alles, was ich über ihn höre, ist etwas übertrieben," sagte Seraphine.

„Da haben wir es!" rief die lebhafte Frau, die Hände

zusammenschlagend, „ich hatte gleich so ein Gefühl, Du würdest unzufrieden sein."

„Kommt denn aber so viel darauf an, ob ich unzufrieden bin oder nicht?" frug Seraphine lächelnd.

Die Obristin nahm eine der schmalen, durchsichtigen Hände in die ihre. „Kind", sagte sie ernsthaft, „darauf kommt mir sehr viel an! Ich wünschte oft, ich hätte Dich damals auch zu mir genommen und Leona wäre unter Deinem Einfluß aufgewachsen. Was das Mädchen mir oft Kummer und Not gemacht hat! Es ist wahr, ich habe mich wohl zu wenig um sie gekümmert, als sie noch klein war. Weiß der Himmel, ich hatte nie Zeit. Das Regiment nahm mich so in Anspruch. Mit einemmal war Leona vierzehn Jahre alt und ein solcher toller Wildfang, mit dem ich absolut nichts aufstellen konnte. Sie war ein gutes Kind, das ist wahr, aber ein Irrwisch. Sie führte an einem Tage mehr Hundestreiche aus als zehn Knaben zusammen. Alles Ermahnen, Strafen, Drohen half nichts. Der Hafer stach sie nun einmal und sie wuchs uns mit ihrem Übermut über den Kopf. Damals war Adlerstein der einzige, welcher was mit ihr ausrichten konnte." Die Obristin hielt inne. Thränen standen in ihren Augen.

„Was er wollte, das sah ich damals deutlich, obgleich er nie ein Wort mit mir darüber sprach, welches direkt auf seine Liebe zu ihr Bezug gehabt hätte. Du weißt, er ist ein verschlossener Charakter. Er behandelte sie ganz und gar wie ein Kind, was sie ja auch noch war, und kindisch obendrein. Da ich aber einsah, daß ich nicht mit dem Mädchen fertig wurde, so beschloß ich, sie auf ein paar Jahre, bis sie erwachsen sei, in ein Mädchenpensionat zu thun. Mein Mann war einverstanden, und so schickten wir, wie Du weißt, die wilde Hummel in das Y—sche Pensionat, und dort wurde sie geschliffen, — und von dort kam sie als eine ganz andere wieder. Als eine feine Salondame, mit der ich erst recht nichts aufstellen kann! Sie war ganz wie umgewandelt. Früher offen, leidenschaftlich, wild, jetzt verschlossen und eigenwillig in einer andern Art. Daran ist der Umgang mit jener Gräfin Ellas, für die sie schwärmt, und der Lettowschen Familie in Eulenburg schuld, das weiß ich wohl. Die haben Leona jeden Sonntag bei sich

gehabt und haben ihr den Kopf verdreht, haben sie mir kokett und oberflächlich und eitel gemacht, was sie alles früher nicht war. Kurz, ich weiß weniger denn je, was mit ihr anzufangen, und mußte meine Einwilligung dazu geben, als sie ihren Kopf durchsetzte und sich mit diesem Menschen verlobte, der ja ein guter Offizier ist, aber doch kein Mensch wie Marford oder gar Adlerstein!"

Die Obristin seufzte und wischte sich mit dem Taschentuch das glühende Gesicht ab. „Siehst Du, Seraphine, nur zu Dir gesagt: es ist ein schweres Gefühl für eine Mutter, das Vertrauen ihrer Tochter nicht zu besitzen. Weiß der Himmel, weshalb mir's nie gelungen ist, bei Leona Einfluß zu gewinnen. So weiß ich eben noch nicht, was zwischen ihr und Adlerstein vorgefallen ist. Daß irgend eine Erklärung stattgefunden haben muß, damals als sie noch ein halbes Kind war, das sah ich wohl an der Verlegenheit, in welche sie bei'm ersten Wiedersehen als erwachsene Dame und Braut geriet. Er riet mir damals ab, Leona in dieses Pensionat zu schicken. Ich wünschte, ich hätte auf ihn gehört, der Unterricht ist modern und nicht gründlich, und erzogen wird ein Mädchen wie Leona dort gar nicht. Sie kommt mit allen Fehlern wieder und nennt dieselben blos Salonlaunen! Ach, Seraphine, wenn ich zu bestimmen gehabt hätte, so wäre Malthus und kein anderer mein Schwiegersohn geworden!"

„Ich kenne diesen Wunsch von Dir," sagte Seraphine wehmütig, „doch wie hätte er sich je realisieren lassen? Bedenke, wie arm Malthus ist."

„Er ist aber der Rechte, — er, mein Liebling! ja, das war mein Lebenswunsch von dem Augenblicke an, wo er in mein Haus kam und ich in ihm schon die künftige Zierde des Regiments sah! Er, so aufrichtig, so voller Schwung und Husarenfrische, er hätte Leonas Gatte werden sollen, und ich — ich hätte dann einen Sohn gehabt."

Ein schmerzlicher Zug erschien auf den feinen blaßroten Lippen der Zuhörerin. „Armer Leon!" sagte sie leise.

„Leon — nun ja!" versetzte die Obristin fast ungeduldig, „er ist natürlich mein Sohn; aber was habe ich von einem Sohne, der mit Verachtung auf das Regiment herabblickt? Was

Leon betrifft, so ist dies mein zweiter Lebensschmerz, der fast tiefer ist als der Kummer über Leonas Entfremdung! Sich sagen zu müssen: Du könntest einen Sohn haben, und hast doch keinen, das ist schwer für eine Mutter!"

„Und welch ein Sohn könnte er Euch sein bei seinem reichen Charakter, wäre er nur weniger verbittert und fähig, eine geregelte Thätigkeit zu ergreifen!" sagte Seraphine seufzend, „doch," fügte sie gleich wieder freudig hinzu, „ich habe die Hoffnung, daß er sich noch durcharbeiten wird und einsehen, wo der Schlüssel zu Glück und Zufriedenheit liegt!"

Die Obristin sah gedankenvoll in das bleiche, schmale Gesicht, welches mit seinen dunkeln Augen in die Zukunft zu blicken schien. „Na, Gott geb's!" sagte sie dann seufzend, Thränen standen wieder in ihren Augen. „Ich habe nun die Hoffnung aufgegeben! Weshalb ist er denn so verbittert? Es ist gar kein Grund da. Doch so war er schon als Kind. Immer in sich versunken, empfindlich und verdrießlich. Nie hörte man ihn mit anderen Knaben lachen. Und jetzt? Er öffnet sich keinem Menschen. Er lebt für sich allein. Wenn er noch wenigstens glücklich wäre, doch das ist er nicht! Er fühlt das Zwecklose eines solchen Lebens, wie er es führt, ... er findet vielleicht auch den richtigen Namen für dies Leben: eine verunglückte Existenz! Was ist's denn anderes? Du glaubst nicht, wie ich täglich von neuem beschämt bin, sehe ich ihn in seinem schwarzen Samtrocke mit den langen Haaren bei Tisch zwischen allen meinen lustigen, lebensfrischen Husaren sitzen! Und dazu muß ich mir dann sagen: dieser Mensch, der nichts schafft, nichts ist, nichts werden will, dieser Mensch, für den alle nur ein schlecht unterdrücktes spöttisches Lächeln haben, — das ist dein Sohn! Oh, Kind, das ist hart! — Mein Sohn, — und er hat auch nicht einen Funken von Interesse für das Regiment, er fühlt sich unbehaglich inmitten desselben und dichtet, während wir Avancements besprechen! Neulich hat er Malthus auf Mylady gezeichnet. Das Bildchen war so gut, das Pferd so wohlgelungen, daß mir der Gedanke durch den Kopf schoß, ob Leon, wenn er selber ein Reitpferd hätte, nicht am Ende den ritterlichen Künsten Geschmack abgewänne und käme so unvermerkt in Verkehr mit den anderen. Was sagt mir der Junge auf

meinen Vorschlag! „Ich danke, aber dafür habe ich keine Zeit.“ Erbarme Dich! Was hat er denn zu thun? Ich sage Dir, Seraphine, ich weiß nicht, was ich mit ihm aufstellen soll.“

Seraphine sagte nichts. Was ließ sich auch hierauf sagen?

„Nun ist da noch eins,“ fuhr die Obristin nach einer langen Pause fort, „das will mir auch nicht gefallen. Leon und Stella sind immer zusammen gewesen, schon als Kinder, und sie war die einzige, gegen die er Vertrauen zeigte. Das kann aber doch nicht so fortgehen. Das fehlte mir gerade noch, daß die Zwei sich in einander verlieben. Das wäre der größte Unsinn!“

„Ich habe auch schon hierüber nachgedacht, und es hat mir viel Sorge bereitet. Es ist wahr, sie können nicht ohne einander leben. Eine Trennung wäre eine große Grausamkeit und würde Stellas Herz brechen. Und doch bleibt kaum etwas anderes übrig, — gerade um Stellas willen.“

„Natürlich, natürlich! — das arme Ding. Das Beste wäre, sie heiratete, so jung wie sie ist, in's Regiment. Das wäre auch noch die einzige Möglichkeit, um ihr Geschmack für's Regiment beizubringen.“ Seraphine lächelte unwillkürlich. „Das Regiment“ — darum drehte sich doch alles bei der Obristin.

Das Gespräch wurde jetzt unterbrochen, denn Onkel und Tante traten ein, begrüßten die Tochter sehr herzlich und die Unterhaltung ging bald in Regiments-Interessen über. Seraphine saß still und nachdenklich dabei.

VI.

Mehrere Tage waren still verflossen. Es war Regenwetter eingetreten, und das mochte der Grund sein, weshalb niemand aus Neustadt gekommen war. Stella hatte fleißig musiziert und gezeichnet und schaute dazwischen nach Leon aus, der doch versprochen hatte, zu kommen.

Heute kämpften Wolken und Sonnenblicke mit einander. An allen Bäumen und Büschen hingen noch die schweren Tropfen, und hin und wieder flog ein violett verklärendes Leuchten durch die Natur, wenn es der Sonne gelang, die naßgrauen Nebelfetzen zu durchbrechen.

Seraphine lag auf ihrem Diwan mitten im Zimmer, die Kristallschale auf dem Tischchen war mit lichtem Moos und Mairosen gefüllt und die Fenster standen weit offen, um die köstliche, feuchtwarme Luft einzulassen. Neben der Schwester saß Malthus, welcher soeben gekommen war und sich mit ihr in dem vertraulichen Geflüster unterhielt, welches am deutlichsten zeigte, wie er ihr alles, was ihn bewegte, mitteilen mußte. Der alte Onkel war in der Sofaecke über dem Nachmittagskaffee und der Zeitung eingenickt, und Stella saß an dem breiten Blumenfenster, halb verborgen zwischen den purpurnen Trauben reichblühender Fuchsias und den weißen Kelchen der Kallas. Sie las und schien so in ihr Buch vertieft, daß sie nicht hörte, wie sich die Thüre öffnete und Leons schlanke Gestalt eintrat. Er hatte das rote Buch unter dem Arm und kam leise, um den alten Herrn nicht zu wecken, auf Seraphines Diwan zu, ihr die Hand reichend.

„Bei dieser Nässe, Freund?" frug Malthus, mit den Sporen im Takte klirrend, „Du solltest Dich bei dergleichen Sündfluten doch lieber auf ein anderes Roß als auf Schusters Rappen schwingen!"

„Damit ich von oben bis unten bespritzt werde, anstatt mir bloß die Sohlen zu beschmutzen?" frug er sarkastisch, „wo ist Stella?"

„Begraben unter Rosen und Träumen," sagte Malthus und zeigte nach dem Blumenfenster. „Was kann unser Herzblatt so fesseln, daß sie nicht einmal die Ankunft ihres Mentors bemerkt."

„Der erste Roman," sagte Seraphine lächelnd.

„Wozu liest Stella Romane?" frug Leon unzufrieden.

„Die sieben Todsünden von Eugen Sue," versetzte Malthus gelassen und mit einem so drolligen Blick auf Leons verstimmtes Gesicht, daß Seraphine lachend ausrief: „Auf was für Einfälle Du auch kommst, Malthus! Glaube ihm kein Wort, Leon."

Dieser sagte nichts, sondern ging ohne weiteres auf das Fenster zu, in welchem Stella saß. Diese schrak jetzt auf, dann sprang sie herab und kam ihm mit ausgestreckter Hand entgegen. „Guten Abend, Stella, was liest Du denn da?" — Sie reichte ihm das Buch.

„Ich darf doch, Leon? Es ist eine so wunderhübsche Geschichte."

Er las den Titel: „Elisabeth". — „Ja, das darfst Du," sagte er dann, sichtlich beruhigt.

Malthus lachte jetzt ungebunden auf. „Sie darf also," sagte er heiter, „was wäre nun aber geworden, wenn sie nicht gedurft hätte?"

„Dann hätte ich es eben nicht weiter gelesen." —

„Ja, mein Herzchen, ich finde es schon sehr gewagt, daß Du es überhaupt erst angefangen hast ohne Leons Wissen."

Leon preßte zornig die Lippen zusammen, dann ging er zur Staffelei am Fenster und nahm davor Platz.

„Sobald es draußen trocken ist, mußt Du versuchen, die Eichen am Hohlwege zu malen, damit Du Dich im Kopieren nach der Natur übst" sagte er. Stella kam an seine Seite, und beide waren in flüsternde Auseinandersetzungen vertieft. Malthus setzte sich zum Onkel, welcher mittlerweile erwacht war und so that, als hätte er in seinem Leben nie so etwas wie ein Schläfchen gehalten.

Seraphine blieb mit ihren Gedanken allein und blätterte in dem roten Buch, welches Leon aufgeschlagen hatte und das auf ihren Knieen lag.

„Komm, Stella, Herzchen," sagte Malthus bittend, „singe mir eins von den Liedern aus Euerm geheimnisvollen Buche. Ich sehne mich nach Deiner Stimme." Stella gehorchte zögernd. Sie legte das Album auf das Notenblatt und las erst leise die Worte für sich. Seraphine beobachtete ihre kindlichen, leicht bewegten Züge und sah das süße, unbewußte Lächeln des Glückes die rosigen Lippen teilen. Arme Stella, wie lange wird dies Lächeln noch unbewußt bleiben!

Sie sang das Lied mit ihrer lieblichen, taufrischen Stimme und mit dem innigen Verständnis, welches ihr seine Lieder so leicht machte. Als sie geendet, rief Malthus vom Sofa herüber: „Bravo, mein Herzblatt! Du dachtest wohl an Deine Elisabeth während des Singens, oder singt die keine solchen Lieder?"

„Nein," war die leise Erwiderung.

„Das Buch da hat mir das Mädel ganz nachdenklich gemacht," sagte der alte Oberst Sternheim, „wovon handelt es denn eigentlich?"

„Von einer unglücklichen Ehe," sagte Malthus lachend.

„Otto und Elisabeth werden unglücklich?" frug Stella bestürzt.

„Ach, bist Du noch nicht so weit? Ja, er gewöhnt sich das Trinken an und prügelt seine Frau."

„Was gebt Ihr denn dem Kinde da für Zeug zu lesen!" schalt der Onkel unwirsch.

„So schlimm ist die Sache nicht," begütigte Seraphine.

„Komm Stella," sagte Leon, „es ist jetzt draußen trockener geworden, ich will Dir die Stelle im Walde zeigen, die Du malen sollst. Morgen kannst Du anfangen. Ich werde wohl auch dazu kommen." Es war nichts hierbei zu machen. Stella holte freudig ihren Hut, und bald waren beide hinter den Büschen verschwunden.

Die Tante kam jetzt herein, nickte Malthus freundlich zu, klingelte nach dem Nachmittagskaffee, holte dann ein Staubtuch hervor und glitt damit über das Klavier hin, einen prüfenden Blick auf die Tische werfend. Dann holte sie ein Strickzeug aus der Tasche und setzte sich damit neben Seraphines Diwan. Frau von Sternheim war eine kleine, rundliche Frau, deren stets freundliches, von silberweißem Haar umrahmtes Antlitz und rühriges Wesen sehr an ihre Tochter Julia erinnerten.

Malthus hatte mittlerweile nach der Uhr gesehen und gefunden, daß es hohe Zeit sei, aufzubrechen, wenn er noch zu der, jeden Sonntag Abend stattfindenden „Réunion im Hause des Obersten" kommen wollte. Mylady ward vorgeführt, der jugendliche Reiter schwang sich in den Sattel und ritt von dannen, indes ihm der Onkel, in der Hausthür stehend, schmunzelnd nachblickte.

Auch heute war eine fröhliche, kleine Gesellschaft zusammen, deren Mittelpunkt in der Damenwelt stets Leona bildete. Sie war es gewohnt, die Königin zu sein, und sie führte das Zepter mit Anmut. „Nun, sieh', Malthus, da bist Du ja," sagte sie, dem Eintretenden die Hand reichend, „weshalb hast Du Stella nicht mitgebracht?"

„Ich muß gestehen, ich dachte gar nicht daran. Stella ist ja am liebsten mit ihren Malereien und Gedichten zu Hause."

„Sie schwärmt vermutlich mit Leon im Walde herum," sagte Leona.

„Eine reizende Freundschaft, die nur leider Fräulein Stella

für uns Erdenkinder ganz ungenießbar macht," warf Lettow mit seinem boshaften Lächeln ein. Die Obristin, welche in der Nähe stand und das kurze Gespräch gehört hatte, dachte bei sich, es sei in der That hohe Zeit, der „reizenden Freundschaft" ein Ende zu machen.

„Ich freu' mich wie toll auf das Wettrennen," fuhr Leona fort; „Malthus, wenn man Dir nur ein Deiner würdiges Pferd verschaffen könnte." Der junge Mann biß sich auf die Lippen. Das war ein wunder Punkt bei ihm.

„Man munkelt davon, daß Marford seinen Heartsease verkaufen will," sagte Leutnant von Daven leise. Malthus drehte sich rasch um. Ein helles Rot stieg in seine Wangen und seine Augen leuchteten auf.

„Oh, Herr von Daven, wie können Sie ihn so aufregen. Wissen Sie nicht, daß der Heartsease von jeher seine stille Liebe ist?" bemerkte Leona.

Die anderen jungen Damen lachten, Fräulein Antoinette Marford sagte: „Heartsease ist in der That das schönste Pferd, was ich kenne. Philipp wäre ein Narr, dächte er ernstlich daran, es zu verkaufen."

„Er will sich Urlaub nehmen und eine Reise machen," sagte Gabriele.

„Welcher Einfall! Und weshalb?" frug Leona erstaunt, „ist er krank?"

Gabriele machte ein geheimnisvolles Gesicht. „Ich weiß es nicht. Antoinette und ich haben nur so unsere Vermutungen."

Im selben Augenblick kam der Betreffende herbei, um Fräulein von Schwartz zu dem ersten Tanz zu engagieren. Die Mädchen verstummten unwillkürlich. Leona heftete ihre großen schwarzen Augen neugierig auf den ernsten jungen Mann, der wegen seiner zierlichen Erscheinung sowie seines höflich-vornehmen Wesens halber bei der Damenwelt stets „der Prinz" genannt wurde. „Sie haben Ihre Fräulein Schwester nicht mitgebracht?" wandte er sich zu Malthus.

„Stella hat wichtigere Dinge zu thun als hier zu tanzen," sagte dieser heiter; „sie muß im Walde eine Stelle aufsuchen, von der aus sie irgend einen romantischen Fels abmalt."

Es flog ein Schatten über das feine Gesicht des also Be-

richteten, — Leona frug dazwischen: „Ist es sehr indiskret, zu fragen, ob Sie wirklich die Absicht haben, den Heartsease zu verkaufen, Herr von Marford!"

„Das ist wohl möglich." Damit reichte er seiner Tänzerin den Arm, und da jetzt die Musik überhaupt begann, so ordneten sich die Paare und die kleine Gruppe löste sich auf.

Malthus hatte eben den ersten Tanz beendet und sah sich nach einer zweiten Tänzerin um, als die Obristin, welche auch in Gesellschaft stets in „Uniform" erschien, auf ihn zutrat und seinen Arm nahm.

„Malthus, was sollte das alles vorhin heißen?"

„Was denn, Tante Julia?"

„Nun, Euer Gespräch und die Andeutungen der Mädchen und Marfords besprochene Reise?"

„Nun, unter uns gesagt, Tante Julia, so glaube ich, daß er um Stella seufzt und sein schweres Herz auf einer Reise erleichtern will. Das ist so die allgemeine Ansicht. Hast Du noch nichts bemerkt? Wenn sie einmal hier ist, so verwendet er ja kein Auge von ihr."

„Nun, und was macht er sich denn für Sorgen?" frug die Obristin unruhig, „er wäre doch wie geschaffen für Stella! Sie würde doch nicht eine solche Gans sein, diesen vortrefflichen, liebenswürdigen, reichen Menschen auszuschlagen?"

Malthus zuckte die Achseln. „Was würde denn aber Leon hierzu sagen?" frug er nach einer Pause.

Die Obristin ward rot vor Ärger.

Unter allen ihren „Regimentskindern" hätte sie sich für Stella keinen mehr gewünscht als wie Marford. Sie kam in eine reiche Familie und das bequemste Leben der Welt stand ihr bevor. Herr von Marford war fein gebildet, seine Schwestern talentvolle Mädchen, welche alle schönen Künste trieben. Die alte Frau von Marford hatte von jeher eine Zärtlichkeit für das blonde, schüchterne Kind gehabt, vielleicht weil dasselbe so sehr verschieden von ihren Töchtern war.

Energisch, wie sie war, beschloß sie sogleich, die Sache müsse, wenn wirklich was dahinter stecke, in Ordnung gebracht werden. Jene „Kinderei", wie sie Leons und Stellas Verhältnis nannte, müßte aufhören. Herr von Marford sollte sehen, daß er deswegen sich keine Sorgen zu machen brauche!

Unter den Anwesenden war auch der Rittmeister von Adlerstein, welcher in einem Nebenzimmer mit anderen Herren Billard spielte und die Gesellschaft sehr früh verließ. Als er sich bei den Damen verabschiedete, frug ihn Leona lächelnd:

„Wissen Sie denn, daß Sie kaum eine Stunde hier gewesen sind? Wie langweilig müssen wir Ihnen sein!"

„Das sicherlich nicht," war die ruhige Erwiderung, „doch ich habe zu arbeiten und wollte mich vorher noch bei der Majorin Schwarz nach dem Befinden ihres Hänschens erkundigen, der gestern krank war."

„Nun ja, in der Kinderstube bei Ihren Freunden ist es freilich schöner als hier," sagte Leona in schmollendem Ton. Es war seltsam, daß sie nie den Blick zu ihm erhob, während sie mit ihm sprach. Der seine lag mit ruhigem Ernst auf dem schönen Mädchen, dessen weiche, feine Gestalt sich mit so vollendeter Anmut in die Kissen des Fauteuils schmiegte, über dessen Rücklehne das silberblonde, leichtgepuderte Haar wogte. Sie spielte mit ihrem Fächer, und als sie endlich aufblickte, war der Mann, den sie „nicht ausstehen" konnte, fort, — und das verzogene Mädchen atmete erleichtert auf.

Adlerstein schritt unterdessen nach der Stadt zurück. Als er über die Brücke ging, bemerkte er einen Menschen, welcher an einem Pfeiler des Geländers lehnte und, das Gesicht in den Händen verborgen, heftig schluchzte. Der Rittmeister blieb stehen, dann trat er näher und erkannte in dem Weinenden einen blutjungen Husaren, welcher erst vor kurzer Zeit ins Regiment getreten war. Er trat auf ihn zu und redete ihn an. Erschrocken fuhr der Bursche in die Höhe, noch erschrockener, als er seinen Rittmeister selber erkannte, denn Adlerstein war im Dienst ein strenger Offizier, welcher nicht viel Worte machte. Aber jetzt war das anders. Der hohe Mann mit dem ernsten, männlichen Antlitz legte freundlich die Hand auf die Schulter des Soldaten.

„Was fehlt Dir, Braun?" frug er gütig. Es dauerte einige Zeit, ehe er die Ursache des Jammers herausbekam. Der Husar war aus Tannhausen. Er war der einzige Sohn seines alten Vaters, welcher in einem der weitläufigen Waldbezirke Förster war.

„So lange wie ich beim Vater war, da war es gut, aber

es trachteten von jeher mehrere nach der Stelle. Jetzt, wo ich fort bin und sie nicht mehr fürchten müssen, daß ich von ihnen Sachen erzähle, die nur wir wissen, da haben sie meinen armen alten Vater verleumdet, haben ihn verklagt, er habe Holz stehlen lassen und sei mit den Wilddieben gut Freund gewesen, und die Herren Beamten und Verwalter haben ihm gesagt, er könne froh sein, wenn die Sache noch so vertuscht würde und ihm nichts Schlimmeres widerführe. Kurz, sie haben ihn abgesetzt, und sein ärgster Feind, der frühere Kammerjäger des Barons, hat die Försterei bekommen, und mein armer alter Vater ist ohne Erwerb und ohne Brot."

„Wie kann denn der Baron dergleichen zulassen, wenn die Sache nicht in Ordnung ist?"

Der junge Husar machte eine hoffnungslose Handbewegung. „Ach Gott, Herr Rittmeister, der Herr Baron, der weiß von nichts. Der kümmert sich um gar nichts. Es ist eine heillose Wirtschaft drüben bei uns. Die Herren Beamten die regieren, und jeder will immer nur seinen Vorteil dabei. Die alte Baronin, auf die ist auch nicht zu bauen. Sie hat kein Herz für unsereins und kümmert sich auch nicht viel um dergleichen Dinge, wenn nur Pacht und Abgaben pünktlich gezahlt werden."

Der Rittmeister sann einige Augenblicke nach, dann frug er: „Weißt Du, ob der Baron jetzt in Tannhausen ist?"

„Zu Befehl. Ich hörte, er sei da, doch kann er auch schon wieder abgereist sein. Er ist die meiste Zeit des Jahres nicht zu Hause."

„Gut. Komm morgen früh zu mir, so werde ich Dich mit einem Briefe nach Tannhausen schicken. Ich hoffe, Deinem Vater soll geholfen werden, wenn die Sache sich so verhält, wie Du sagst."

Der Husar küßte seinem Retter vor Freuden die Hand und dieser sah ihm lächelnd nach, wie er mit neubelebtem Mute davonging. Dies kleine Intermezzo hatte etwas aufgehalten und der Rittmeister beeilte sich jetzt, an sein Ziel zu kommen. Dasselbe lag noch nicht im Ring der Stadtmauer und war ein in einem Garten liegendes Haus in modernem Stil, welches den Namen: „Villa Rosa" in großen Lettern über der Gartenpforte trug. Unten im Hausflur sagte der Diener, es sei Be-

such im Salon. Noch während der Angekommene den Mantel ablegte, öffnete sich vorsichtig eine Thür. Ein blonder Knabenkopf sah heraus: „Onkel Adlerstein! Onkel Adlerstein! was willst Du im Salon? Komm doch zu uns in die Kinderstube. Wir spielen gerade schwarzen Peter."

Damit kam ein sechsjähriger Bursche heraus, faßte die Hand des „Onkels" und zog ihn kräftig mit sich fort in die offene Thür, und er leistete auch gar keinen Widerstand. Drinnen im Kinderzimmer aber wurde er von einem Jubelgeschrei aus sieben Kehlen empfangen. Hänschen, um dessentwillen allein er den weiten Umweg gemacht hatte, stand, das ganze Gesicht ein großer, mit Kork gemalter Schnurrbart, mitten auf dem Tisch und streckte beide Arme nach dem großen Freunde aus.

„Ich bin wieder gesund — ich! — aber hast Du mir denn auch was mitgebracht?"

„Nun, dafür, daß Du wieder gesund bist, verdientest Du wirklich etwas," war die Erwiderung. Der Onkel suchte in seiner Brusttasche nach — wirklich, da fand sich ein Bonbon für Hänschen, und für Klärchen, Helene, Lottchen, Fritz und Erich und Harald auch noch, für jedes gerade eins. Der Jubel war groß, und bald saß Onkel Adlerstein mitten unter der Kinderschar, und diese kletterte an ihm empor, drängte sich an ihn heran und that hundert Fragen zu gleicher Zeit, die er alle mit großer Gerechtigkeit beantwortete.

Mitten in diesem Gezwitscher von Stimmen öffnete sich die Thür und eine junge Frau mit sanften, etwas bleichen Zügen trat ein, blieb dann stehen und lachte herzlich. „Dachte ich mir's doch," sagte sie, ihm die Hand reichend, „daß ich Sie hier vorfinden würde, Adlerstein. Der Jubel der Kinder drang ja bis in den Salon und mein Mann sagte gleich, ich solle doch nachsehen, ob Sie nicht von der begehrlichen Schar in der Kinderstube festgehalten würden!"

„Ich kam, um mich nach Hänschens Befinden zu erkundigen, Frau Majorin," sagte er, indem er zwei der Kinder von seinen Knieen hob, hinsetzte und aufstand.

„Das ist nun einmal ganz wie Sie!" war die gerührte Erwiderung. „Gottlob, es war nur ein vorübergehender Schrecken."

Er folgte jetzt der Majorin in den Salon, wo ihn der

Major von Schwartz, ein jovial blickender Mann mit schwarzem Bart und etwas vierschrötiger Statur, mit freundschaftlichem Händedruck empfing. Ein paar Damen waren da, mit denen die Majorin Sonntag abends zusammen zu musizieren pflegte. Herr von Adlerstein blieb den ganzen Abend da, und man sah es ihm an, daß er hier steter Hausfreund war und sich in der Familie heimisch fühlte. Die Majorin war eine einfache, herzensgute Frau, welche es verstand, in ihrem Hause einen Zauber anspruchsloser Gemütlichkeit um sich zu verbreiten. Der Major war ein sehr glücklicher Gatte und ein zärtlicher Vater, und wenn er manchmal etwas derb wurde, so schadete das dem häuslichen Frieden nichts.

Nach dem Abendessen ging der Rittmeister nach Hause. Er wohnte am Marktplatz und sein Bursche hatte schon die Lampe auf dem Schreibtisch angezündet. Es war ein einfach möbliertes Zimmer, in welches er trat. Eine gewisse soldatische Verschmähung allen unnützen Luxus, verbunden mit großer Vorliebe für solide Gediegenheit, zeigte sich, wohin man blickte. Über dem aus Eichenholz in alter Arbeit geschnitzten Schreibpult hing eine sehr große Photographie in Ebenholzrahmen. Es war dies das einzige Bild im ganzen Zimmer. Es schien eine Kopie aus der Kaulbachschen Goethe-Galerie, „Lilis Menagerie" vorstellend, zu sein. Wenn man aber genauer hinsah, so bemerkte man, daß das liebliche, schelmische Gesicht des Mädchens wohl große Ähnlichkeit mit dem Originalgemälde hatte, aber doch nicht dasselbe war. — Im vorigen Jahre hatten bei Gelegenheit einer Sammlung für Soldatenwaisen die jungen Damen und Herren sämtliche Bilder der Goethe-Galerie gestellt. Leona war damals gerade aus der Pension zurückgekehrt und ihre Darstellung der „Lili" hatte stürmischen Beifall hervorgerufen. Nachher ließ man sich im Kostüm photographieren, und die jungen Damen errichteten einen kleinen Bazar und verkauften, immer noch im Interesse der Soldatenwaisen, die Bilder. Sie gingen reißend ab, denn sie waren meist sehr hübsch. Der Rittmeister von Adlerstein war in den Bazar gegangen und hatte dies Bild gekauft und den dreifachen Preis dafür gezahlt. Am nächsten Morgen übersandte ihm Leona das Bild und mit demselben die Anzeige ihrer Verlobung mit Leutnant von Lettow....!

Adlerstein hing das schöne Bild über seinem Schreibtisch auf, und dann ging er hinüber und wünschte Glück, — nicht mit viel Worten, aber aus aufrichtigem Herzen. Er wußte, daß Leona von Werther gute Wünsche und Gebete für den Bestand ihres Glückes sehr nötig habe!

Dachte er vielleicht an all dieses, als er, den Säbel ablegend, vor dem Schreibtisch stehen blieb und schweigend auf das Bild sah? — Vielleicht — vielleicht auch nicht; denn er setzte sich gleich darauf hin, nahm die Feder und schrieb einen langen Brief, und diesen Brief adressierte er an den Freiherrn von St. Alban auf Tannhausen.

Am nächsten Morgen sehr früh ritt der Husar Braun mit diesem Briefe den unwirtbaren Hochmooren von Tannhausen zu. Als er wiederkam, glänzte sein ehrliches Gesicht vor Freude. „Der Freiherr sagte," rapportierte er, „mein Vater solle die Stelle wiederhaben. Er hat mich was nach Ihnen ausgefragt, Herr Rittmeister! Wollt' just alles wissen um Sie!" Der Rittmeister war über diese Neugierde des ihm völlig fremden Mannes ein wenig betroffen, dachte jedoch nicht mehr darüber nach und hatte bereits am Abend den ganzen Vorfall fast vergessen, als er, aus dem Fenster seines Wohnzimmers sehend, unter seinen Fenstern eine Kutsche mit vier Rappen bespannt halten sah. Ein Diener sprang vom Bock und ging ins Haus, und gleich darauf trat er ein mit der Frage, ob der Baron von St. Alban dem Herrn Rittmeister seine Aufwartung machen dürfe?

Es war eine etwas ungewöhnliche Visitenstunde, denn die Uhr zeigte auf zehn. Der Rittmeister ging dem eintretenden Gast entgegen. Dieser war in einen langen, dunkeln Mantel gehüllt, und als er den breitkrämpigen Hut abnahm, fiel das Licht der Lampe voll auf sein dunkles Antlitz, dessen halb finsterer, halb unstäter Ausdruck den Rittmeister so frappierte, daß er den Gekommenen einen Augenblick lang schweigend ansah. Der erste Eindruck war unangenehm, doch wich derselbe fast augenblicklich einem seltsamen Mitleid. Adlerstein war ein feiner, scharfer Menschenkenner, er las in den unruhigen Augen, in dem Ausdruck der bronzefarbenen Züge, daß dieser Mann des Mitleids bedürftig, daß er unglücklich sei.

„Ich muß mir erlauben, mich selber vorzustellen," sagte

der Baron, indem er die ihm gereichte Hand hastig schüttelte, „Ihr Brief und die Veranlassung zu demselben geben mir die sehr erwünschte Gelegenheit, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen." Sein Blick glitt, während er sprach, mit Spannung über die männliche Gestalt des vor ihm Stehenden, dessen schlichte Ruhe so im Gegensatz stand zu St. Albans fremdländischer, anspruchsvoller Vornehmheit.

Der Rittmeister fühlte diesen prüfenden, mißtrauischen Blick wohl und hielt denselben ruhig aus. „Es ist mir eine große Ehre, daß Ihnen meine Bekanntschaft wünschenswert erscheint, Herr Baron," sagte er, sich leicht verneigend, „darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?" Er deutete höflich auf das Sofa, doch Baron St. Alban schien nicht der Mann zu sein, der sich auf den Diwan setzt und Konversation macht. Er nahm gar keine Notiz von der Einladung, sondern ging mit nervöser Hast ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor dem Rittmeister stehen und sagte abgebrochen:

„Ihr Brief ist schuld daran, daß ich Sie inkommodiere..."

„Ich bedauere von Herzen, sollte mein Brief Ihnen ungelegen gekommen sein," erwiderte Adlerstein betroffen.

„Nein doch, so mißverstehen Sie mich nicht," fiel ihm der Baron schnell ins Wort, „Ihr Brief kam mir sehr gelegen. Ich sah aus demselben, daß Sie der Mann sind, nach dem ich mich bisher vergebens umsah. Sie haben ein weites Herz für Ihre Mitmenschen. Sie helfen dem Unglücklichen gern. Sie sind selbstlos. Sie thun gern Gutes im Verborgenen. Alles dies sah ich aus Ihrem Briefe, und der Überbringer desselben bestätigte mir das alles."

Der Baron schwieg und blickte wie in tiefe Gedanken verloren aus dem offenen Fenster auf den stillen, mondhellen Marktplatz hinaus. Er hatte augenscheinlich schon vergessen, wo er war und mit wem er sprach. Der Rittmeister hatte Ruhe genug, um mit Geduld abzuwarten, was das Ende und der Zweck dieses seltsamen Besuches sein würde. Er lehnte mit verschränkten Armen an seinem Schreibpult und erwiderte kein Wort auf diese Lobpreisungen. Er sah, wie eine Wolke tiefer Schwermut sich nach und nach über das Gesicht seines Gastes breitete und die adlerartigen Züge noch mehr verdüsterte.

Nach einer Weile sah sich der Baron um, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte in ganz verändertem, fast träumerischem Tone: „Wie eng und klein und begrenzt hier alles ist! Vor wenig Wochen war ich noch in Konstantinopel und schiffte über den Hellespont in einer Mondnacht, wie diese ist, und doch war es so ganz anders."

Er nahm jetzt, ohne eine wiederholte Einladung abzuwarten, auf dem Sofa Platz, steckte sich eine der Zigarren an, welche der Rittmeister ihm anbot, und fuhr nach einer Pause, in welcher er wieder zerstreut vor sich hinblickte, fort: „Ich beneide Sie um die Fähigkeit, in einem solchen Lande, wie dieses hier ist, atmen, ja, glücklich leben zu können."

„Ich glaube, die Bedingung für Glück und Zufriedenheit liegt nicht in unserer Umgebung, sondern in uns selbst," versetzte der Rittmeister ruhig.

Ein scharfer, forschender Blick traf ihn, der Baron fuhr schnell fort: „Das heißt, Sie wollen wohl sagen, daß die Gewohnheit alles ausmacht im Leben, und daß der, welcher nie etwas anderes kannte, zufrieden dort weiter vegetiert, wohin ihn das Schicksal nun einmal setzte."

„Erlauben Sie mir, das wollte ich gerade nicht sagen," war die lächelnde Erwiderung, „ich meinte vielmehr, daß der zufriedene Mensch überall glücklich sein wird."

Der Baron betrachtete die glimmende Asche seiner Zigarre, dann sagte er ausweichend: „Sei dem, wie ihm wolle; ich kann mich hier nicht einbürgern. Ich lebe nur dort, wo die Welt noch groß ist. Dennoch beneide ich Sie!"

Er stand wieder auf und ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, einmal blieb er vor dem Bilde stehen und betrachtete dasselbe mit einer Art zerstreuter Verwunderung. „Seltsam," sagte er, sich fortwendend, „diese Augen sah ich schon einmal, sollt' ich meinen . . . aber wo? ja doch!"

Er schien plötzlich wieder von aufgeregter Unruhe erfaßt zu werden, er faßte die Lehne eines Sessels, als müsse er sich halten.

„Wen stellt jenes Bild vor?" frug er abgebrochen und mit unsicherer Stimme.

„Die Tochter des Obersten von Werther," sagte der Rittmeister ruhig.

„Werther, Werther, richtig, den Namen hörte ich schon. Ist die Obristin nicht eine geborene von Sternheim?"

„Ganz recht," sagte der Rittmeister, desto gelassener, je erregter sein Gast ward, „darf ich Sie nicht bitten, wieder Platz zu nehmen?"

Baron St. Alban setzte sich und fuhr sich wieder mit der Hand über die Stirn. „Ist — ist da eine Verwandtschaft zwischen dieser jungen Dame und — und den hinterlassenen Kindern des Freiherrn von der Edlen Tanne?" frug er schnell.

„Die Freifrau von der Edlen Tanne war eine Kousine der jetzigen Obristin."

Eine lange Pause folgte. Adlerstein betrachtete den seltsamen Mann mit wachsendem Interesse. Er erriet jetzt schon, was denselben herführte.

„Der Freiherr hat drei Kinder hinterlassen, wenn ich nicht irre," begann der Baron nach einer Pause mit sichtlicher Anstrengung.

„Ganz recht, einen Sohn und zwei Töchter."

Der schnelle, flackernde Blick fuhr wieder nach dem Bilde hin. „Ist denn da wirklich eine Ähnlichkeit vorhanden zwischen — zwischen einer dieser beiden Schwestern und Fräulein von Werther?"

„Es ist in der That eine große Ähnlichkeit in den Augen vorhanden," sagte der Rittmeister, auf das Examen eingehend, ohne eine unzarte Frage zu thun; „Fräulein von Werther und Fräulein Seraphine haben dieselben Augen."

„Schwarze Augen . . . ."

„Eigentümlich schöne, große, schwarze Augen, von sehr groß geschwungenen, feingezeichneten Brauen überwölbt."

Der Baron versank wieder in Nachdenken, fuhr dann auf und sagte: „Verzeihen Sie eine sehr indiskrete Frage . . ."

„Ich bitte, fragen Sie," sagte der Rittmeister, der ganz genau wußte, was nun kommen würde.

„Ist jene Dame Ihre Braut?"

„Nein," war die Erwiderung, „das Bild wurde infolge einer hier stattgefundenen Aufführung gemacht und zu wohlthätigen Zwecken verkauft. Der Mann in der Bärenhaut, welcher am Boden kauert, ist der jetzige Bräutigam Fräulein von Werthers, ein Leutnant von Lettow."

Der Baron schien dies alles kaum zu hören. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte starr vor sich hin.

„Ich vermute, Ihnen ist die jüngste Geschichte des Hauses Tannhausen bekannt," sagte er nach einer Pause.

Der Rittmeister verneigte sich nur bejahend.

„Ich kam hierher," fuhr der andere fort und sah immer noch vor sich hin, „um Sie, den ich doch gar nicht kenne, um eine große Gefälligkeit zu bitten."

„Es wird mir sehr angenehm sein, wenn ich Ihnen dieselbe leisten kann."

„Zuerst eine Frage, . . . befinden sich jene drei Geschwister von der Edlen Tanne in drückenden Verhältnissen?"

„Die Mädchen haben eine Heimat im Sternheimschen Hause gefunden. Der Sohn dient hier im Regiment. Er muß sich natürlich vieles versagen, aber im ganzen geht es ihm nicht schlecht, da er im Wertherschen Hause wie ein Sohn aufgenommen ist."

„Aber die Zukunft, alle jene guten Leute könnten sterben."

„Die Zukunft der Geschwister steht in Gottes Hand," sagte der Rittmeister.

Der Baron fuhr sich durch sein dunkles buschiges Haar. „Ich komme zu der Bitte, welche ich habe," sagte er dann, „Sie kennen die jungen Leute, Sie sehen namentlich den Sohn täglich. Wollten Sie wohl die große Gefälligkeit haben und mich über die pekuniäre Lage der Geschwister unterrichten, sobald dieselbe sich ungünstig gestalten sollte? Ich setze zum Beispiel den Fall, daß der junge Mann durch Schulden in Verlegenheit kommt oder sonst thörichte Streiche begeht. Oder es würde vielleicht der — der einen von den beiden Schwestern eine ärztliche Behandlung — eine Kur — eine Reise in den Süden notwendig, mag nun sein, was da wolle, es ist mein dringender Wunsch, hierüber Kenntnis zu erhalten."

Adlerstein schwieg zuerst. Dann sagte er, mit einem ernsten Lächeln dem Sprecher die Hand reichend: „Ich sage Ihnen meinen aufrichtigen Dank für Ihr Vertrauen, Baron St. Alban. Ich werde dasselbe rechtfertigen."

„Wie können Sie mir danken? Aller Dank liegt auf meiner Seite. Die Erfüllung meiner Bitte wird Ihnen Mühe machen."

„Nur Freude, dessen kann ich Sie versichern."

„Sie werden stets im Besitz meiner Adresse sein, ich werde das anordnen," sagte der Baron nach einer Pause.

„So gedenken Sie wieder zu verreisen?" frug der Rittmeister.

„Es treibt mich stets fort. Ich sagte Ihnen schon, daß mir nur wohl ist in der Wüste oder auf dem Meere. Doch wird mir der Süden jetzt schon bereits zum Ekel. Ich gedenke im Laufe des Sommers eine Reise nach Norwegen zu machen; dort war ich noch nicht. Es ist sehr möglich, daß ich für den Winter nach Spanien gehe. Da bin ich am längsten gewesen," er stand wieder auf und schritt auf und nieder, „ein schönes Land, dies Spanien," fuhr er fort, „ein Land, für welches ich Sympathie habe. Wir harmonieren gut, ich und dieses Volk, dem es auch nicht bestimmt zu sein scheint, zum Frieden zu kommen!"

Der Rittmeister sah den ruhelosen Mann ernst forschend an. War es doch, als drücke eine Schuld sein Gewissen. Wie er so auf und niederschritt, glich er selbst einem spanischen Don. Der düstere, tiefmelancholische Ernst wich nie einem Lächeln. Es war, als ringe und quäle er sich immerfort ab, nach einem Ziele zu kommen, dessen Namen er selber nicht wußte, als suche er Vergessenheit im steten Wechsel seiner Umgebung.

Nun, und wenn eine Schuld ihn drückte, so war Adlerstein nicht der Mann, der sich deswegen von ihm abwandte. Im Gegenteil, er schenkte ihm doppelte Teilnahme.

„Sie können sich nicht denken, wie verhaßt mir hier Land und Leute sind," fuhr der Baron erregt fort, indessen ein leicht sarkastisches Lächeln über dies Kompliment des Rittmeisters Gesicht überzog, „dieser kleinstädtische faule Frieden, dieser Schlaf, in dem alles hindusselt, zufrieden mit sich und aller Welt. Mir wird heiß, wenn ich mich inmitten dieses kohlpflanzenden, wollspinnenden Volkes fühle, wenn ich Fabrikschornsteine rauchen sehe und Lokomobilen dreschen höre. Es ist das Bewußtsein, isoliert dazustehen, nicht verstanden zu werden von seinen Mitmenschen. Dies Bewußtsein treibt mich immer wieder unter Menschen, die da leben, nicht vegetieren. In Spanien, wo es stets unter den Füßen gährt und kocht, wo niemand seines Lebens sicher ist und Kampf und Frieden ewig wechseln, dort ist noch eine Existenz möglich für einen Menschen wie mich, der seit seinem achtzehnten Jahre keine Heimat kannte und auf dem Himalaja ebenso bekannt war wie in den Kordilleren." Er seufzte tief auf.

„Und Tannhausen?“ frug der andere.

„Tannhausen . . . .? Ich hege eine persönliche Antipathie gegen den Ort. Er geht mich nichts an. Meine Nichte, Gräfin Sibylla von Rhede ist die Besitzerin von Tannhausen. Ich bin ihr Vormund, und dieser Umstand zwingt mich, jährlich wenigstens einmal herzukommen. Meine Mutter hat die Verwaltung der Güter unter sich, und damit ist die Sache in den besten Händen. Heiratet meine Nichte oder wird sie mündig, so bin ich meiner Pflichten enthoben, und obgleich wir das Recht haben, stets in Tannhausen zu wohnen, so werde ich den Augenblick segnen, wo ich meinen Fuß nicht mehr über die Schwelle jenes Hauses zu setzen brauche. Sie sehen also,“ schloß er hastig, „daß mich an Tannhausen keinerlei Verpflichtungen außer den erwähnten binden.“

Der Rittmeister schwieg hierauf. Er war nicht derselben Ansicht, aber er fühlte sich nicht berufen, sich in diese Privatsache zu mischen.

„Ich habe Ihre Zeit lange in Anspruch genommen,“ sagte der Baron jetzt, „es war nicht meine Absicht und ich bitte Sie um Entschuldigung. Um nochmals auf mein Anliegen zu kommen, so danke ich Ihnen im voraus für die Mühe, welche es Ihnen sicherlich bereiten wird. Schriftlich werde ich Ihnen alles hierzu gehörige besser auseinander setzen, als ich es mündlich kann. Es wird nicht ganz leicht sein, die Sache so einzurichten, daß sie unter allen Umständen unter uns bleibt. Ich wünsche nicht, daß die Betreffenden je auch nur ahnen, von wem ihnen die Hilfe kommt, deren sie bedürfen.“

„Das versteht sich ohne Worte,“ war die Erwiderung, „Sie können sich auf mich verlassen.“ Er war zu dem Baron getreten, denn er vermutete, derselbe würde sich nun empfehlen. Aber er zögerte immer noch. Es war, als sei die Hauptsache, weshalb er eigentlich gekommen, noch immer nicht ausgesprochen und als koste es ihn unendliche Überwindung, die einfache Frage endlich zu thun: „Wie geht es jetzt mit der Gesundheit des Fräulein Seraphine?“

„So viel wie ich in letzter Zeit hörte, geht es ihr immer so ziemlich gleich. Sie ist außerordentlich zart, nervös und leicht angegriffen, doch geistig von gleichbleibender, heiterer Gemütsart. Sie trägt ihr Leiden mit der größten Geduld, — in der That scheint sie mir zu selbstlos, um auf sich selber viel Gedanken zu verwenden.

„Sie kennen sie persönlich?“ sagte St. Alban nach einer Weile gepreßt.

„Ja. Ich kenne sie und verehre sie, wie man einen Engel verehrt," sagte Adlerstein warm, „ihre Gegenwart verklärt das ganze Leben im Hause. Ich habe selten einen so wohlthuenden Eindruck empfangen als wie bei meinem ersten Besuch dort."

„Haben die Ärzte ihrem Leiden einen Namen geben können? Haben sie je die Ursache desselben ergründet?"

Er sprach mit mißtrauischer Hast — doch der Rittmeister versetzte unbefangen: „Die Ärzte haben ihr Leiden hauptsächlich für ein Nervenübel erklärt. Sie ist außerdem an den Füßen gelähmt. Über die Ursache weiß ich nichts. Ich glaube, der Zustand datiert sich aus frühester Kindheit her."

„Ich danke Ihnen für alle Auskunft, leben Sie wohl," unterbrach der Baron den Sprechenden hastig. Die Hand, welche er ihm reichte, war kalt wie Eis. Der Rittmeister begleitete seinen Gast bis an die Treppe. Er sah der dunklen Gestalt gedankenvoll nach, wie dieselbe langsam die Stufen hinabstieg und einen noch längeren, gespenstig verzerrten Schatten an die Wand warf. Gleich darauf rollte der Wagen über den Marktplatz. Adlerstein kehrte in sein Zimmer zurück und setzte sich, in tiefe Gedanken verloren, an den Schreibtisch.

„Ich beneide Sie," hatte der friedlose, seltsame Mann gesagt, und er hatte recht gesprochen, wenn er auch sicherlich nicht wußte, was an diesem Menschen beneidenswert sei, und nur nach dem äußeren Schein urteilte, wonach er ein ruhiges, zufriedenes Leben führen mußte, in seinem Berufe Genüge fand und allgemeine Achtung besaß.

Hätte er gewußt, wie einsam der Mann, den er beneidete, dastand und was das Leben ihn schon gekostet hatte, — er hätte sich gewundert und ihn nicht mehr um sein glückliches Leben, sondern um seinen Charakter beneidet.

Adlerstein hatte seine Eltern sehr früh verloren. Er war der einzige Sohn gewesen und hatte auch wenig Verwandte. Sein Vater hatte ein Gut und auf diesem hatte er seine Kindheit verbracht, bis der Tod ihm beide Eltern entriß.

Der verwaiste Knabe kam unter Fremde, und hier erfuhr er zum erstenmal, was er bisher nicht geahnt hatte, daß auf dem Namen seines Vaters ein Schatten ruhte, ein unaufgeklärter Verdacht, von dem sich der unglückliche Mann nicht hatte reinigen

können. Noch ehe das Kind begriff, um was es sich handelte, fühlte es den Fluch dieses Schattens an dem Mißtrauen, mit welchem sich seine Kameraden von ihm zurückzogen, an dem verachtungsvollen Lächeln seiner Umgebung, wenn es den Namen seines Vaters nannte. — Dann ward ihm schonungslos mitgeteilt, sein Vater habe in Verdacht gestanden, der Mitbeteiligte an einer großen Wechselfälschung zu sein. Man habe ihm seine Schuld nie beweisen können, doch menschlichem Ermessen nach sei dieselbe evident gewesen, und obgleich er völlig freigesprochen worden, sei der Makel auf seinem Namen geblieben.

Von da ab stand der Knabe einsam da. Er hatte einen verschlossenen Charakter und einen ungewöhnlichen Grad von Selbstbeherrschung, aber trotzdem ein warmes, liebesuchendes Gemüt, welches sich unausgesetzt nach Sympathie sehnte und nur glücklich war, wenn es sein Glück mit anderen teilen konnte. Nach und nach verstummte der Spott und die kränkenden Anspielungen seiner Schulkameraden, sie lernten den ernsten, strebsamen Knaben achten. Aber trotzdem war eine Scheidewand zwischen ihnen da. Er war und blieb der Sohn des Fälschers und ging seinen einsamen Weg. Je älter er wurde, desto schwerer drückte die Wolke, welche über seinem Namen stand. Er empfand dies tief und schwer. Ohne Anverwandte, außer einem alten Onkel, bei dem er die Ferien verbrachte, ohne Eltern, ohne Freund, arbeitete er sich durch die Studienjahre. Wo er konnte, erwies er seinen Bekannten Gutes, half Unbemittelten und war dankbar, wenn jemand ihm Gelegenheit gab, einen Dienst zu leisten. Als er erwachsen war, stellte er es sich zur Lebensaufgabe, den Namen seines Vaters von den Flecken zu reinigen, die darauf lagen. Er scheute keine Mühe, keine Arbeit, überzeugt, daß sein Vater, ein stolzer, ehrlicher Edelmann, nie einer solchen That fähig gewesen sei.

Um diese Zeit starb der alte Onkel, ein Vetter seines Vaters und mit diesem zusammen erzogen. Adlerstein hatte seine Ferien manchmal im Hause dieses einzigen Verwandten zugebracht. Derselbe war ein vornehmer, reicher, alter Herr, welcher einst eine bedeutende Stelle im öffentlichen Leben eingenommen hatte und bis an sein Lebensende Einfluß in gewissen politischen Kreisen behielt. Adlerstein war sein Erbe, und der alte Herr, welcher, obgleich er verheiratet gewesen, doch nie selbst Kinder gehabt hatte, liebte den

charaktervollen Knaben wie seinen Sohn; doch lud er ihn fast nie zu sich ein und fast schien es, als wiche er ihm aus. Adlerstein nahm dies auf als einen Beweis seiner geächteten Stellung. Er litt hierunter schwerer als unter irgend etwas anderem. Er glaubte zu ahnen, daß sein einziger Verwandter ihn persönlich liebe, und daß er sich trotzdem scheue, den Knaben, dessen Vater keinen guten Namen hinterlassen, in sein Haus aufzunehmen.

So hatte er eine schwere Jugend verbracht, — elternlos und gemieden. Jetzt berief ihn sein Onkel an sein Sterbebett, und hier erfuhr der erschütterte Jüngling, daß seine feste Überzeugung von der Unschuld seines Vaters nicht getrogen hatte. Der Sterbende, der keine Ruhe gefunden, ehe er nicht dies Bekenntnis abgelegt, enthüllte den wahren Sachverhalt. Er war der Schuldige. Er hatte in seiner Jugend seine Stellung benutzt, um sich durch großartige Wechselfälschung aus Geldverlegenheiten zu retten. Es waren viele mit in die Sache verwickelt gewesen, die er jedoch so fein einzufädeln gewußt hatte, daß man nie hinter den eigentlichen Urheber des Verbrechens kam und andere in Verdacht gerieten. So war auch der Verdacht auf den Vetter, Herrn von Adlerstein, gefallen, und da ein Zufall dazu kam, konnte der Schuldige der Versuchung nicht widerstehen, diesen Verdacht zu bestärken.

Der alte Mann war gestorben und Adlerstein hielt die Beweisstücke in Händen, welche seinem Vater den guten Namen zurückgaben. Er war erlöst von dem Banne, der auf ihm gelegen, — das Leben lag vor ihm wie ein Tag, dessen Nebel gefallen sind, seine Bekannten empfingen ihn mit Jubel; jeder beeilte sich, ihm zu versichern, kein Mensch habe an dieser schließlichen Rechtfertigung gezweifelt.

Aber das alles gab ihm seine verlorene Jugend nicht wieder.

Trotzdem war er so dankbar und glücklich, wie es natürlich war. Da sein Gut verpachtet und der Kontrakt noch lange lief, trat er in ein Kürassierregiment ein und diente in demselben einige Jahre. Dann trat er in das Husarenregiment über, in dem er eben noch stand.

Soweit waren die Gedanken des einsamen Mannes gekommen und hier stockten sie. Er stützte den Kopf in die Hand und sah vor sich hin. Er übte nicht nur vor anderen, sondern auch in seinem Herzen die ihm angeborene Selbstbeherrschung. Das Stück Vergangenheit, welches zwischen seinem Eintritt in dies Regiment

und dem Empfang der kleinen zierlichen Verlobungskarte Fräulein von Werthers mit Leutnant von Lettow lag, war ein verschlossenes Reich, in welches auch seine eigenen Gedanken nicht Zutritt hatten, wenigstens nicht mit seinem Willen. Er hatte an andere Dinge zu denken. Sein Leben war reich an Teilnahme und Sorge für andere, und das war das Glück seines Lebens. Er fand Befriedigung und Ersatz darin für alles, dem er hatte entsagen müssen. Er sagte sich, daß es nun einmal sein Geschick sei, allein zu stehen, und er trug dies Geschick nicht mit sentimentaler Resignation, sondern mit kraftvoller Entschlossenheit.

VII.

Die Obristin war in großer Erregung.

Alles, was das Regiment anging, also natürlich auch die Heiraten in demselben, war nun einmal von höchster Wichtigkeit für sie. Diese Sache mußte sogleich ins Reine gebracht werden, das stand fest. Wenn die Obristin einmal einem Ziele nachging, dann geschah es stets mit übersprudelndem Eifer.

Die Gäste waren fort und Leona auf ihrem Zimmer.

Die Obristin ging lebhaft auf und nieder, um ihre Erregung niederzukämpfen. Da öffnete sich die Thür und Leon trat ein. Sein marmorblasses, feingeschnittenes Gesicht zeigte nicht geringe Verwunderung. „Ließest Du mich wirklich rufen, Mama?“ frug er ungläubig.

„Ja doch, natürlich ließ ich Dich rufen,“ sagte die Obristin, indem sie auf dem Diwan Platz nahm, „setze Dich her, ich habe mit Dir zu reden.“

Leon nahm Platz. Seine Mutter sah ihn einige Sekunden lang schweigend an. Diese glänzenden Locken, diese künstlerhafte Kleidung, das ganze Wesen ihres Sohnes waren ihr so unsympathisch, daß sie laut aufseufzte.

Leon wußte sehr wohl, wem dieser Seufzer galt und er preßte die Lippen zusammen. „Was wolltest Du mir sagen?“ frug er dann in kühlem Ton.

„Nun, das sollst Du bald erfahren," war die Erwiderung, „ich wollte Dir hauptsächlich sagen, daß das nicht so fortgehen kann. Ich meine Deine Intimität mit Stella. Ja, sieh mich nicht so groß an. Du bist wahrhaftig alt genug, um einzusehen, daß etwas sich ganz gut für Kinder schicken mag, was nachher, wenn die Leute erwachsen sind, aufhören muß."

„Ich weiß nicht, was Du meinst," war die finstere Antwort.

„Du lieber Himmel! Wie kann ich mich deutlicher ausdrücken?" rief die Obristin erregt. „Siehst Du es denn nicht ein, daß Du es Stella selbst schuldig bist, sie nicht zum Gerede der Leute zu machen? Dies ewige Malen und Dichten und Singen zusammen kann nicht so fortgehen, und ich verbiete Dir dergleichen Unsinn aufs strengste. Wo soll es denn zuletzt hinaus? Jetzt schon reden die Leute in einem Tone über Euch zwei, der ganz unstatthaft ist. Also sag' ich Dir's in kurzen Worten: ich wünsche nicht, daß Dein Verkehr mit den Großeltern in dieser Weise fortgeführt wird. Ich wünsche überhaupt nicht, daß Du wieder nach Sternheim gehst, bis eine geraume Zeit verstrichen ist."

Leon war noch bläsſer geworden. Er biß die Zähne aufeinander. „Ich bin kein Knabe mehr, der nicht selber zu beurteilen weiß, was er thun und lassen soll," sagte er nach einer Weile mit zornig gesenkten Augenbrauen.

Die Obristin wurde dunkelrot vor Ärger und Aufregung.

„Guter Leon, das überlasse nur mir, Dich für das zu halten, was Du bist! Ein Mensch ohne Beruf, ohne Lebenszweck hat doch kaum das Recht, sich unter die urteilsfähigen Männer zu rechnen."

Des Jünglings blasses Gesicht überlief für einen Augenblick eine heiße Röte. Sie verflog so rasch, wie sie gekommen, aber die Adern an seinen Schläfen liefen hoch an und pulsierten sichtbar. „Ich weiß nicht, wozu Du mich kommen läßt, wenn Du mir nichts zu sagen hast als unverdiente Beleidigungen," murmelte er, „ich glaube, es wäre für beide Teile besser, ich ginge wieder!"

„Nein, nein, Du bleibst!" rief die Obristin heftig, da er Miene machte, sich zu erheben, „ich habe Dir noch mehr zu sagen. Du sollst sehen, daß ich meine guten Gründe habe, weshalb ich einen längeren Verkehr zwischen Dir und Stella nicht dulden kann. Nicht, als ob ich der Sache an und für sich das geringste Gewicht

beilegte, oder ein Unrecht drin sähe, wenn Ihr zusammen singt und spielt," der warmherzigen Frau that ihre Aufwallung schon leid, denn sie sah, wie ihr Zuhörer unter dieser Unterredung litt, „aber um Stellas willen muß das Ding ein Ende haben. Du zerstörst ihr ganzes Lebensglück. Sie ist nicht dazu bestimmt, um ihr Leben mit schönen Künsten hinzubringen und mit Dir über Mond und Sterne zu schwärmen, sondern sie muß wie jedes andere vernünftige Mädchen heiraten und eine tüchtige Frau werden."

Er wiederholte wie abwesend: „Stella — heiraten!"

„Ja, ja," fuhr die Obristin lebhaft fort, „das war es eben, was ich Dir sagen wollte. Es ist jemand da, der sie gern heiraten möchte, jemand aus dem Regiment, ein liebenswürdiger, prächtiger Mensch. Du bist schuld daran, daß sich ihr Glück verzögert, daß er möglicherweise nie den Mut findet, um sie zu werben, weil jedermann Euch für Verlobte hält! Diese Kinderei!"

In Leons schmalen, schwarzen Augen brannte jetzt ein zorniges Feuer. Seine Stimme klang völlig verändert, als er versetzte: „Und Stella selber wird gar nicht gefragt, ob sie will oder nicht?"

„Sie wäre eine Gans, wenn sie nicht wollte," polterte die Obristin heftig los, „ich will Dir nur gleich sagen, wer es ist, von dem ich spreche: Marford ist es. Nun? Habe ich nicht recht? Sie wird einen Mann wie Marford nicht ausschlagen. Es wäre eine Thorheit. Er ist wie für sie geschaffen. Ich werde nicht dulden, daß aus dieser Partie nichts wird. Das Kind muß in's Regiment, das war von jeher mein Wunsch. Und nun kommt gerade der, den ich mir unter allen für sie ausgesucht hätte! Sie ist versorgt wie eine Prinzessin."

Die Obristin schwelgte in diesem Gedanken und sah wieder so lächelnd und gutherzig aus, wie dies ihrem Temperament natürlich war. Sie konnte sich gar nicht denken, daß Leon nicht völlig einer Meinung mit ihr sei, nun, nachdem sie ihren Trumpf ausgespielt hatte. Er sah finster vor sich hin, dann, sich erhebend, frug er: „Hast Du mir noch etwas zu sagen?"

„Nein, aber ich erwarte nun, daß Du Dich vernünftig benimmst, mein Junge. Bedenke, daß Stellas Glück auf dem Spiele steht und doch unmöglich Euern Pinseleien und sonstigen Phantasien geopfert werden darf. Benimm Dich so, daß niemand darüber in Zweifel bleiben kann, daß Eure bisherige Ver-

traulichkeit bloß Kunstschwärmerei war und Kinderfreundschaft. So, und nun gute Nacht, es ist sehr spät und ich muß noch für den kranken Unteroffizier eine Arzenei zurecht brauen."

Sie erhob sich; Leon stand bereits an der Thüre. „Gute Nacht," sagte er tonlos und verließ das Wohnzimmer.

Mit unsicheren Schritten schwankte er die Treppe hinauf, öffnete oben seine Zimmerthür, schloß sie mechanisch wieder und begann dann, in seinem Zimmer auf und ab zu laufen. Er bemerkte nicht, daß die Lampe ausgelöscht war und der helle Mondschein über die geniale Unordnung des Künstlergemaches hinflutete, die Bilder an den Wänden und auf den Stellagen, die halbvollendeten Thonmodelle, den mit Papieren, Büchern, Malapparaten und tausend anderen Dingen bedeckten Tisch in magisches Licht setzend.

Leon schritt in fieberhafter Hast auf und nieder, achtlos darauf, daß er bald hier, bald dort anstieß und eine Menge Dinge dann polternd von Stühlen und Gestellen stürzten. Er konnte die ganze Tragweite dieses so plötzlich über ihn hereingebrochenen Schlages noch nicht übersehen. Er konnte noch nicht fassen, um was es sich eigentlich handle. Nur eines wußte er: sie wollten ihm auch noch das letzte nehmen. Er sollte gar nichts mehr haben, was ihm das wirkliche Leben erträglich machte. Eine unsägliche Bitterkeit bemächtigte sich seiner. So waren die Menschen. Niemand frug danach, ob er auch wolle, ob es ihm nicht schwer sei, die einzige Seele hingeben zu sollen, die er beherrschte, auf die er Einfluß hatte, die durch ihn glücklich war! Er war ja eine Null. Er hatte keine Ansprüche darauf, berücksichtigt zu werden, er hatte nur aus dem Wege zu gehen, wo er inkommodierte. Sein Verhältnis zu Stella war eine „Kinderei". Dieselbe mußte aufhören, denn Stella sollte verheiratet werden. Wenn es seiner Mutter auch nur eingefallen wäre, zu sagen: „ich kann mir denken, daß es Dir namenlos schwer wird, Dich von der unzertrennlichen Gespielin Deiner Kindheit zu trennen. Ich erkenne das an. Ich weiß, daß Eure Interessen, Eure Ansichten, Eure Beschäftigungen, Euer ganzes Seelenleben mit einander verflochten und verbunden ist!" Doch davon hatte sie kein Wort gesagt, obwohl sie das alles sehr wohl wußte. Es war ja ganz gleichgiltig, was er dabei litt, wenn man ihm den einzigen Umgang nahm. Die Schmerzen und das Elend eines Jünglings, der nichts zu werden versprach, hatten nicht viel

zu sagen. Anders war das mit Marford. Der durfte um Himmelswillen keine Enttäuschung durchmachen. Er mußte glücklich werden, denn erstens war er ein gemachter Mann und dann — gehörte er eben zum Regiment! Das war die Sache.

Leon verbrachte eine schlaflose, höchst unglückliche Nacht, und je länger er über sein Elend brütete, desto unerträglicher wurde es ihm. Seine Seele sträubte sich gegen die Tyrannei, welche ihn wie einen unmündigen Knaben behandelte und ihm mit erbarmungsloser Gleichgiltigkeit das letzte fortnehmen wollte, was er besaß! Ja, Stella war ihm unentbehrlich. Sie war die einzige, welche alles sah, bewunderte, besprach, was er schaffte. In seinen bittern Schmerz um ihren möglichen Verlust mischte sich unendlich viel Egoismus. Es fiel ihm nicht ein, sich zu überlegen, ob er nicht am Ende wirklich ihrem Glücke hinderlich sei? Ob sie, wenn er sie nicht so ausschließlich in Anspruch nahm und so sehr zurückhielt von allem andern Verkehr, ob sie nicht doch Gefallen finden würde an anderen, z. B. an Marford, und dessen glückliche Frau werden könne? Nein! Er mußte sie für sich allein haben, denn er bedurfte ihrer. Sie sollte die glückliche Gattin eines reichen, liebenswürdigen Mannes werden, — und er sollte sich ganz vereinsamt durch sein verbittertes Leben schleppen, unverstanden und verspottet?! Er hätte dies undankbar und treulos genannt.

Das waren ungefähr die Gedanken, welche ihn nicht schlafen ließen. Er war so grenzenlos elend, so voller Haß gegen alle Menschen, daß er auch an Stella mit einer Art Groll dachte. Wie würde sie sich benehmen? Er wußte wohl, daß seine Macht über sie groß war, aber dann war sie ein so unselbständiger Charakter! Getrennt von ihm, gab sie vielleicht Marfords Werbung nach, . . . sie war durch nichts gebunden!

Wenn er sich in diese Möglichkeit vertiefte, dann zürnte er Stella so heftig, als sei ihm dieselbe bereits untreu geworden.

Als der Morgen graute, hielt er es nicht länger in seinem engen Zimmer aus. Sein Kopf brannte ihm und durch seine Adern ging ein Fieberfrösteln. Er erschrak selber, als er sich im Spiegel erblickte und sein verstörtes, aschfahles Gesicht, von verworrenem Haar umgeben, ihm daraus entgegensah. Er ordnete seinen Anzug, brachte sein Haar in stand und nahm dann seinen

Hut. Er mußte hinaus, hier in der Stube wurde es nicht klar in ihm, er sehnte sich nach den dampfenden Morgennebeln, dem würzigen Wind und den erwachenden Vogelstimmen des Waldes.

So verließ er das Haus und die noch leeren, kalten Gassen und wanderte auf ihm wohlbekannten Feldrainen dem Walde zu, welcher im Sommer sein Lieblingsaufenthalt war.

Die Sonne leuchtete, durch Wolkenschleier brechend, über der im Tauschmuck funkelnden Welt. Wohin man blickte, strahlte der vollerblühte Frühling. Doch Leon achtete heute wenig auf den Zauber des Morgens. Er empfand höchstens die frische Luft als eine Wohlthat und streifte planlos weiter, seinen trüben, rebellischen Empfindungen nachhängend. Er achtete auch nicht auf die Zeit, welche verrann und allmählich den Sonnenstrahlen größeres Recht einräumte. War er ermüdet, so setzte er sich auf einen Stein oder einen Baumklotz, dann schweifte er wieder weiter. In ihm gährte es fort und ward der Kampf je länger desto erbitterter.

Er hatte sich bei seinem planlosen Umherstreifen Sternheim mehr und mehr genähert. Dennoch war es ihm keine Versuchung, hinzugehen. Er zürnte ja auch auf Stella, von der er voraussetzte, sie würde schwach und wankelmütig handeln und ihn verlassen.

Mitten aus diesen Gedanken schreckte er auf, denn er sah ein helles Kleid durch die Bäume schimmern. Er blickte sich um. Ja, er konnte sich nicht irren, hier war der Steinbruch mit den alten Eichen, die Stelle, welche er gestern selbst ausgesucht hatte, damit Stella sich im Malen nach der Natur übe. Er kletterte über einige moosbewachsene Felstrümmer und sah sie jetzt drüben mit ihren Malapparaten an der Staffelei sitzen und ganz vertieft in ihre Aufgabe, die erste skizzenhafte Anlage machen.

Leon lehnte lange am Stamm einer Buche und sah hinüber nach dem kindlichen Mädchen im hellen Sommerkleide mit dem frischen Waldblumenstrauß im Gürtel. In seinem Herzen erwachte schon wieder ein wärmeres Gefühl und trieb seine mißtrauischen Gedanken zurück. Und dann litt es ihn nicht länger auf seinem Lauscherposten. Er mußte zu ihr, mußte auch diese Sorge mit ihr teilen. Er sprang auf und umschritt den Steinbruch, bis er dicht hinter ihr stand und sie erschreckt auffuhr und sich umsah. Doch als sie ihn erblickte, lächelte sie schon wieder beruhigt.

„Guten Morgen, Leon, ich dachte wirklich, es sei ein böser Räuber! Siehst Du, wie fleißig ich bin!“

Beim Anblick ihres unschuldigen, strahlenden Gesichtes, beim innigen Blick ihrer großen, dunkelblauen Augen wich der letzte Mißton aus seinem Herzen. Sie war ja doch sein ausschließliches Eigentum, und wenn sie das nur erst wußte, würde sie schon für ihn kämpfen und fest bleiben.

Wie er sie nachdenklich ansah, betrachtete sie ihn nun auch genauer und rief erschrocken: „Lieber Leon, bist Du krank? Du siehst so sehr, sehr blaß aus!"

Er antwortete nicht gleich. In Stellas Augen stiegen Thränen, sie legte ihre Hand auf seinen Arm und bat in ihrer süß schmeichelnden Weise: „Sage mir doch, was Dir fehlt; es ist Dir etwas Schreckliches begegnet, das seh' ich jetzt. Bitte, bitte, sieh' doch nicht so starr vor Dich hin, ich kann das nicht ertragen!"

„Was mir begegnet ist, ist in wenig Worten gesagt, Stella. Wir werden getrennt werden. Man wird Dich verheiraten, — und ich, ... nun, ich habe dann eben niemand mehr in der Welt!"

Sie sah ihn mit weitoffenen, verständnislosen Augen an und wiederholte: „— Getrennt werden!"

„Kannst Du das nicht fassen? — Nun, ich konnte es zuerst auch nicht!" sagte er bitter.

Jetzt kehrte ihr gleichsam das Bewußtsein wieder, ein glühendes Erröten überfloß Gesicht und Nacken, sie zog ihre Hand aus der seinen und stammelte: „Leon, — Du träumst!"

„Wahrlich nicht! Du wirst vielleicht binnen kurzem eine sehr reiche, glückliche Frau sein. Du kannst Dir gratulieren, es scheint alles eingefädelt. Du wirst bloß Ja zu sagen haben..."

Sie zitterte jetzt wie Espenlaub und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Leons angenommener ironischer Ton wurde ihm untreu. Er beugte sich zu ihr hinab und nahm ihr die Hände von den Augen: „Stella, aber nicht wahr, das thust Du mir doch nicht an? Wie soll ich denn ohne Dich leben!" bat er in völlig verändertem, angstvoll flehendem Ton.

Ein namenloser Jubel lag plötzlich in ihrem Blick. Sie warf sich in seine Arme und verbarg den Kopf an seiner Brust, „Leon, mein lieber, lieber Leon, kennst Du Deine Stella noch so wenig?"

Alle seine Qualen und Sorgen zerflossen in nichts, er hatte sie ja und er wußte plötzlich, daß nichts sie ihm entreißen konnte, daß ihre Treue unerschütterlich sei. „Stella, liebst Du mich

wirklich so, daß Du um meinetwillen jeden Kampf aufnehmen willst, jede Unbill ertragen?" frug er, sie an sich ziehend.

„Oh, Leon, wie kannst Du fragen! Du bist mir alles — alles — alles! Ach, ich bin so glücklich, — so glücklich!" schloß sie und brach in Thränen aus, die wenig mit Schmerz zu thun hatten, und er führte sie zu dem nächsten Felsstück, welches grünbewachsen, eine natürliche Moosbank bildete, und hier setzten sie sich und Stella lehnte traumverloren den Kopf an seine Schulter und hörte der Erzählung seiner letzten schweren Kämpfe zu und dann, als das genügend besprochen, dachten sie an die nächste Zukunft und entwarfen glückselige Pläne und Bilder, beschlossen, keinen Widerstand zu scheuen und in Geduld und Beharrlichkeit das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen.

Leon konnte es selber kaum fassen, wie dieser jähe Wechsel von tiefster Zerfallenheit zum höchsten Glück vor sich gegangen war! Er überlegte auch gar nicht. Stella war seine Braut, .. er wußte nur dies, und die überströmende, heiße Zärtlichkeit ihres Wesens erwärmte und erquickte sein liebeleeres Herz, that ihm unendlich wohl, gab ihm neue Kraft — und er sagte sich, daß er ihre Liebe ebenso tief erwidere, und ahnte nicht, daß er nur sein eigenes Selbst suchte, während sie aufging in selbstloser Zuneigung und jedes Opfers für ihn fähig gewesen wäre!

Die Sonne stieg höher und höher, doch sie achteten es nicht. Sie hatten sich zu viel zu sagen, zu viel zu besprechen. Durch die Birken- und Buchenwipfel floß das goldene Licht herab und flimmerte über die beiden jugendlichen Gestalten hin. Ab und zu huschte ein Vogel durch die Blätter oder ein Schmetterling flatterte über die blühenden Glockenblumen und die zarten Grashalme! Eine kleine Grasmücke, welche sich hell jubilierend auf die Staffelei setzte und mit ihren großen, klugen Augen neugierig auf das junge Paar blickte, erinnerte dieses endlich an die Außenwelt. Leon erhob sich mit einem tiefen Seufzer und Stella stand ebenfalls auf. Sie räumten schweigend die Malapparate zusammen, legten das skizzierte Bild in eine Mappe und klappten die Staffelei zusammen, alles unter die alte Buche legend, in deren Schatten sie gesessen hatten. Hier konnte es bleiben für's erste.

„Sollen wir jetzt gehen?" frug Stella lächelnd.

„Ja, wir müssen gehen und es sagen," versetzte er, und der

Schatten kehrte auf sein Gesicht zurück. Er schloß sie noch einmal in seine Arme. „Lebewohl, meine Stella, ich sage Dir hier Lebewohl — und vielleicht auf lange! Wer kann wissen, wann ich Dich wiedersehen darf. Mir ahnt, uns steht Schweres bevor."

Sie blickte mit lieblichem, vertrauensvollem Lächeln auf.

„Sorge Dich doch nicht, Leon! Wer soll denn etwas dagegen sagen können, daß wir uns lieb haben? Der Onkel und die Tante sind ja so gut — und Deine Eltern auch, oh, und Seraphine wird sich freuen! Sage mir nicht Lebewohl, das klingt so traurig — und ich bin so glücklich!"

Sie sprach voll freudiger Zuversicht, denn sie konnte ja im Ernst nicht glauben, die Menschen würden so hart und grausam sein, wie Leon sie schilderte! Sie thaten ja kein Unrecht. Sie hatten sich bloß lieb und konnten nun einmal nicht ohne einander leben. Das mußte doch jeder einsehen!

Schweigend traten sie den Heimweg an. Als sie aus dem Laubwald traten und das weiße Haus so licht durch die Bäume am Wiesensaum schimmerte, blickten sie sich an, aber sagten nichts.

Unten im Gartensaal war niemand. Leon ging, um den Großvater in dessen Zimmer aufzusuchen. Stella trieb ihr Herz zur Schwester. Ehe sie aber den Gartensaal verließ, sah sie den Onkel auf seinem alten Fuchs vor der Glasthür halten. Der alte Herr schien in der besten Laune zu sein. Er stieg ab, faßte Stella mit beiden Händen am Kopf, küßte sie herzhaft und sagte: „So — so — so, ich komme eben aus Altstadt — von Julia," er hielt inne, lächelte wieder und machte ein Gesicht, als könnte er noch viel mehr sagen, wenn er nur wolle, und verspare sich das auf späterhin.

Stella schlüpfte fort, sobald er in sein Zimmer ging, sie lief in Seraphines Stube und knieete gleich darauf atemlos vor der Schwester, — und während sie nach Worten rang, ihr Glück zu verkündigen, fühlte sie so tiefes Mitleid mit der kranken Schwester, welche so durchsichtig zart und schwach dalag und den Jubel nicht kannte, welcher Stellas Seele erfüllte.

„Stella, — was ist geschehen?" frug Seraphine endlich und richtete das glühende Gesicht zu sich empor.

„Er — wir — oh, Seraphine — ich bin so glücklich?"

Es fuhr ein Schreck durch alle Glieder der Kranken und sie sagte schnell: „Du meinst doch nicht, daß Leon" —

„Oh ja, ich meine Leon!“ war die leise Antwort, und unter den goldblonden Wimpern glitt ein schelmisch-seliger Blick zu der Schwester hinauf.

Seraphine lehnte den Kopf zurück. Sie war blaß geworden bis auf die Lippen. Stella sprang erschrocken auf.

„Liebe — liebe Seraphine, ist Dir unwohl geworden?“

„Laß es gut sein, es wird vorübergehen,“ war die Antwort.

„Seraphine, — bist Du so bestürzt über meine Verlobung?“ frug das junge Mädchen angstvoll.

„Ja, Stella — ich bin sehr erschrocken, sehr betrübt!“

Stella brach in Thränen aus. „Oh, so hatte er doch recht! Und auch Du — auch Du bist dagegen!“ schluchzte sie.

„Ich bin sehr traurig hierüber,“ war die sanfte Erwiderung.

„Aber warum, Schwester?!“ drängte Stella fast heftig, „willst Du uns lieber auch getrennt und unglücklich sehen? Willst Du auch, daß ich mit jemand anders verheiratet werde, wo ich doch nur ihn liebe, ihn allein, und nur leben kann in seiner Liebe!“

Seraphine wiederholte nachsinnend: „Seine Liebe“, — und blickte seufzend auf die junge Schwester.

„Zweifelst Du an seiner Liebe zu mir?“ frug diese, ein maßloses Erstaunen malte sich auf ihrem kindlichen Gesicht.

Seraphine antwortete nicht.

„Er kann nicht leben ohne mich,“ drang Stella in sie ein, „er sagt es und ich weiß, daß es so ist. Er hat niemand als mich!“

„Ja, das weiß ich wohl,“ war die Erwiderung.

Seraphine zog das Mädchen an sich heran. „Meine süße Schwester,“ sagte sie innig, „mag nun kommen, was da will, Gott schenke Dir Kraft und Frieden, das ist mein Gebet für Dich!“

Während die Schwestern in Seraphines Stube zusammen saßen, kehrte Frau von Sternheim von einem Armenbesuche heim und gewahrte durch die Glasthür ihren Mann, wie er in großer Aufregung im Gartenzimmer auf und niederlief.

Beim Eintritt seiner Gemahlin brach kein geringes Donnerwetter los. „Nun, was sagst Du denn Alte, da haben wir eine schöne Bescherung, eine saubere Geschichte das!“

„Aber um Himmelswillen, was ist denn geschehen?“ frug seine sanfte Gattin sehr erschrocken, denn den gutmütigen Gatten in solcher Stimmung zu sehen, war etwas Seltenes.

„Was denn ist? — Es ist zum Teufelholen! Das ist!“ polterte Oberst Sternheim. „Da hoff' ich, nächstens meine Stella als glückliche Braut eines prächtigen Menschen zu sehen, der, wie mir Julia sagt, ernstliche Absichten auf sie hat. Ich meine den Marford, weißt Du, Alte, der kleine, brünette Kerl, der den berühmten Heartsease besitzt, na, Du weißt schon, er ist ja manchmal hier, — kurz und gut, Julia und ich sind überglücklich. Ich komme nach Hause, baue goldene Luftschlösser, da fährt mir der dumme Junge, der Leon, dazwischen und wirft die ganze Geschichte über den Haufen! erklärt mir, er habe sich vor einer Stunde mit Stella verlobt, und sie wolle von keinem andern wissen und werde nie einen andern nehmen . . .! Da soll doch gleich ein Kreuzdonnerwetter dreinfahren!“

Frau von Sternheim erschrak mächtig. „Leon mit Stella verlobt!“ wiederholte sie wie verwirrt, „was soll denn hieraus werden, Sternheim?“

„Ja, da frage, wen Du willst, nur mich nicht,“ war die zornige Erwiderung. „Ich habe mich bald heiser geredet, um ihm zu beweisen, daß es beider Unglück würde, gäbe ich es zu. Aber er war von einer verwünschten Ruhe, ließ mich reden, so viel ich wollte, und als ich fertig war und dachte, er ist nun zur Raison gekommen, sagt' er ganz ruhig: Du wirst mit der Zeit einsehen, was Stellas Glück ist. — Na! nun fing ich an und sagte ihm, das klänge alles recht schön, aber im Grunde wäre es doch der blanke Unsinn. Ja, wenn man von Gedichten satt würde!“

„Es geht ja aber doch unmöglich,“ wiederholte Frau von Sternheim, „zwei solche Kinder, die selber noch nicht wissen, was sie wollen! Es kann ein zehnjähriger Brautstand daraus werden und Stella bereut vielleicht bitter, sich an ihn gebunden zu haben!“

„Natürlich! Natürlich! Und was soll nun werden, wenn Marford etwa käme und anhielte?“

„Es wird nichts übrig bleiben, als ihm mitzuteilen, daß —“

„Was? Ich soll die Begebenheit auch noch in die Welt posaunen, damit mich alle auslachen? Ich werde den Teufel thun und mir das einfallen lassen.“

„Ich weiß nicht, was zu thun ist!“

„Das ist zu thun: die Verlobung ist null und nichtig. Was hat denn das zu sagen, was sich zwei Kinder schwören!

Ich danke schön für die Ehre, daß man mich einen schwachköpfigen, alten Mann nennt, der in jede Thorheit willigt!"

Frau von Sternheim seufzte tief. „Ja, eine Thorheit wäre es, und doch jammert mich unsere Stella. Ich weiß ja, wie sie an ihm hängt!"

Der alte Herr fuhr sich erregt durch sein Haar und prustete: „Bin ich denn ein Rabenvater? Glücklich will ich sie ja auch sehen, — aber nur nicht so! Doch das kommt von solchen Freundschaften. Da wird gemalt und geklimpert, und es endet immer mit solch einem Trödel, kenne das schon! Und nun thut mir bloß der arme Kerl leid, der Marford, sollte er wirklich ernstliche Absichten gehabt haben, — und das will ich schon glauben, daß sie es ihm mit ihrem Apfelblütengesicht angethan hat, ... hübsch ist sie schon, die kleine Hexe, meinst Du nicht?" und er rieb sich halb stolz, halb ärgerlich die Hände. „Was ist zunächst zu thun? Soll ich nach Altstadt und mit Julia sprechen? Doch Weiber machen die Sache immer konfuser. Ich werde mit Werther selbst reden. Er ist ein verständiger Mann. Er muß dem Jungen die Moral lesen. Auf alle Fälle habe ich dem das Haus verboten. Und Stella, ich denke, zu der gehst Du und setzt ihr den Kopf zurecht. Verlobung — Narretei!"

Er ging prustend und hustend fort und Frau von Sternheim eilte in Seraphines Stube, wo sie die Schwestern noch fand. Sie sprach mit Stella zärtlich, innig, schloß das Mädchen in ihre Arme und versuchte, ihr klar zu machen, daß man nur ihr Bestes wolle, wenn man diesen Schritt nicht zugebe. Stella hörte alles mit passiver Ruhe an, mit einem müden, resignierten Blick.

Der Onkel fuhr am Nachmittag nach Altstadt und kehrte natürlich in schlechtester Laune wieder. Er hatte in der Obristin das Spiegelbild seines eigenen aufbrausenden Wesens gesehen, es war unendlich viel „dummes Zeug" geredet worden und man hatte mit Leon doch nicht das Geringste aufstellen können.

Er ging, ohne Stella gesehen zu haben, sehr zornig zur Ruhe und zog auch noch am nächsten Morgen am Kaffeetisch die Augenbrauen finster zusammen. Die Sache verdroß ihn hauptsächlich Marfords wegen auf's tiefste. Als aber Stella erschien, nicht wie sonst, mit schelmischem Lächeln und rosigem Antlitz, sondern still und blaß, schmolz schon bei ihrem Anblick ein großer Teil seines

Grolles. Sie saß wie immer neben ihm, aber sie erhob den teilnahmlosen Blick nicht ein einziges Mal von ihrem Teller und von Zeit zu Zeit fiel eine große Thräne herab. Der alte Herr wurde dadurch in eine sehr unbehagliche Stimmung versetzt, räusperte sich, versuchte ein Späßchen, warf ihr unversehens ein Stück Zucker mehr in die Kaffeetasse, — aber sein verzogener Liebling sah ihn nur scheu an und ihm war beinahe, als fürchte sie sich etwas vor ihm. Das vermehrte natürlich seine Unruhe. Er war auf Weiberthränen, Schluchzen und Schmeicheln gefaßt gewesen und hatte sich dagegen gewappnet, aber statt dessen erhielt er kein Wort und sein sonst so zutrauliches Herzblatt, die Wonne seiner Augen, wich ihm ängstlich aus und sah resigniert vor sich hin. Sie vergaß es, ihm die Pfeife zu bringen, und umsonst pickten heute ihre kleinen Freunde, die Buchfinken, an das Fenster der hellen, sonnigen Kaffeestube. Stella sah sie nicht einmal, und als die Tante endlich erinnerte: „Nun, Herzchen, vergißt Du denn heute, den Vögeln die Krumen zu geben!“ stand sie wohl auf und öffnete das Fenster, doch nur, um die hervorquellenden Thränen zu verbergen. Dann schloß sie das Fenster und verließ schnell das Zimmer. Der Onkel pfiff einen Marsch, trommelte mit den Fingern auf den Tisch, warf einen wichtigen Blick in die Morgenzeitung und sagte dann: „Ich hoffe, Du hast es ihr nicht zu böse gesagt, Alte!“

„Nein, nein, — das nicht. Wie kannst Du aber erwarten, daß sie anders ist? Ich finde, sie benimmt sich im ganzen sehr nett. Ich hatte mich auf viel größeren Jammer gefaßt gemacht, doch sie trägt ihren Schmerz still.“

„Na, ich will nur wünschen, sie lernt das Lachen bald wieder, denn so was kann ich nun einmal nicht mit ansehen.“

„Sie muß sich durchkämpfen und wir müssen fest bleiben,“ sagte seine Frau.

„Versteht sich von selbst. Fest müssen wir bleiben!“ war die schnelle Erwiderung. „Natürlich! S'ist der pure, blanke Unsinn, nur an so eine Möglichkeit zu denken . . . ! Leon heiraten! der Junge ist rein toll geworden, rein toll!“

Stella hatte unterdessen mit Friedrichs Hilfe Seraphine in den Gartensaal gebracht, wo heute die Morgensonne so besonders hell hineinschien und die Blumen in den Bogenfenstern so lieblich dufteten. Seraphine hatte eine schlechte Nacht gehabt und lag sehr

erschöpft, mit geschlossenen Augen auf ihrem Diwan. Trotzdem, als Stella sich über sie beugte und frug, ob sie noch etwas wünsche, schlug sie die Augen auf, lächelte und sagte dann: „Heute möchte ich lieber fragen, wie es meinem kleinen, kranken Vogel geht?"

Stellas Apathie wich. Sie warf sich leidenschaftlich auf die Knie und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Ach, — ich will ja alles, alles tragen, wenn sie ihn nur nicht quälen wollten! Ihn, den kein Mensch versteht, kein Mensch würdigt, kein Mensch erkennt und der doch besser ist als alle — alle!"

Seraphine ließ dem Ausbruch verhaltener Aufregung ruhig seinen Lauf, doch ehe sie etwas sagen konnte, klangen draußen Hufschläge und helles Lachen, und vor der Thüre hielten Leona und Lettow zu Pferde. Erstere in einem stahlblauen, schleppenden Kleide, ein Barett mit weißer Feder in den aschblonden Haarwogen, wartete keinerlei Hilfe ab, sondern sprang vom Pferde und kam in den Gartensaal. Seraphine streckte ihr heiter die Hand entgegen: „Endlich, Leona!" sagte sie. Das liebreizende Mädchen beugte sich über sie und küßte sie, — ihre Wangen waren vom Ritt frisch angehaucht und ihre Augen lachten.

„Nun, Seraphine," sagte sie scherzend, „Du hast recht! Hier bringe ich Dir auch Georg mit!" Herr von Lettow verbeugte sich höflich. Dann gewahrte Leona ihre andere Kousine und zog sie an einer der langen Flechten zu sich, küßte sie, sah sie schelmisch an, und als sie erreicht hatte, daß Stella dunkelrot geworden, ließ sie sie los.

Herr von Lettow war äußerst liebenswürdig. Er setzte sich Seraphine gegenüber, drehte seinen spitzen Schnurrbart, erkundigte sich gewandt nach dem Befinden, machte Konversation über das Maiwetter, Blumen und Vögel, nannte Malthus seinen liebsten Kameraden und warf Leona von Zeit zu Zeit einen „Bräutigamsblick" zu, den sie nicht beachtete. Als er glaubte, in genügender Weise den Liebenswürdigen gespielt zu haben, empfahl er sich den jungen Damen und ging, um den Oberst Sternheim aufzusuchen. Stella war herzlich froh, als Seraphine ihr auftrug, die Tante zu rufen und ein Frühstück zu bestellen. Sie glitt hinaus und Leona sah sich mit Seraphine allein.

„Ich möchte wohl eins gern wissen," Leona stockte und blickte in die Kristallschale voll blühender Wiesenblumen neben sich, „sage mir, — bist Du mit meiner Wahl zufrieden?"

Sie sah erwartungsvoll auf. Seraphine versetzte sehr ruhig, fast traurig: „Nein, Leona, — ich freute mich nicht, als ich von Deiner Verlobung hörte."

Leona lachte hell auf, aber sie erglühte bis an die weißen Schläfen. „Lieber Seraph, — wie drollig! Du kanntest ihn ja noch gar nicht! Wie konntest Du Dir damals ein Urteil bilden? Ich frage Dich jetzt, woher Du ihn kennst."

„Das ändert nichts an meinem Gefühl."

„Wie lächerlich!" fuhr Leona fort, so unbefangen wie nur möglich und darauf bestehend, daß sie den Sinn von Seraphines Rede gar nicht begriff, „ich sage Dir, Georg ist ein prächtiger Mensch. Nicht einer von den Sentimentalen, wie etwa Daven und Marford .... à propos", unterbrach sie sich schnell, „was fehlt denn Stella? Ich war leider gestern bei Marfords und weiß daher nicht, was zu Hause vorfiel, aber irgend etwas ist passiert. Mama ist ganz aus Rand und Band und machte Andeutungen, die ich nur halb verstand. Leon sah aus, als hätte er Skorpione verschluckt, und selbst Papa schien aus seiner Ruhe gebracht."

Ehe Seraphine antworten konnte, trat Stella ein, und Leona hielt sie sogleich fest, in ihrem übermütigsten Ton fragend: „Aha, mein Stern, mit Dir habe ich auch noch ein Hühnchen zu rupfen. Was hast Du denn Deinem Ritter angethan? — Ah, was? Schon wieder wird sie rot! Ich sage Dir, Stella, er kam gestern Abend über die Galerie, grüßte weder Antoinette noch Gabriele und warf seine Thüre hinter sich zu, daß unser morsches Haus in allen Grundmauern wankte. Gabriele nennt ihn nur noch: den interessanten jungen Mann. Nun gesteh', womit hast Du das Herz meines Bruders gebrochen?" Ohne Stellas Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „schadet nichts, — gar nichts! Männerherzen heilen schnell, das kann ich Dir versichern. Oh, sie trösten sich wunderbar leicht. In ein paar Tagen ist alles vergessen. Darum, wenn ein anderer kommt, so sage hübsch artig: „Ja, wenn Mama erlaubt." — So, hier hast Du meinen Rat!" schloß Leona lachend, „da wir unter uns sind, kann ich ja einfach sprechen. Leon wird ein paar Gedichte machen über verlorenes Glück, — andere thun nicht einmal dies! und dann ist's vorbei. Nachher wird er Dir so recht zeigen, wie gleichgiltig Du ihm bist. Das ist die Rache der Männer. Ärgert

Dich dies, so freut er sich. Also zeige nicht, daß Dich's ärgert. Zeige ihm nur, wie glücklich Du bist, das ärgert ihn dann wieder. Das ist die Rache der Frauen. Die Männer können uns alles verzeihen, nur nicht, daß sie uns glücklich sehen! Wenn sie es auch nicht zeigen, es ärgert sie doch. So gibt es ein ganz unterhaltendes kleines Geplänkel und im Grunde ist's ja nur Unterhaltung. Es will nichts Ernstes vorstellen. Man ist sich ja gegenseitig völlig gleichgiltig, man amüsiert sich nur."

Stellas unschuldige Augen blickten völlig verdutzt auf die Sprecherin, welche leicht lächelnd vor ihr stand und Dinge redete, die für das kindliche Mädchen böhmische Dörfer waren. Daß sich eine leichte Bitterkeit in Leonas fast frivolen Ton mischte, und daß, was sie sprach, eigentlich an Seraphine gerichtet war, verstand und hörte Stella eben so wenig. Das einzige, was sie sich aus Leonas Worten herausnahm, war die Gewißheit, Leona wisse um alles und gebe ihr wohlgemeinte Verhaltungsmaßregeln. Doch sie war nicht in der Stimmung, um mit irgend jemand außer Seraphine hierüber zu reden und schwieg. Leona schien auch gar keine Antwort zu erwarten, — sie wandte sich jetzt kurz um, warf sich in einen Fauteuil neben Seraphine und kümmerte sich nicht im geringsten mehr um das bestürzte Kind.

Seraphine sagte in ihrer sanften Art: „Meine arme Leona, denkst Du wirklich so schlecht von den Menschen, daß Du nicht an die Treue der Liebe glauben kannst, sondern behauptest, „ein paar Tage" genügten, um zu vergessen?"

„Und ich kann Dich versichern, sie sind alle so, — einer wie der andere! Nenne mir den Mann, der den Begriff „Treue" kennt und übt, der nicht nach drei Tagen vergißt. Kennst Du einen? Ich kenne keinen. Ich glaubte einmal einen zu kennen," das Blut wich aus Leonas Wangen, „aber ich täuschte mich. Die größte Verzweiflung ist mit dem Gegenstand des Kummers vergessen, ehe die Sonne untergeht, — und Gleichgiltigkeit tritt an die Stelle."

„Schlimm wäre es, wenn dies wahr wäre, — doch es ist nicht wahr," sagte Seraphine.

„Woher willst Du das wissen!" rief die launische Salondame fast heftig.

„Ich sehe und höre so manches aus der Welt, mehr als man meint; denn so viele Menschen sind gut für mich. Daher habe ich auch so meine Erfahrungen an anderen gemacht."

„Ach, aber hiervon weißt Du nun doch nichts, — oder Du irrst Dich. Ach, Seraphine," schloß sie dann, da die Tante eintrat, lachend das Gespräch, „es gibt ganz entsetzliche, steinerne, zugeknöpfte, vertrocknete Menschen, über die ich mich immer ärgere, wenn ich sie sehe . . . . . ! Guten Morgen Großmamachen!"

Da jetzt Herr von Sternheim und Lettow auch wieder kamen, ward die Unterhaltung allgemein. Man frühstückte und danach ritten die Brautleute nach herzlichem Abschied wieder fort. Seraphine hatte der Besuch angegriffen, so daß sie sehr bald in ihr Zimmer zurückgebracht wurde und hier mit heftigen nervösen Kopfschmerzen dalag, unfähig zu sprechen und völlig ermattet. Stella pflegte sie mit müder, stiller Zärtlichkeit. Als Seraphine abends endlich eingeschlafen war, setzte sich Stella in ihrem Zimmerchen an das offene Fenster und blickte trostlos in die Nacht hinaus, die sich mondhell über Wald und Wiesen breitete. Wie sollte die Öde des nächsten Tages und aller, die ihm folgen mochten, durchlebt werden? — Das Leben hatte für sie nicht nur das Glück, auch den Zweck verloren.

VIII.

Tag auf Tag verrann, ohne daß Stellas fröhliches Lachen durch den Garten und das Haus klang. Die Blumen verwelkten in den Glasschalen, die Staffelei verstaubte in ihrer Ecke, und wenn das Klavier einmal aufgeschlagen wurde, so waren die Tasten binnen kurzem naß von Thränen. Seraphine litt in solchem Grade mit der Schwester, daß sie bleicher und angegriffener denn je aussah und nachts nicht schlafen konnte. Trotzdem zeigte sie vor Stella nur ein strahlendes Lächeln und tröstete und erheiterte, so viel in ihrer Macht stand. Die Tante bemitleidete und liebkoste das schwermütige Mädchen und that ihr alles zuliebe. Um aber keine thörichten Hoffnungen anzuregen, sprach sie mit ihr nicht von Leon und deshalb war Stella doch am liebsten bei Seraphine, mit welcher sie Stundenlang über ihn plaudern und ihr Herz etwas erleichtern konnte. Seraphine sympathisierte

mit ihr, hoffte stets das Beste und versuchte es, Stellas Gedanken aufwärts zu richten, von wo allein Hilfe und Trost kommen konnte. Deswegen blieb sie aber doch ganz fest bei der Ansicht, daß es jetzt eine große Thorheit wäre, wenn sie sich als mit Leon verlobt betrachtete, und man dies der Zukunft überlassen müsse.

Am schlimmsten war der Onkel d'ran, dem Stella immer noch ängstlich auswich, weil sie in ihm den Urheber ihrer Leiden sah. Er empfand dies sehr und konnte die Sache bald nicht mehr mit ansehen. Stellas kindlich heiteres Wesen, ihre Zärtlichkeit, ja, ihre kleine, unbewußte Tyrannei über ihn fehlten ihm, wohin er blickte. Das liebliche Kind, an dessen Verwöhnung er hauptsächlich schuld war, bildete für ihn den Zauber des täglichen Lebens. Sie war, wenn Leon nicht da war, stets seine Begleiterin auf Spaziergängen. Ihre Stimme mußte er im Hause hören, wenn ihm ganz wohl sein sollte, dies helle Lachen, die Lieder, die sie immerfort sang, wenn sie Trepp' auf, Trepp' ab lief. Jetzt war es still von früh bis spät. Ihr Lächeln und ihr Kuß mußten ihn empfangen, wenn er morgens zum Kaffee kam oder von einem Ritte heimkehrte. Er mußte sie fröhlich und heiter um sich sehen, wenn ihm selbst behaglich zu Mute sein sollte, das war gewiß.

Wenn man ihr noch hätte böse sein können, — aber das war nicht möglich. Seraphines leiser Einfluß hatte doch bewirkt, daß sie sich Mühe gab, freundlich, ja heiter zu sein und am Leben teilzunehmen. Aber was hatte denn der alte Herr von einem Lächeln, das die thränengefüllten Augen Lügen straften? In seinem sanguinischen Gemüt war aller Ärger über das Vorgefallene längst verraucht. Es kamen Momente, wo er sich selbst einen alten Tyrannen schalt, der das Glück seines Lieblings mit Füßen trete. Er hätte ihr für's Leben gerne etwas Tröstliches gesagt, aber was konnte es denn sein? — Über den einen Punkt konnte er doch nicht mit ihr reden, und daher stellte sich trotz all' seiner Zärtlichkeit das sonstige Vertrauen zwischen ihnen nicht wieder her. Er sann hin und her, einen Ausgleich zu finden. Wenn er aber mit seiner Frau hiervon anfing und so hinwarf, er könne den Jammer nicht mit ansehen, und am Ende, Unverstand wäre es freilich, aber solle dem Kind das Herz brechen? Wenn er so einlenkte, dann begegnete er stets sanftem, aber entschiedenem Widerstande. Deswegen behielt er fortan seine Gedanken für sich, aber in ihm

wurmte es gewaltig und sein weiches Herz zog sich jedesmal zusammen, wenn er Stella sah. Eines Nachts schien ihm aber ein guter Gedanke gekommen zu sein. Er gab sich zwar Mühe, seine gute Laune vor seiner Frau zu verbergen, aber so recht wollte es doch nicht gelingen. Er war nicht ganz sicher, was sie sagen würde, erführe, sie, daß er entschlossen war, seine Stella wieder froh zu sehen. Am Nachmittag wurde der alte Fuchs vorgeführt. Der Onkel stieg mit wichtiger Miene auf, „ich reite nach Altstadt," rief er in die offene Glasthür hinein und gab dem erschrockenen Fuchse die Sporen.

In Altstadt traf er seinen Schwiegersohn nicht zu Hause und die Obristin damit beschäftigt, einem jungen Leutnant, welcher im Rufe großer Charakterlosigkeit und noch größerer Schulden stand, eine sehr wohlgemeinte Moralpredigt zu halten. Diese ging im Flüsterton mit lebhaften Gestikulationen vor sich und nahm die ganze Aufmerksamkeit der Dame in Anspruch. Im Nebenzimmer saßen Leona, Malthus und Gabriele Marford, und als Herr von Sternheim hier eintrat und begrüßt wurde, sagte Leona mit schelmisch zugekniffenen Augen: „Der arme Junge! Nicht wahr, Großpapa, er hat schon ganz rote Ohren!"

„Hm — ja" war die sehr zerstreute Antwort. Der alte Herr setzte sich. „Wann kommt Dein Vater nach Hause, Kind?"

„Erst zum Abendessen."

So half denn nichts, als geduldig warten. Zum Abendessen erschien Oberst Werther und auch mehrere Offiziere fanden sich ein, wie das nun einmal im Hause Brauch war. Die Obristin, in voller Parade-Uniform, saß an der Spitze, schenkte den Thee ein und war voller Lebhaftigkeit. Leon kam, wie stets, zuletzt herein und nahm schweigend seinen Platz ein. Er sah sehr blaß aus und sprach mit niemand ein Wort. Sein Anblick beunruhigte seinen Großvater nicht wenig. Die Unterhaltung begann wie gewöhnlich von Pferden und Bällen. Einige flüsterten davon, daß Marford den Abschied nehmen wollte. Weshalb? — darüber waren die Meinungen geteilt. Die Gegenwart seiner Schwester Gabriele verhinderte ein Allgemeinwerden dieser Konversation. Um so lebhafter wurde darüber gesprochen, daß sein „Heartsease", ein ebenso schönes, wie bedeutendes Rennpferd, zum Verkauf stehe. — Wieder sahen alle auf Malthus, jeder

hätte ihm, dem Liebling des ganzen Regiments, das Tier gegönnt. Lettow, welcher für sein Leben gern eine patronisierende Miene annahm, so schlecht dieselbe seinem boshaften Gesichte stand, sagte zuredend: „Du mußt ihn haben, besinne Dich nicht."

„Dummes Zeug," warf Oberst Sternheim dazwischen, fügte aber dann, zu seiner Tochter gewandt, leise hinzu: „Armer Junge, ich sah das Pferd neulich, es ist wie für ihn geschaffen."

Sie nickte eifrig, laut sagte sie aber: „Es ist der pure Unsinn! Solche Pferde sind nichts für Dich, mein Sohn; denn Du mit Deinem tollkühnen Reiten bist im stande und galoppierst damit über einen gefrorenen Sturzacker, wo jeder Gaul die Beine brechen kann."

Malthus verteidigte sich lachend, doch ohne viel Erfolg.

„Nein, nein, nimm mir's nicht übel, aber ich denke heute noch an den Schreck, den Du uns einst mit dem Goldfuchs bereitetest!"

„Und welch ein Schreck war das?" frug Fräulein von Marford.

„Was damit war? — Sein erstes Pferd war es und ein kostbares Stück," sagte die Mutter des Regiments mit liebenswürdigem Ärger, „heut' noch thut mir's leid, denk' ich an die Kopflosigkeit. Malthus jagte mit ihm über die Schneeflächen auf der Fuchsheide und kommt an den großen See, der war gefroren. Weiß der Himmel, welcher Kobold ihm zuraunte, es müsse ein Kapital-Vergnügen sein, über die blanke Fläche hinzujagen . . . !"

„Das Pferd hatte geschärfte Eisen," warf Malthus entschuldigend ein.

„Guter Himmel! Was helfen denn die geschärften Eisen, wenn mitten auf dem See das Eis berstet, Pferd und Reiter versinken und wir nachher noch dankbar sein mußten, daß wenigstens letzterer lebendig herauskam. Aber an solchen Streichen ist sein Leben reich!"

Er erhob sein Glas und verneigte sich gegen die Obristin. Alle Offiziere folgten seinem Beispiel, die Obristin dankte nickend nach allen Seiten, dann erhoben sich alle und in heiterem Durcheinander kehrte die Gesellschaft in die Salons zurück.

Der Oberst Werther, welcher seinem Schwiegervater wohl ansah, daß derselbe gekommen war, um das unerquickliche Thema mit ihm noch zu besprechen, ging mit diesem daher in sein

Schreibzimmer. Hier zündeten sich beide Zigarren an und setzten sich vor den brennenden Kamin. Der alte Herr war innerlich sehr unruhig, prustete und hustete und begann endlich: „Eine verwünscht dumme Geschichte das, Werther!“

„Ja,“ versetzte der Oberst mit unerschütterlicher Ruhe und drehte die Spitzen seines rötlichen, sehr stark mit Grau gemischten Schnurrbartes.

„Hat sich Leon Dir gegenüber einmal ausgesprochen, Werther?“

„Nein. Er hat mir bloß mitgeteilt, er habe sich mit Stella verlobt, und ich erlaubte mir, darauf zu sagen, das setze seinem bisherigen Leben die Krone auf.“

Der alte Herr kratzte sich unschlüssig den Kopf. „Ich muß aber gestehen, die arme Kleine jammert mich. Sie läßt den Kopf hängen und will nicht wieder die alte werden. Die Sache geht so nicht fort. Offen gesagt, bin ich gekommen, um zuzusehen, was man anstellt, um sie wieder aufzuheitern. Wenn ich nur wüßte, was zu thun ist!“

Der Oberst von Werther zuckte in großer Gemütsruhe die Achseln und stäubte die Asche seiner Zigarre am Kamingitter ab. Er war ein Mann, der sich durch nichts aus der Fassung bringen ließ. Ehe weitere Erörterungen stattfanden, klopfte es an die Thür und Leon trat ein. Oberst Sternheim räusperte sich, stand auf und begann, auf und nieder zu gehen; doch so große Mühe er sich auch gab, es gelang ihm nicht, den Unbefangenen zu spielen. In ihm stritten der Wunsch, Stella glücklich zu sehen, und die verlegene Furcht, sich etwas zu vergeben.

Leon sah sich erst im Zimmer um, dann kam er geradeswegs auf seinen Großvater zu und sagte mit sichtlicher Überwindung: „Ich muß wissen, wie die Dinge für mich stehen. Diese Ungewißheit ertrage ich nicht länger.“

„Hab' ich Dir's denn nicht schon gesagt?“ platzte der Großvater los, allzu derb, weil er fürchtete, allzu bald nachzugeben, „frage doch Deinen Vater um seine Meinung.“

„Ich bitte sehr! Nur mich aus dem Spiele zu lassen,“ versetzte Oberst Werther trocken abweisend, „es steht meinem Sohne frei, zu handeln wie ihm beliebt. Geht mich gar nichts an.“

„Das weiß ich,“ sagte Leon bitter.

„Ich habe Dir einmal meine Ansicht gesagt,“ war die kühle

Erwiderung, „wenn Dir etwas an meinem väterlichen Rat liegt, so handle danach. Aber Du bist völlig frei."

„Was soll ich nun noch sagen, wenn Dein Vater Dich freigibt?" Der Großvater fuhr sich durch's Haar, daß es wie eine graue Wolke zu Berge stand, „was soll ich thun?"

„Das frage Stella — nicht mich," versetzte Leon.

„Hm — ja, ja — ich geb's zu, sie ist nun einmal bloß glücklich, wenn sie Dich hat, was ist da zu machen! Aber, Kinder, so wie die Sachen stehen, ist's doch ein Unsinn!"

Leon zuckte die Achseln.

„So laß sie an gebrochenem Herzen sterben."

Die Ruhe des Enkels imponierte dem alten Herrn gewaltig.

„Werther, — was machen wir?" frug er unentschlossen und wandte sich zum Schwiegersohn.

„Was wir machen?" frug dieser langsam, „das kannst Du wohl von Dir aus sagen, ich nicht. Ich wiederhole Dir, daß ich nicht die geringste Lust fühle, die Handlungen meines Sohnes zu regulieren. Meinen Rat hat er."

Der arme Großvater, also in die Enge getrieben, platzte endlich los: „Na, in Gottes Namen! Es geht nun einmal nicht, daß sie einen Wunsch nicht erfüllt bekommt. Also komme nur wieder zu uns und singt und schwatzt zusammen. Vergeßt aber, was Ihr miteinander Dummes geredet habt, und schiebt eine wirkliche Verlobung noch um ein halb Dutzend Jahre hinaus."

„Ich weiß nicht, weshalb wir zu einer sechsjährigen Brautschaft verdammt sein sollen," sagte Leon ironisch.

„Ich erlaube mir, hier einzuschalten, daß man von Luft und Liebe allein nicht leben kann," bemerkte sein Vater gelassen, „diesen Umstand vergißt Du."

Leon richtete den Kopf auf und aus seinen verschleierten schwarzen Augen sprühte ein Blitz. „Ich kann jeden Augenblick auf eigenen Füßen stehen," sagte er stolz, „das ist meine Sache."

Der Oberst zuckte die Achseln. „So. — Das wußte ich nicht. Pardon," sagte er in trockenem Ton.

Herr von Sternheim rieb sich heftig die Hände.

„Gut, — gut! Wenn er das sagt und auch beweisen kann, so darf man nachher vernünftigerweise nichts gegen die Sache einwenden," rief er in großer Erregung.

Oberst Werther streckte seine lange, hagere Gestalt noch länger vor dem Feuer aus und ein sarkastisches Lächeln, merkwürdig ähnlich dem seines Sohnes, zog über seine scharfen, wettergebräunten Züge. Leon sah dies Lächeln und es kränkte und stählte ihn zu gleicher Zeit. „Ich werde Euch den Beweis liefern," sagte er kurz und wandte sich zum Gehen.

„Halt — halt — ! Was willst Du thun? — Was willst Du thun?" fuhr Herr von Sternheim dazwischen.

„Bestimmt selber darüber," versetzte Leon nach einigem Besinnen, „soll ich eine Novelle veröffentlichen oder ein Bild malen und ausstellen?"

„Male ein Bild, — male ein Bild," sagte der alte Herr, welcher, da er gar nichts davon verstand und trotzdem er immer von „Pinseleien" sprach, doch innerlich eine hohe Meinung von Leons Talent hatte. „Nicht wahr, Werther, er soll ein Bild malen? Also schreiben thust Du auch? Na, ganz schön, ganz schön. Wer schafft aber den Verleger? Das ist die Not. Na, also die Sache ist abgemacht. Er malt ein Bild. Wollen sehen. — So. — Nun komme also morgen nach Sternheim und mache mir das Kind wieder lachen. Schwatz' ihr aber keinen Unsinn vor! Das bitte ich mir aus. Bis das Bild gemalt ist, wird von Verloben und dergleichen Zeug nicht eine Silbe geredet! Und nun sei so gut und bestelle mein Pferd, denn es ist hohe Zeit, daß ich heimreite!"

Damit hatte er sich selber beruhigt und kehrte sehr kontent in den Salon zurück. Hier fand er nur noch die Obristin, Leona und Malthus. Er fürchtete sich, etwas davon zu reden, was ihn eben bewegte, denn er konnte sich den heftigen Widerspruch seiner Tochter lebhaft denken. Malthus, das wußte er, nahm die ganze Sache leicht. Er konnte ja Stella ebensowenig weinen sehen wie ihre übrigen — Verzieher.

Als er nach Hause kam, fand er Stella allein oben im Wohnzimmer. Seraphine war schon längst zur Ruhe gegangen und Frau von Sternheim machte in der Küche die Bestellungen für den nächsten Tag. — Stella saß vor dem runden Tisch an der Lampe. Sie hatte den Kopf in beide Hände gestützt und starrte so vor sich hin. Als sie aufsah, klang ihr „Guten Abend, Onkel", sehr matt und niedergeschlagen. Nicht wie sonst flog sie ihm entgegen. Er legte Hut und Reitgerte hin.

„Nun, Puß?" frug er endlich, sich die Hände reibend, und trat vor sie hin. Sein ganzes Gesicht lachte. In Stellas Wangen schoß das Blut. „Was ist?" frug sie mit klopfendem Herzen.

„Holla — ja, was ist denn? Weshalb frägst Du mich denn gar nicht, ob Dich ein gewisser jemand grüßen läßt oder nicht?"

Sie sprang auf. „Onkel!"

„Na ja!" sagte dieser, „bin ich denn wirklich solch ein Werwolf — he? Ich weiß zwar nicht, ob jener jemand Dich grüßen läßt, aber gesagt habe ich ihm, er solle doch mal wieder herkommen und sehen, wie es Dir geht. Du würdest Dich freuen. Oder würdest Du nicht? — he?"

Er faßte ihren Kopf in beide Hände und sah lachend in ihr glühendes Gesicht. „Oh, Onkel — wie gut Du bist!"

„Bin ich? Na, das freut mich. Bisher dachte eine gewisse junge Dame anders von mir. Ja, das habe ich gesagt, und er wird kommen und Ihr könnt wieder zusammen schöne Künste treiben, aber von Liebe und solchem Unsinn wird nicht geredet. Wenigstens nicht eher, als bis er gezeigt hat, daß er nicht bloß Gedichte machen kann, sondern auch sein Brot verdienen."

Stella war so überselig, daß es sie nicht länger hier litt. Sie mußte allein sein. Sie mußte sich ausweinen. Als jetzt die Tante eintrat, flog sie fort auf ihr Zimmer. Herr von Sternheim wußte seiner Frau viel zu erzählen vom „Heartsease", vom bevorstehenden Rennen, von Lettows schlechten Witzen und dem angenehmen Gespräch, was er mit dem Rittmeister von Adlerstein, diesem prächtigen Menschen, gehabt habe; nur über die Hauptsache wollte ihm kein Wort über die Lippen.

Auch Stella fand es unmöglich, am nächsten Morgen mit Seraphine davon zu sprechen. Eine innere Stimme sagte ihr, daß Seraphine nicht damit einverstanden sein würde, und so schwieg sie und hatte bei allem Glück doch eine Art schlechten Gewissens. Der Onkel aber war seelenfroh, als sie zum Frühstück erschien, rosig und lächelnd, trotz der in schillerndem Wachtraum verbrachten Nacht, und für alle seine Späßchen und Zärtlichkeiten wieder ein offenes Ohr hatte. Sie war schon vor dem Frühstück im Garten gewesen und eine halberblühte Mairose leuchtete im goldblonden, welligen Haar. Eine andere steckte sie dem Onkel in's Knopfloch.

Seraphine hatte sich, da der Morgen so köstlich war, um zehn im Rollstuhl unter die Akazien vor der Glasthür bringen lassen und erquickte sich am Blütenduste und dem feinen Arom, welches der leise Wind von den Wiesen herübertrug. Stella hatte sämtliche Kristallschalen mit ihrem welken Inhalt auf den weißen Tisch unter den Bäumen gestellt, warf die verblühten Blumen fort, füllte die Schalen mit frischem Wasser und holte sich dann ihr Körbchen, um frische Wiesenblumen zu pflücken. Die ganze Zeit über sprach sie kein Wort. Seraphine beobachtete sie mit Unruhe, denn trotz Stellas Schweigsamkeit konnte darüber kein Zweifel herrschen, daß in ihrem ganzen Wesen ein verhaltener Jubel lag, der hin und wieder unter den gesenkten Wimpern hervorbrach.

Doch es blieb keine Zeit zu Erörterungen. Stella blieb so lange auf der Wiese, daß Seraphine schon wieder im Gartensaal war, als sie endlich die frischgefüllten Schalen hineintrug und auf die Tische stellte. Dann war sie fort und kam erst zum Mittag wieder zum Vorschein in einem rosa Kleide mit rosa Schleifen an den langen blonden Flechten. Die ganze letzte Zeit war sie auf ihren Anzug sehr achtlos gewesen, für wen sollte sie sich denn hübsch machen?

Gleich nach Tisch, wenn er ein wenig über der Zeitung genickt hatte, ging Herr von Sternheim gern in dem Laubwalde spazieren, der das Haus umkränzte. Heute bedurfte es nur eines „Nun?" und Stella war an seiner Seite, und sie gingen nach altgewohnter Weise miteinander. Er war sehr vergnügt und sie frug leise: „Onkel, wann kommt er?"

„Kannst Du es denn gar nicht erwarten? Wird schon kommen. Immer noch zu früh, Ihr thörichtes Volk. Ja, Stella, das sage ich Dir," mit einem letzten Versuch zur Strenge, „vernünftig müßt Ihr Euch benehmen, das bitte ich mir aus. Was späterhin kommen mag, das geht Euch jetzt nichts an. Ihr seid Kousin und Kousine — damit basta."

Ach, aber mit seinem Ernst und seiner Strenge konnte er nicht mehr imponieren. Stella senkte zwar zuerst den Kopf, aber als sie dann aufsah und, ihren Arm in den des Onkels legend, dicht an seine Seite kam, lag eine allerliebste Mischung von Schalkhaftigkeit und kindlicher Naivetät in ihrem Ausdruck,

wie sie kleinlaut frug: „So dürfen wir uns auch gar keinen Kuß geben, Onkel?"

„Kuß geben? Dummes Zeug!" polterte der Onkel, nur mit Mühe sein Lachen und sein Entzücken zurückhaltend, „seit wann ist denn das Mode unter Euch?"

„Wir lernten es, als wir uns verlobten," flüsterte Stella mit strahlendem Blick, „ach, lieber, lieber Onkel, Du kannst es uns ja doch nicht verbieten, uns lieb zu haben!"

Der Onkel prustete noch ein wenig, aber mehr um sie zu necken, als um ihr zu verbieten, in Leon mehr zu sehen als einen Vetter. — Sehr befriedigt kehrten beide von dem Spaziergang heim und fanden im Gartensaal um den gedeckten Kaffeetisch den Major v. Schwartz, seine Frau und Fräulein Leopoldine in heiterem Gespräch mit Frau von Sternheim und Seraphine. Letztere blickte forschend auf, als Stella sich neben die fremde junge Dame setzte und eine schüchterne Konversation begann. War sie auch so wenig wortreich wie stets vor Fremden, so konnte doch kein Zweifel darüber herrschen, daß ihre apathische Schweigsamkeit geschwunden war.

Frau von Schwartz war hier ein sehr gern gesehener Gast und besuchte ihrerseits Sternheims außerordentlich gern. Ihr sanftes, ruhiges Wesen, ihr frommer Sinn und ihre Einfachheit stachen sehr ab gegen den Ton, der meistens unter den Damen herrschte, die sich zum Regiment zählten und darin wetteiferten, im Reiten, Jagen, Rauchen und möglichst „regimentaler" Toilette einander zu übertreffen.

Nachdem der Kaffee getrunken, wurde um Musik gebeten, und Stella sang mit der Majorin, welche sehr musikalisch war, mehrere Duette. Sie hatten eben eins beendet und blätterten in den Noten, als die Glasthür leise klirrte und Stella, sich hastig umwendend, Leon erblickte. Ihr drehte sich die ganze Stube im Kreise, bunte Lichter flackerten vor ihren Augen und sie mußte sich am Klaviere halten. Sie sah nicht die bestürzte Miene der Tante, Seraphines tieferschrockenes Gesicht, sie hörte nicht die Begrüßungsworte. Sie war wie taub und blind, bis er neben ihr stand und ihre Hand in der seinen hielt. Da erst kehrte ihr das Bewußtsein zurück, und mit aller Selbstbeherrschung, deren sie fähig, sagte sie ein von Herzklopfen fast ersticktes „Guten Abend, Leon."

„Ah, wie angenehm, daß Sie gerade kommen," sagte die Majorin, sich nun auch umwendend mit harmloser Unbefangenheit, „Sie können uns gewiß zu dem Duett „Ich kehr' zurück" begleiten. Stella und ich sind beide unfähig, beim Spielen zu singen."

Leon war sehr ruhig. Er erklärte sich bereit, spielte und die Damen sangen, — aber das Lied war noch nicht halb gesungen, als Stella schon sein korrigierendes „das sollte Fis sein, Stella" — und „jetzt piano" — hörte, so als sei nie eine Störung ihrer gemeinsamen Beschäftigungen dagewesen. Nachher saß man um Seraphines Diwan und Leopoldine machte Konversation über alles Mögliche und ahnte nicht, daß weder Seraphine noch Stella eine Silbe davon vernahmen.

Endlich fuhr der Wagen vor und man begleitete die Gäste hinaus. Kaum waren sie um das nächste Boskett verschwunden, als Leon Stellas Hand durch seinen Arm zog und mit ihr den Weg nach den Wiesen hinabging. „Ich habe viel mit Dir zu besprechen," sagte er, so ruhig, als sei nichts vorgefallen. In der That betrachtete Leon die Erlaubnis, wiederzukommen, einzig und allein wie ein ihm zukommendes Recht, welches ihm bisher unerlaubterweise vorenthalten worden und wofür er keinen Dank schuldig sei.

Unterdessen ging es im Gartensaal weniger angenehm zu. Was Herr von Sternheim hatte kommen sehen, kam denn auch.

„Aber, bester Mann!" rief seine Gattin vorwurfsvoll, „wie konntest Du das zugeben! Ach, ich fürchtete gleich, Du würdest nicht fest bleiben!" Das war nun freilich das schlimmste, was sie hätte sagen können.

„Was verstehst Du eigentlich hierunter?" frug er, mit großen Schritten auf- und abgehend, sehr selbstbewußt, „ich habe gethan, was geschehen mußte. Wir dürfen Stella nicht opfern. Sie wäre darüber elend geworden, denn sie kann ohne ihn nicht leben."

„Aber wenn Du den Verkehr wieder gestattest, so nährst Du ja damit Wünsche und Hoffnungen, die nie in Erfüllung gehen können. Ist das nicht grausam?"

„Grausam?" polterte der alte Herr nun wild, „wer sagt denn, daß ich dergleichen thue? Oho, Ihr Weibervolk, traut einem alten Soldaten vermutlich gar keinen Vorbedacht zu! Sollt Euch

aber glänzend getäuscht haben, ja, das werdet Ihr sehen! Leon weiß, was er zu thun, die Kleine, was sie zu fühlen, hoffen und wünschen hat. Damit beruhigt Euch. Es ist wirklich arg, daß ich in meinem eigenen Hause nicht Herr bin!"

„Ich weiß nicht, was Ihr da ausgemacht habt, aber mein Verstand ist zu kurz, um einzusehen, wie die beiden sich heiraten sollen, da doch Stella kein Vermögen und Leon keinen Beruf hat."

„Das werdet Ihr eben sehen, ob das geht," war die ingrimmige Antwort. „Der Junge hat gesagt, er könne auf eigenen Füßen stehen. Er wird das beweisen. Damit basta!"

Damit ging er in sein Zimmer, denn Seraphines beharrliches Schweigen war ihm sehr fatal. Die arme Seraphine war in der That in einem solchen Zustand nervöser Aufregung und Schwäche, daß sie die Zeit der Tante während des ganzen Abends in Anspruch nahm.

Man sprach nicht mehr über das Vorgefallene. Als Stella nach einer halben Stunde allein zurückkam, fand sie niemand im Gartensaal und setzte sich mit „Elisabeth" in ein Blumenfenster, denn eine eigene Bangigkeit hielt sie ab, die kranke Schwester aufzusuchen.

Es läßt sich leicht denken, wie die Dinge sich nun gestalteten. Je mehr der Onkel sah, wie wenig Frau und Nichte mit seinen Maßregeln einverstanden waren, desto mehr warf er sich zum Beschützer der beiden Liebenden auf. Er war nun schon ganz entschlossen, daß sie zum Ziel kommen sollten. Wenn eine Natur wie die seine einen Plan durchsetzen will, so macht nichts dieselbe so energisch, wie möglichst viele in den Weg geworfene Hindernisse. An diesen fehlte es natürlich nicht. Die größte Gegnerin des „Unsinns" war die Obristin, welche ganz außer sich geriet, nicht sowohl über die kopflose Idee ihres Sohnes, sich verheiraten zu wollen, als noch mehr über den Verlust, den durch Stellas anderweitige Verlobung das Regiment erlitt. Der Oberst verhielt sich nach wie vor neutral. Scheinbar war er von der größten Gleichgültigkeit gegen seinen Sohn erfüllt, innerlich aber verfolgte er dessen Handlungsweise doch mit Interesse. Leon hatte zuviel von seinem Vater im Wesen geerbt, als daß derselbe ihm nicht in manchem hätte nachfühlen können. Aber Oberst Werther war keine demonstrative Natur und Leon noch weniger, und daher und infolge der wunderlichen Familienverhältnisse schien es oft, als seien alle Bande zwischen ihnen

zerschnitten. Seinem Schwiegervater gegenüber ließ der Oberst nie wieder ein Wort über diese Sache verlauten, doch der alte Herr merkte um so deutlicher, daß er seit jenem Abend für einen hitzköpfigen alten Patron gehalten wurde, der unvernünftig gehandelt habe.

Nun, er sollte sich doch getäuscht haben!

Während alledem ging Leon mit zusammengebissenen Zähnen daran, die freie Kunst zur Milchkuh zu machen, wie er es nannte. Er hatte kurz vorher ein Bild vollendet, welches, — ursprünglich für Stella zum Geburtstag bestimmt, sicherlich das beste war, was er überhaupt gemalt hatte; denn er hatte unter dem schmerzlichen Eindruck der Trennung von ihr, in den einsamen Tagen der Ungewißheit, die letzte Hand daran gelegt und dem Bilde Seele verliehen. Das Bild stellte eine einfache, dunkle Bauernstube vor, in welcher auf einem ärmlichen Lager eine kranke, alte Frau lag. Neben dem Bette auf einem Holzschemel dagegen ein junges Mädchen, augenscheinlich „das Fräulein vom Schlosse", welche der Alten aus einer großen Bibel vorlas. Der Kontrast zwischen der gespannt und andächtig lauschenden armen Frau und dem noch etwas schüchtern vortragenden Herrenkinde war sehr effektvoll hervorgehoben. Ebenso stach das magere, blasse, verkümmerte Antlitz gegen die rosigen Wangen und weichen Profillinien der Vorleserin ab. Der große Kachelofen mit der Holzbank fehlte nicht, und auf dieser saß mehr im Schatten ein junger Bauernbursche und starrte mit dem Ausdruck unbegrenzter, staunender Bewunderung auf die lichte kindliche Gestalt.

Dieses Bild brachte Leon einmal nach Sternheim, wo es allgemein gefiel. Es wurde auf die Staffelei in eine Fensternische gestellt und sollte dort stehen, damit jeder, der in den nächsten Tagen käme, es sehen und ein Urteil darüber fällen könne. Dann erst sollte es auf eine große Bilderausstellung in der Hauptstadt. — Als sich die Neuigkeit verbreitet hatte, Leon von Werther gedenke mit dem Malen „Ernst zu machen", kam der Rittmeister von Adlerstein nach Sternheim. Durch Malthus, welcher die Sache sehr leicht nahm, hatte er erfahren, daß Stella und Leon so gut wie verlobt seien. „Wovon sie leben werden, weiß ich nicht," schloß Malthus sorglos, „aber Leon nimmt eine Miene an, als hätte er Shakespeare, Raphael, Mozart, Beethoven, Thorwaldsen und weiß der Himmel wen sonst noch in der Tasche."

Der Rittmeister ritt hierauf nach Sternheim und blieb ein halbes Stündchen. Seraphine, der es in der letzten Zeit sehr schlecht gegangen war, hatte heute einen besseren Tag. Trotzdem fiel ihm ihre Blässe auf und er erkundigte sich in seiner ernsten, aufrichtigen Weise so eingehend nach ihrem Befinden, daß die Tante ihm sehr bald mitteilte, es ginge jetzt gar nicht gut, aber der Doktor wüßte sich keinen Rat mehr.

„Sie müssen mir erlauben, daß ich einmal einen Berliner Arzt um Rat frage, wenn ich hinkomme, was wohl nächstens geschehen wird," bat Adlerstein, sich zu Seraphine wendend.

„Ich danke Ihnen aufrichtig, doch es ist nicht nötig," war die lächelnde Erwiderung, „das würde unsern guten Doktor Speier kränken."

„Er braucht es nie zu erfahren. Sie dürfen aus Zartgefühl für den alten Freund, der sich keinen Rat mehr weiß, nicht Ihre Gesundheit auf's Spiel setzen."

Seraphine sah ihn mit ihren großen schwarzen Augen nachdenklich an. Sie dachte bei sich, daß dies ein guter Mensch sei und daß er wohl ein anderes Los verdient habe, als ihm geworden, und alles, was Leona gesagt über die Treue, fiel ihr wieder ein. — Hatte das schöne Mädchen recht gehabt? Mancher, der ihn sah, so gleichmäßig und ruhig, hätte „Ja" geantwortet. Vielleicht war Seraphine die einzige, welche in diesen Augen zu lesen verstand und den leisen Zug durchkämpfter Seelenleiden wahrnahm.

Er frug dann auch, nachdem er sich das Bild betrachtet, wohin Leon es schicken wolle, und erbot sich sogleich, dabei behilflich zu sein, sollte Leon der Hilfe bedürfen. Weiter frug er, ob Leon ebenfalls die Absicht habe, seine Kompositionen, Gedichte oder sonstigen belletristischen Arbeiten zu veröffentlichen? Ehe sie recht wußte, wie es kam, war Seraphine mit ihm in einem langen Gespräch über Leon und fand bei ihm so viel Verständnis und Sympathie, ein so tiefgehendes Interesse und so gleiche Ansichten, daß ihr war, als spräche sie zu einem Freunde, mit dem sie von Kindheit auf in vertrautem Verkehr gelebt habe. Das gemeinsame in ihren Charakteren, die lebendige, selbstlose Nächstenliebe, der Kern ihres Wesens, bildete den Grund der Sympathie, welche beide für einander empfanden.

Als das ungeduldige Scharren des Pferdes vor der Thür Herrn von Adlerstein endlich zum Aufbruch mahnte, sagte Sera-

phine, ihm zum Abschied die feine, kleine Hand reichend, mit dem engelhaften Lächeln, welches sie so sehr über gewöhnliche Menschenkinder zu erheben schien: „Ich habe viel von Ihnen gelernt und ich danke Ihnen. Wir verstehen uns sehr gut."

Er küßte ihr in seiner ritterlichen, gemessenen Weise die Hand.

„Das ist für mich eine Ehre, die ich zu schätzen weiß," erwiderte er warm.

Als er fort war, bemerkte Frau von Sternheim: „Das ist ein Vertrauen einflößender Mensch."

„Er ist so freundlich gegen alle," sagte Stella, „darum fürchte ich mich auch gar nicht vor ihm, wie vor seinen wilden Kameraden. Als Leona und ich noch Kinder waren, da kam er so oft in die Kinderstube wie jetzt bei Schwartz und verlor nie die Geduld, wenn Leona auch noch so wild war. Mir bangte nie vor ihm, denn er war so gut gegen Leon."

Nachdem das Bild von vielen gesehen und kritisiert worden, — Leon kam in der Zeit fast gar nicht nach Sternheim, — wurde es auf die Kunstausstellung geschickt. Ein Bekannter Adlersteins übernahm die Besorgung in der Residenz. Acht Tage vergingen und man hörte nichts über das Schicksal des Gemäldes. Der Onkel in seiner sanguinischen Weise gab Polen bereits verloren und war in entsetzlicher Laune. Stella zitterte und bebte, wenn die Poststunde nahte, Leon erging sich in resignierten oder bitteren Betrachtungen über den Schimpf, daß er gezwungen worden war, seine Perlen vor die Säue zu werfen, die Obristin erklärte rund heraus, sie habe auf den ersten Blick gesehen, daß das Bild nichts wert sei, und Leon würde besser thun, wenn er in die Schule ginge, statt den Bräutigam zu spielen!

Da verbreitete sich eines Tages ein seltsames Gerücht. Die Marfordschen Damen waren in der Residenz auf einer Hochzeit gewesen und wollten wissen, das Bild des jungen Werther sei von einem vornehmen Russen oder Polen für eine Unsumme gekauft worden. Der Ton, in welchem hiervon gesprochen wurde, bewies sehr deutlich, daß die Gesellschaft diese Neuigkeit als einen boshaften Witz der jungen Damen ansah.

Leon erfuhr hiervon nichts. Er ging am Nachmittag desselben Tages nach Sternheim, um Stellas Malerei zu sehen. Schon in der Hausthür kam ihm der Großvater mit einem offenen Briefe

in der Hand entgegen: „Junge!“ rief er, „Donnerwetter noch einmal, hier ist meine Hand und hier noch jemandes Hand!“ er legte Stellas Rechte in die seines Enkels, „nimm sie hin! Wenn das so fortgeht, so kannst Du mal Kaulbach, oder wie der Kerl heißt, eine Nase drehen!“

„Was ist denn geschehen?“

„Hollah! — Ahnst noch nichts? Hier schreibt mir der Herr, — Du weißt, der Freund von Adlerstein, — Dein Bild sei von Lord Dings da, Witsch-witsch oder Watsch-watsch — der Teufel hole diese englischen Namen! für tausend Thaler gekauft worden!“

„Nicht möglich!“ rief Leon zurückfahrend, „das war es nicht wert!“

„Was, nicht möglich? Hier steht es ja schwarz auf weiß — und was es wert war, siehst Du jetzt! — Aha! ich sagte es der Julia ja immer,“ schloß er, sich im höchsten Entzücken die Hände reibend, „wir verstehen alle nichts davon. Tausend Thaler — ein hübscher Anfang. Wenn das so fort geht, könnt Ihr nach Italien reisen und Euch die Kolloseums und Pompejanums ansehen und daran studieren. He, mein Engel, was meinst Du? Wenn Leon erst ein berühmter Mann ist, das ließe sich hören! — Na! Nun hat aber der Trödel ein Ende und ich führ' die Sache zu Ende, mag man reden, was man will! Kommt herein und zeigt Euch. Keine Minute länger hör' ich auf alle Widerreden!“

Er trat auf die Schwelle des Gartensaales, prustend und sich die Hände reibend: „Heda, Mama, und Du, Seraphine, und Malthus — ergebt Euch drein! Morgen laß ich die Karten drucken und schicke sie herum zu Pontius und Pilatus. — Und jetzt auf der Stelle wird verlobt. — Basta! Kommt herein, Ihr zwei!“

Die Tante seufzte tief auf und Seraphine standen die Thränen in den Augen. Als Stella aber eintrat, fühlte sie sich in die Arme ihres Bruders geschlossen, welcher zu gleicher Zeit Leon die Hand hinstreckte und lachend ausrief: „Ich gratuliere Dir von Herzen, Leon, zu Deinem Erfolg! Das ist ein guter Anfang. Und Du, mein Mäuschen, bist Du jetzt glücklich?“

Es bedurfte keiner Antwort, und Malthus, der sich nie Sorgen machte und dachte, wenn Stella nur glücklich sei, so brauchte es weiter nichts, — überschüttete seinen Liebling mit Schmeichelnamen und Zärtlichkeiten.

Leon war mittlerweile zu Seraphine getreten und blieb zögernd vor ihr stehen. „Hast Du mir denn nichts zu sagen?“ frug er mit unsicherer Stimme. Er sah in ihren Augen die Thränen. Kein Spott der Welt, keine Strafpredigt seiner Mutter, kein Widerspruch seiner sonstigen Angehörigen wog ihm so schwer wie ihre Thränen.

„Ich hätte Dir viel zu sagen, aber das klänge fast seltsam in dieser Stunde,“ versetzte sie und reichte ihm die Hand, „es kommt auch wenig darauf an. Komm, steh' doch nicht so fremd da, als hätten wir uns zum erstenmal gesehen,“ fuhr sie lächelnd fort, „Du hast mir auch noch nicht den Bruderkuß gegeben.“

Er gehorchte mit einer Art feierlicher Scheu. „So erkennst Du mich doch als Bruder an,“ sagte er nach einer Pause gepreßt.

„Mein lieber Leon, wie kannst Du hieran zweifeln? Glaube mir, ich habe Dich von Herzen lieb.“

„Beantworte mir wenigstens eine Frage,“ bat er leise, „glaubst Du auch, ich wäre nicht im stande, mir mein Brot zu verdienen?“

„Weshalb nicht? Daran habe ich noch wenig gedacht; aber wenn ich es that, so hat mich dies wenig beunruhigt. Im Gegenteil — ich hoffe, das „Muß“ wird Dir Kraft und Freudigkeit zu ausdauernder Arbeit geben und Du wirst dann zufriedener sein als bisher.“

„So sprichst Du und bist doch dagegen? Was hast denn Du noch außerdem für Gründe gefunden, uns unser Glück vorzuenthalten?“

„Nein,“ sagte sie dann fest, „frage mich nicht. Ich habe keine eigentlichen Gründe. Es ist mehr eine Ahnung kommender trüber Tage, mit der ich Dir jetzt diese Stunde nicht verdunkeln will. Gott gebe, daß ich mich täusche und Du nicht wieder an meine Worte zu denken brauchst. Fallen sie Dir wieder ein und Du weißt, was ich gemeint habe, dann stehe mir nicht verschlossen gegenüber, sondern sage Dir, daß ich Mitleid mit Dir fühle und daß ich Deine nächste Vertraute nach Stella, Deine Schwester bin!“

IX.

Die Verlobung war veröffentlicht und man hatte aufgehört, darüber zu reden, daß das ganze die reine Unvernunft sei. Nur die Obristin konnte sich nicht trösten, aber ihr lebhafter Widerspruch brachte den alten Herrn stets so in Harnisch, daß er endlich erklärte, ehe der Sommer verstrichen sei, wolle er seine Stella als Frau sehen, nur damit das ewige Raisonnieren und Gerede ein Ende habe!

Eine schwere Aufgabe für Stella war ihr erster Besuch im Hause ihrer künftigen Schwiegereltern. Geschehen mußte es aber und so fuhr denn die Tante mit ihr eines Nachmittags hin. Sie fanden die Obristin, Leona und Lettow im Wohnzimmer. Erstere war doch zu gutmütig, um beim Anblick des ängstlichen Mädchens etwas anderes zu thun, als sie herzhaft zu umarmen, doch ihre Worte: „na, im Grunde kannst Du doch nichts für Leons dumme Streiche!“ waren nicht gerade schmeichelhaft. Auch beachtete die Obristin sie weiter gar nicht und Frau von Sternheim sah sehr deutlich, daß Stella für ihre Tochter alle Wichtigkeit verloren hatte, seit jegliche Hoffnung, sie ins Regiment zu bekommen, geschwunden war. Der Oberst, welcher von einem Ritt heimkam, war gesetzt und wortkarg, doch nicht unfreundlich. Herr von Lettow begrüßte sie in sehr familiärem Ton als liebe Schwägerin und amüsierte sich damit, sie rot zu machen, wozu es bei Stella keiner großen Anstrengungen bedurfte. Leona lag in einem Fauteuil und blinzelte mit den Augen. Wenn ihr Bräutigam allzu unartig wurde, schlug sie ihm mit ihrem Fächer auf die Hände und sagte, sie verbäte sich, daß er Stella inkommodiere. Endlich erhob sie sich und sagte lachend: „Komm, Stella, ich muß Deine heißen Wangen draußen kühlen. Mein Ponywagen wartet vor der Thüre, ich habe ihn bestellt, um nach der Villa hinzufahren, die wir mieten werden. Ich muß mit dem Gärtner sprechen.“

„Ein rechter Glücksfall, diese Wohnung,“ sagte die Obristin sehr zufrieden, „denke Dir, Papa, nachdem ich mir die Füße wund gelaufen und nichts Passendes gefunden hatte, verschafft mir dieser gute Mensch, der Adlerstein, eine ganz prächtige Wohnung. Man kann keinen schöneren Pferdestall sehen. Wie ein Schmuckkästchen so sauber und praktisch. Gehauene steinerne Krippen natürlich.

Dazu ein großer Schwemmteich ganz in der Nähe. Man muß nur Adlerstein einen Auftrag geben, wenn man ihn mit Verständnis ausgeführt sehen will und prompt dazu. Im Obstgarten hinter dem Hause ist sogar eine Reitbahn. Sie ist freilich etwas defekt, sie stammt noch aus der Zeit, wo Major Stein, — kannst Du Dich auf ihn besinnen? die Villa bewohnte. Na, das wird eben repariert. Der Stall ist aber tadellos."

„Nun, und neben diesen Hauptsachen sind da auch noch einige Zimmer, in denen wir leben werden. Mama vergaß das aber."

Es war unmöglich, nicht zu lachen, auch die Obristin lachte herzlich mit. Leutnant Lettow küßte seiner Braut die Fingerspitzen: „Du bist ein Prachtmädchen, Leona," sagte er.

„So sei Du ein Prachtmensch und hole uns unsere Hüte, ich will jetzt fahren."

„Darf ich die Damen nicht begleiten?"

„Nein, die Damen wollen beide ihre Freiheit genießen, so lange sie können."

Von Leon war wieder gar nicht die Rede. Stella fühlte diese Mißachtung jetzt äußerst schmerzlich, indessen wünschte sie kaum, er möge erscheinen. Sie konnte ihn nun einmal nicht im Kreise seiner Familie sehen, ohne durch jedes unzarte Wort verletzt zu werden. So duldete sie es schweigend, daß Leona ihr den Hut aufsetzte, sich selber ein duftiges etwas in das mattblonde Haar drückte und sie mit herunter nahm, wo vor der Thür ein niedlicher kleiner Wagen, mit einem schwarzen Pony bespannt, wartete. Leona nahm selbst die Zügel und der Reitknecht setzte sich hinter die beiden Damen. Dann rollte der Wagen über das holprige Pflaster und bog endlich in die bescheidenen Anlagen der Stadt. Stella sprach nicht und Leona war auch schweigsam, bis ihnen in einer Kastanienallee eine Reiterin begegnete, welche beim Anblick des Ponywagens mit der Hand grüßend winkte und herbei galoppierte. Es war eine hübsche elegante Frau. Sie reichte Leona die Hand in den Wagen. „Wie geht es?" und nickte Stella leichthin grüßend zu.

„Sie reiten hier so allein, Frau von Belsay?" frug Leona.

„Es gilt eine Wette," versetzte die Dame lachend, „ich habe gewettet, — nun aber, es ist eigentlich ein Staatsgeheimnis, doch Sie werden es ja nicht weiter sagen, ich habe mit Raval um sechs Flaschen Champagner gewettet, daß ich abends in der Dunkelheit

über die Barriere und wieder zurücksetzen würde, ohne von den Eisenbahnbeamten gefaßt zu werden. Wissen Sie — die Barriere auf der Chaussee, die quer über den Schienenstrang läuft. Um zehn Uhr abends, wenn der Nachtkurierzug kommt, wird die Barriere geschlossen. Dann setze ich hinüber. In welchem Räuberzivil die Herren der Sache zusehen werden, weiß ich nicht." Sie drückte ihren Hut tiefer in die Stirn und hieb mit der Gerte durch die Luft. Stella starrte sie mit Entsetzen an, Leona lachte hell auf.

„Eine süperbe Idee, Mathilde! Ich beneide Sie um den Spektakel, ich werde mich als Bauerbursche verkleiden und ebenfalls hinkommen und zusehen. Oh, das wird köstlich. Keinem Menschen sage ich was davon. Wer weiß darum bereits?"

„Nur Raval, Mühlberg und Panten," war die lebhafte, leise geflüsterte Erwiderung, „aha, — ich vergaß, — der Rittmeister Adlerstein hörte unser Gespräch zufällig und hätte mir zu meinem Ärger beinahe alles verdorben. Er ist ein abscheulicher Mensch. Hätte er nicht die ritterliche Tournüre und ritte er nicht so süperb, er hätte Pastor werden sollen."

„So hat er Sie wohl Ihrem Herrn und Gebieter verraten?" frug Leona.

„Nein, das that er denn doch nicht, aber er hat mich fast tot gemacht mit Bitten, meine Wette rückgängig zu machen. Ich könnte wirklich eitel werden! Denken Sie sich nur, heute Morgen ließ er sich bei mir melden, er sei einzig und allein gekommen, um mich zu bitten, mein Leben nicht so leichtsinnig aufs Spiel zu setzen! Werde einer aus ihm klug! — Nun, kurz und gut, er hat auf jeden Fall geschwiegen, sonst wäre heute die Nachricht bereits wie ein Lauffeuer durch die Stadt gegangen. Ich habe mir nun ganz in der Stille mein Pferd satteln lassen und bin in den Wald hinabgeritten, um es im Höhensprung zu probieren, damit es mir nicht etwa heute versagt. Ritten Sie je mein Pferd? Sie müssen es einmal versuchen, es ist ein vortrefflicher Springer. Ich bin meiner Sache gewiß."

„Und ihr Mann?" frug Leona gespannt.

„Läuft die Sache gut ab, so wird er lachen — läuft sie schlecht ab, nun, so bin ich seinem Zorn entrückt! Doch daran ist ja nicht zu denken. Ich habe Zeit genug, die Barriere wird stets geraume Zeit vor dem Erscheinen des Zuges geschlossen. Die Frage ist

nur: die Bahnwärter. Wissen Sie, wie die Rede darauf kam? Raval hatte die Frechheit, zu behaupten, die Damen von heutzutage seien verweichlichte Salonpüppchen, die keinen persönlichen Mut hätten. Wir stritten uns hin und her und er erzählte, wie er einmal mehrere Flaschen Ungarwein über die österreichische Grenze mitten durch die Zöllner, welche genau wußten, was er bei sich führte, gepascht habe, lediglich um des Vergnügens der Aufregung wegen. Ich sagte ihm darauf, ich sei erbötig, jede ähnliche Probe, bei welcher auch wirkliche Lebensgefahr sein könne, abzulegen."

„Heute Abend?"

„Heute Abend um zehn. Pst! — verraten Sie mich nicht. Was ich mir einmal in den Kopf gesetzt habe, das setze ich auch durch."

„Ja, — thun Sie es. Der Spaß wird köstlich. Ich darf das unter keiner Bedingung versäumen."

Die Dame neigte sich grüßend, trieb ihr Pferd zu graziösem Galopp an und sprengte davon. Leona sah ihr nach, dann fuhr sie weiter. Stella sah noch ganz erschrocken aus.

„Leona, war das alles Ernst?" frug sie endlich, „wie konntest Du ihr noch zureden!"

Leona zuckte die Achseln.

„Sie haben so ihren Kreis für sich im Regiment," sagte Leona, „es geht etwas toll dort her, und weil sie gerne Tonangeberin ist und außerdem die ausgelassensten der Offiziere am meisten protegiert, so lebt sie mit Mama auf gespanntem Fuß. Ich bin durch die Marfordschen Mädchen dort bekannt geworden. Mama sieht nicht gerne, wenn ich da bin, das kann ich nicht ändern. Frau von Belsay gefällt mir. Es ist soviel Frische und Übermut in ihr. Man sagt ihr nach, sie spiele mit Leidenschaft um hohen Einsatz, halbe Nächte hindurch. Lettow, der früher viel dort war und ihr sehr den Hof machte, hat mir das erzählt. Ob es wahr ist, weiß ich nicht."

„Du glaubst Deinem Bräutigam nicht, was er sagt?" frug sie bestürzt.

„Ja, Du Äffchen, hältst Du ihn für einen Engel? Ich halte ihn für einen großen Galgenstrick. Deswegen wird er ein vortrefflicher Ehemann werden. Wir werden so gut mit einander auskommen, daß Du und Leon Euch ein Vorbild daran nehmen könnt!"

Stella lächelte jetzt ungläubig. Leona preßte die feinen Lippen

zusammen, dann sagte sie in ihrem erfahrenen Ton: „Ich habe immer bemerkt, daß es mit der Liebe nicht Bestand hat, daß ihr überhaupt stets Täuschung folgt. Du und Leon haltet Euch jetzt vermutlich für Engel gegenseitig. Das dauert noch eine kleine Weile, dann lehrt Euch das gemeinsame Leben, daß Ihr Euch in einer Illusion befandet, und das Rosenrot der Liebe verwandelt sich in ein trübseliges Grau. Denke an mich! George und ich sind praktischer. Wir wissen genau, was wir von einander zu halten haben. Er bildet sich nicht ein, ich sei eine Fee oder hätte Flügel, und ich kenne ihn mit all' seinen Niederträchtigkeiten. Ich weiß, daß er malitiös und ein Egoist wie alle Männer ist. Trotzdem haben wir uns noch nicht einmal gezankt. Hast Du Dich schon mit Leon gezankt — nicht? Nun, Ihr seid aber auch erst seit so kurzem verlobt. Das wird schon noch kommen, denn was sich liebt das neckt, vulgo zankt sich eben!"

„Also liebt Ihr Euch nicht?" frug Stella so naiv, daß ihre schöne Kousine hell auflachte.

„Sieh Dir einmal Frau von Belsay an. Sie ist eine sehr glückliche Frau. Kennst Du ihre Lebensgeschichte? Nun, sie war als junges Mädchen mit einem Gutsbesitzer verlobt. Beide liebten sich auf's schwärmerischste und heirateten sich, nachdem sie zwei Jahre lang mit dem Willen ihrer Eltern, welche die Heirat nicht zugeben wollten, gerungen hatten. Nun, sie kriegten sich schließlich und meinten, im Himmel zu sein. Ein Jahr lang dauerte die Herrlichkeit, da hatten sie sich so bis über die Ohren satt und haßten einander so gründlich, daß sie sich scheiden ließen. Ein halbes Jahr später war sie Frau von Belsay, und obgleich sie ihren Mann einzig und allein um seines Vermögens willen genommen, ist sie doch seit nun sechs Jahren eine sehr glückliche Frau."

Sie waren so eifrig im Gespräch, daß sie es gar nicht merkten, wie der Pony Schritt ging und in eine falsche Allee eingebogen war. In dem Augenblick, wo Leona aufsah, holte jemand den Wagen ein und blieb grüßend stehen. „Sie fahren auf den Bahnhof?" frug er erstaunt. Es war Adlerstein. Sie reichte ihm lächelnd die Hand, Leona nickte nur leicht.

„Nein, wir sind falsch eingebogen," sagte sie, umwendend.

„Wir haben uns so eifrig unterhalten, daß wir es gar nicht merkten, wie der Pony lief," ergänzte Stella lachend.

„Frau von Belsay war eben hier," fuhr Leona fort. „Wir sprachen auch miteinander. Sie erzählte uns „im Vertrauen", was sie heute Abend zu thun im Sinne hätte."

„Eine große Thorheit," sagte er ernst.

„Ja, natürlich, von Ihrem Standpunkte aus! Von unserem Standpunkte aus aber ein köstlicher Faschingsscherz," versetzte Leona herausfordernd.

„Es ist seltsam genug, daß Sie, die Dame, dies einem Herrn sagen!" versetzte Adlerstein trocken.

In Leonas Wangen stieg das lichte Rot, welches ihrer blendend weißen Gesichtsfarbe so zauberhaft stand. „Sie sind ein Spielverderber," sagte sie schmollend, „wenn wir uns vergnügen wollen, haben Sie stets daran zu hofmeistern."

„Ein wunderliches Vergnügen!"

„Ja, so nennen Sie es, weil Sie keinen Sinn für dergleichen tolle Streiche haben."

„Allerdings nicht. Ich wünschte, Frau von Belsay hätte auf meine Bitten geachtet. Doch ich will Sie nicht weiter aufhalten. Adieu!"

Leona nickte kaum, sie trieb den Pony an. Weder sie noch Stella sprachen ein Wort, bis der Wagen vor dem Gitterthor eines im herrlichsten Blumenflor prangenden Gartens hielt, in dessen Mitte ein sehr hübsches Haus mit hohen Fenstern und mehreren Erkern und Balkonen stand.

„So, das ist die „Villa Regina", die wir gemietet haben," sagte Leona, „hübsch ist sie sehr und Blumen werde ich in Menge haben. Darauf freu' ich mich besonders. Ich werde mir ein Blumenzimmer anlegen, und wenn das fertig ist, dann muß Seraphine her und es sehen." Sie winkte einem im Garten arbeitenden Burschen und rief ihm zu, er möchte doch den Gärtner rufen. Diesem erteilte sie einige Befehle und danach fuhr der Wagen wieder nach der Stadt zurück.

„Und wo werdet Ihr wohnen?" frug Leona ihre schweigsame Begleiterin.

„Ich weiß es noch nicht, aber der Onkel sagte, er wüßte eine sehr nette Wohnung, wenn sie nur zu haben ist. Herr von Adlerstein war so freundlich, uns zu versprechen, daß er sich danach erkundigen wolle. Er ist so gut."

„Oh, er ist ein Engel," sagte Leona spöttisch.

„Ich weiß nicht, warum Du ihn nicht leiden kannst," erwiderte Stella kopfschüttelnd.

„Weil — nun weil," sagte Leona mit plötzlicher Offenheit, „ich immer ein schlechtes Gewissen bekomme, sowie ich ihn sehe. Weil ich weiß, daß er innerlich alles tadelt, was ich rede und thue, und weil ich schließlich so eine dunkle Ahnung habe, als hätte er ganz recht. Dies alles zusammen macht ihn mir ungemütlich und verleidet mir seine Gegenwart."

Sie fuhren schweigend weiter und kamen an dem Hause des Obersten wieder an. Der Sternheimsche Wagen wartete schon und Stella hatte bloß Zeit, der Obristin die Hand zu küssen und ein paar Minuten lang mit Leon in einer Fensternische zu flüstern. Er teilte ihr mit, daß er auf Seraphines Bitten eine kleine Novelle an die Redaktion eines bekannten Unterhaltungsblattes gesandt habe und von derselben nicht nur den geforderten Preis zugesagt, sondern auch noch fernere Bestellungen erhalten habe. Während das Brautpaar zusammen sprach, hatte Leona ihre Eltern und die Großmutter um sich und bat, daß sie und Stella denselben Hochzeitstag haben sollten. Zuerst erhob sich starker Widerspruch, da aber die Obristin die ganze Sache für einen Unsinn erklärte, bei dem nicht viel darauf ankomme, wann er vor sich ginge, der Oberst die Achseln zuckte und Frau von Sternheim seufzte, so wußte Leona schon, daß sie mit ihrem Wunsche durchdringen würde.

Als der Thee getrunken war, eilte Leona auf ihr Zimmer. Hier lagen die Anzüge für die Aufführungen an ihrem Polterabend. Sie probierte bald diesen bald jenen an, sah aber bald ein, daß sie in den bunten Dingen viel auffälliger sei, als wenn sie unverkleidet hinging. So wählte sie endlich ein grobes dunkles Kleid, welches bis an die Knöchel reichte, und nahm über den Kopf ein braunes Plaidtuch.

Dann eilte sie durch die Hinterthür aus dem Hause. Ob man sie vermissen und suchen würde, war ihr gleichgültig, — ob die Mutter schelten würde, am allergleichgültigsten. Die Sache war an und für sich so harmlos, — ein Scherz nur, auch war sie ziemlich sicher, niemand zu begegnen. Trotzdem klopfte ihr Herz zum Zerspringen vor Aufregung, als sie durch den hinter dem Hause liegenden Garten schlüpfte und dann eine enge, dunkle Gasse hinab-

lief. Bei jedem Geräusch fuhr sie zusammen, denn sie war von Natur furchtsam und nervös. Aus der engen Gasse trat sie in's Freie; ihr Weg führte jetzt längs einem Holzzaune hin, welcher Kohlgärten und Kirschplantagen umfriedigte. Auf diesem Pfade kam sie, das wußte sie, direkt auf die Chaussee, welche über die Schienen führte.

Die Nacht war sehr dunkel. Schwere Wolken hingen am Himmel wie eine undurchsichtige Masse. Dann und wann sprühte ein feiner Nebel herab oder glitt ein blasser Schimmer des Mondlichts über die dunkle Ebene.

Leona fuhr plötzlich zusammen und zog das Tuch fester über ihr Gesicht, denn sie hörte Schritte hinter sich. Es waren eilige Schritte. Sicherlich war sie zu Hause vermißt worden und die Husaren im Hofe hatten sie gehen sehen . . . es kam ihr jemand nach, — im nächsten Augenblicke wußte sie auch, wer es sei. Er blieb neben ihr stehen, — sein scharfes Auge erkannte trotz des nach Zigeunerart über den Kopf geworfenen Tuches doch die Trägerin, — erkannte sie an der kleinen, weißen Hand, welche das Tuch zusammenhielt.

„Fräulein von Werther, — welch eine Tollheit!"

„Ich danke für diese Bezeichnung, Herr Rittmeister," war die trotzige Antwort, „wir sind, wie ich sehe, auf gleichem Wege. Auch Ihnen scheint es nicht gleichgültig zu sein, wie die Wette abläuft."

„Nein, nicht deswegen kam ich, sondern um Ihretwillen! Ich war bei Frau von Belsay und hörte von derselben, was Sie beabsichtigten, und kam, um Sie zu warnen."

„Nun, ich danke Ihnen für Ihre Kontrolle," versetzte sie in möglichst gleichgültigem Tone, aber sie hatte ein Gefühl, als müsse sie sich zu Tode schämen vor dem ernsten Mann.

„Es sollte sicherlich keine Kontrolle sein," versetzte er beschwichtigend, „hätte ich Sie in Begleitung Ihres Bruders gesehen, ich wäre beruhigt umgekehrt."

„Leon? — Die Schlafmütze!" versetzte sie verächtlich, „denken Sie denn, er wäre mitgekommen? Ehe er sich darüber ausgewundert hätte, weshalb der Mond heute nicht scheint, wäre schon alles vorbei gewesen. Und es wird auch jetzt alles vorbei sein, wenn ich mich nicht beeile."

Sie ging entschlossen weiter, — er blieb neben ihr. „Ich bitte,

kehren Sie um," bat er eindringlich. „Sie wissen selbst nicht, was Sie riskieren. Denken Sie denn, daß der Reitknecht, den Sie mit auf dem Wagen hatten, nicht alles gehört und die Sache in seinen Kreisen verbreitet hat? Sicherlich ist dort ein Haufe Neugieriger versammelt und Sie können den gröbsten Beleidigungen ausgesetzt sein."

„Ich fürchte mich nicht!" war die stolze Erwiderung. „Lassen Sie mich, bitte! Weshalb wollen Sie mir diesen Scherz verderben?"

„Ich kann Sie nicht zwingen," versetzte er mit einem Seufzer, „aber ich kann Sie ebenso wenig allein gehen lassen. Jetzt haben Sie die Wahl."

Sie zuckte die Achseln und ging schnell weiter ohne zu sprechen, im Herzen verwünschte sie Frau von Belsays Schwatzhaftigkeit. Umkehren? das erlaubte ihr Stolz nicht. Weitergehen? Aller Reiz des Abenteuerlichen war ja verschwunden und außerdem hätte sie weinen mögen vor Zorn und Scham, daß er sie in dieser Maskerade sah, daß er sich als Ritter genötigt sah, ihr seinen Schutz anzubieten! Die Sache wäre allein so lustig gewesen. Jetzt war sie verdorben.

Sie gingen schweigend weiter. Er sagte kein Wort des Tadels mehr, aber auch kein freundliches, woraus sie hätte schließen mögen, daß er sie nicht auf's tiefste verachte. Vom fernen Bahnhof her tönten ab und zu schrille Pfiffe und die bunten Lichter an dem ersten Bahnwärterhause, welches an der Wegkreuzung lag, schimmerten durch das Laub der Chausseebäume. Leona zog das Tuch immer fester um sich, denn je näher sie kamen, desto öfter holten sie Menschen ein, welche demselben Ziele zustrebten und hier und da in Gruppen flüsternd zusammen standen. Doch war es viel zu dunkel, um Gesichter zu erkennen. Nur das Bahnwärterhaus, die weißen Barrieren und die Schienen sah man hell beleuchtet vor sich.

In dem Augenblick, wo Leona und Adlerstein sich unter einen Baum stellten, wo niemand sie sehen konnte, hörte erstere auch schon in der Ferne undeutlichen, doch immer näher kommenden Hufschlag. Zu gleicher Zeit bebte die Erde leise wie unter fernem Donner — und die Barrieren sanken herab. Atemlos, mit wildklopfendem Herzen lauschte Leona. Die Hufschläge kamen näher und näher. Die dunkeln Gestalten der Neugierigen drängten sich auch immer mehr herzu. Hier und da fiel ein rohes Scherzwort, welches Leona einen Schauder durch alle Glieder jagte.

„Die Bahnbeamten scheinen auf irgend einen Streich vorbereitet zu sein," sagte Herr von Adlerstein beruhigend, denn Leona zitterte wie Espenlaub, „Frau von Belsay wird nicht durchgelassen werden."

Der Bahnzug war jetzt deutlich zu hören. Schnaufend und dröhnend kam er durch die stille Nacht, welche den Ton aus weiter Ferne herübertrug. Zu gleicher Zeit jagte aber auch in rasender Eile der Renner herbei, wie ein Schreckgespenst an allen vorüber in's Helle hinein. Doch in dem Augenblick, wo er über die Barriere setzen wollte und sich hoch aufbäumte, fielen zwei Männer in die Zügel. Es entstand ein kurzer Kampf, die Neugierigen umgaben bald wie ein Fliegenschwarm die Gruppe, es ward geflucht, geschimpft, geschrieen — aber mitten aus dem Menschenknäuel setzte mit hohem Sprunge das aufgeregte Pferd hinüber auf die Schienen — nochmals hinüber — und es stand drüben, ward blitzschnell herumgeworfen und kehrte zurück. Über die erste Barriere ging es trefflich, das lange Kleid der schönen Frau flog wie ein riesenhafter Nachtfalter auf. Doch vor der zweiten Barriere, vor welcher die Zuschauer sich drängten, schreiend und rufend, scheute es. Der Aufenthalt, der hierdurch entstand, war nicht groß, aber er brachte das herbeisausende schwarze Ungetüm in gefahrvolle Nähe.

Mit einem Entsetzen, welches alle Glieder lähmte, starrte Leona hin. Sie hörte den gellenden Pfiff, das donnernde Getöse, sie sah das Pferd sich hoch aufbäumen zu letztem verzweifelten Sprunge und sah es dann niedergerissen von der vorüberschießenden Lokomotive, während die Reiterin, vornüber geschleudert, zwischen Barriere und Schienenstrang hinstürzte.

Sie verhüllte mit einem Aufschrei ihr Gesicht in den Händen und lehnte sich an den Baum. Als der Lärm des vorbeigerollten Zuges sich minderte, hörte sie die verworrenen Stimmen und Ausrufe vieler an ihr Ohr schlagen, aber sie wagte nicht, um sich zu sehen. Sie erwartete irgend etwas Gräßliches, Blutiges, — eine zerquetschte, zuckende Masse dort im Hellen liegen zu sehen. Als sie endlich die Hände ein wenig fortnahm, sah sie nur, daß sie allein gelassen war, — und sie fing an, sich entsetzlich zu fürchten. Wenn er sie vergaß, — wenn sie allein nach Hause mußte? Doch nein, — es kamen Schritte herbei und Adlerstein stand vor ihr. Trotz der Dunkelheit sah sie, wie blaß er war. Dennoch klang seine Stimme

sehr ruhig, als er sagte: „Frau von Belsay ist ohnmächtig und scheint einen Arm gebrochen zu haben. Raval hat bereits Leute in die Stadt geschickt. Es wird bald Hilfe da sein. Für's erste liegt sie im Häuschen und die Frau des Bahnwärters ist bei ihr. Sie lebt, hat aber eine Kopfwunde, deren Blutverlust sie besinnungslos macht."

„Ich kann ihr vielleicht helfen, — ich sollte hin," stammelte Leona kaum hörbar.

„Nein, mein Kind, das gestatte ich nicht. Sie können ihr auch nicht helfen und kein Mensch darf wissen, daß und wie Sie hier sind. Meine erste Pflicht ist jetzt, Sie sicher nach Hause zu bringen."

Ihre Zähne schlugen zusammen wie im Fieberfrost und das Entsetzen hatte sie so schwach gemacht, daß sie sich frug, ob sie werde gehen können. Als sie aus dem Schatten auf die verhältnismäßig hellere Allee traten und ihr Begleiter sie scharf ansah, ergriff er schnell ihre Hand und legte sie sich auf den Arm. „Kommen Sie," sagte er ruhig, „der Schreck ist Ihnen in alle Nerven gefahren. Versuchen Sie, schnell zu gehen, und nehmen Sie das Tuch ab, mit dem Sie Ihr Gesicht verhüllen. Rasche Bewegung und kühle Nachtluft wird Ihnen wohlthun."

Sie gehorchte schweigend und sah bald ein, daß er recht hatte. Sie gingen schnell den Weg entlang und bogen auf den Feldweg ab. Leona hielt tapfer aus, aber die Aufregung und die Angst drohten, sie zu ersticken. Je mehr sie sich zu beherrschen strebte, desto mehr schwindelte ihr der Kopf und versagte ihr der Atem; sie waren noch nicht hundert Schritte gegangen, als sie plötzlich heftig ihren Arm aus dem ihres ritterlichen Beschützers zog, beide Hände vor das Gesicht preßte und in einen Thränenstrom ausbrach. Er blieb zuerst betroffen stehen, dann aber, als sie sich an das Holzstaket lehnte und zum Herzbrechen weinte, sagte er freundlich: „Armes Kind, das war ein bitteres Ende Ihres Maskeradenscherzes!" und blieb geduldig neben ihr stehen, bis sie sich ermannte und schluchzend sagte, „wollen wir weitergehen?" Die Thränen waren eine Art Erleichterung gewesen. Mit ihnen war die furchtbare Nervenaufregung gebrochen. Sie nahm schweigend den gebotenen Arm und ging, immer noch zitternd, aber doch ruhiger weiter. Ihr helles Haar wogte in schweren Locken um Hals und Schultern und in die Stirne hinein. Unter dem lichten Schleier

hervor sahen die großen nachtschwarzen Augen von Zeit zu Zeit scheu und angstvoll in das Gesicht ihres Begleiters, — was mußte er von ihr denken, — er, der so glänzend im Recht geblieben war! Seine Achtung hatte sie nun verloren für's Leben, das war gar nicht anders möglich.

Sein Gesicht war immer noch blaß, aber ganz ruhig und er schien mit den Gedanken ganz bei dem Unglück zu weilen. „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen sagte, daß Belsay um die Sache weiß," sagte er bekümmert, „ich war heute nachmittag nochmals dort und es gelang mir, sie wenigstens dahin zu bringen, daß sie ihrem Mann mitteilte, was sie zu thun beabsichtigte. Aber leider muß sie doch ihren Willen behauptet haben. So traurig wie diese Ehe nun einmal ist, fürchte ich, ist es ihm sehr gleichgültig, ob sie zu Schaden kommt oder nicht."

In Leona flackerte der Geist des Widerspruches bereits von neuem auf bei diesen Worten. „Traurig" wiederholte sie, wenn auch etwas unsicher, „Frau von Belsay hat mir selber versichert, sie wäre sehr glücklich."

„Vermutlich verwechselt sie das mit „sehr frei". Weil sie thun und lassen kann was ihr beliebt, und weil dort, wo Vertrauen und gemeinsame Interessen herrschen sollten, die größte Gleichgültigkeit stattfindet, deshalb ist sie sehr glücklich? Gott bewahre Sie vor einem ähnlichen Glück, Fräulein von Werther!" Leona schwieg, weil sie sich nicht fähig fühlte, jetzt über ihr Lieblingsthema zu philosophieren. Außerdem erfüllte sie jetzt eine andere Sorge. Sie hätte gern gewußt, was er von ihr dachte, ob sie wirklich in seinen Augen gesunken war durch diese Begebenheit. Sie hatten jetzt das Haus, welches dunkel und hoch im Dämmerlicht sich erhob, beinahe erreicht und blieben stehen. „Hier verlasse ich Sie," sagte Herr von Adlerstein, „jetzt sind Sie wohl sicher. Gott gebe, daß die Aufregung Sie nicht noch nachträglich krank macht."

Sie reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen," sagte sie, den Kopf senkend. Der Dank war aufrichtig, denn sie hatte seine Nähe als wahrhaften Schutz empfunden. Es entstand eine Pause. Er sah wohl, daß sie noch etwas sagen wollte. „Sagen Sie nur das eine," begann sie endlich mit stockender Stimme, „was denken Sie jetzt von mir — jetzt nach — nach diesem Allen?

Er lächelte. „Genau dasselbe, was ich vorher von Ihnen dachte," sagte er.

„Schlimm genug . . . dann kann Ihre Meinung von mir nur so sein, daß ich besser nicht danach frage," versetzte sie mit zuckender Lippe.

„Sie irren sich sehr," versetzte er freundlich, „Ihr Unternehmen war ein übermütiger Knabenstreich, ausgeführt im ersten Impuls. Ich habe Ihnen meine Strafpredigt ja schon gehalten," er lächelte wieder, „dieselbe bestand in den Worten: welch eine Tollheit! Anders kann ich es allerdings nicht nennen, aber auch nicht schlimmer. Daß Sie solcher Unvorsichtigkeiten fähig sind und sich doch nichts Schlimmes dabei denken, weiß ich, denn ich kenne Sie ja!" Sie zuckte zusammen und sah wieder scheu von ihm weg. Und doch hätte sie in seinem Blick nicht den geringsten Vorwurf gelesen. „Diese Sache bleibt also zwischen uns beiden," sagte er dann, „ich wenigstens gebe Ihnen das Versprechen des Schweigens. Sie können thun, was sie wollen."

Sie gab ihm stumm noch einmal die Hand und dann trennten sie sich. Als Leona in ihr Zimmer schlüpfte, sah sie an der noch halboffenen Thüre, daß kein Mensch sie gesucht hatte. Mehr tot als lebendig ging sie zur Ruhe und wirre Träume umflatterten und betäubten sie.

Als sie am nächsten Morgen blaß und angegriffen zum Frühstück herunterkam, war die Nachricht von dem Unglück schon verbreitet und die Obristin in höchster Aufregung. Sie hatte bereits hingeschickt und sich erkundigen lassen, und die Nachrichten hatten schlecht genug gelautet. Zwar gab der Arzt alle Hoffnung auf Genesung, aber das Fieber war sehr hoch und die Kranke ganz besinnungslos.

„Und das prächtige Pferd ist tot, welch ein namenloser Leichtsinn! Doch ich hielt nie viel von Belsays, und wenn das so fortgeht, so müssen sie fort. Solch eine Frau kann das Verderben des ganzen Regiments werden und wilde Jungens wie Raval und Konsorten werden ganz toll gemacht. Na, Belsay wird hoffentlich eine solche Geldstrafe zu zahlen bekommen, daß er ein nächstes Mal den Schnabel energischer aufmacht, wenn seine Frau dergleichen losläßt. Nun, Leona, Kind, Du bist ja weiß wie ein Tuch. Dir ist das wohl auf die Nerven gefallen? Trink ein Brausepulver, sag' ich! Na, hoffentlich sind Dir jetzt die Augen aufgegangen und mit dieser dicken Freundschaft, die mir stets ein Dorn im Auge war,

hat's ein Ende. Da Du nicht auf mich hörst, so mußt Du nun einmal sehen, daß ich recht hatte. Der Skandal! Hast Du es denn auch ordentlich gehört? Sie hat mit Raval, Mühlberg und Panten um Champagner gewettet."

„Ich weiß," sagte Leona mit einer matten Handbewegung, „sie erzählte mir das gestern nachmittag selber."

Die Obristin schlug die Hände zusammen und dann folgte ein so energisches Donnerwetter über Leonas unverantwortlichen Leichtsinn, dies verschwiegen zu haben, daß Leona, schwach wie sie war, in Thränen ausbrach und fortging. Sie legte sich im Salon auf den Diwan und weinte. Lettow, welcher gerade hereinkam, blieb zuerst verwundert stehen.

„Hollah! — Thränen?" frug er dann gedehnt — „ich hatte gehofft, Du wärst ganz frei von dieser Weiberspezialität! Übrigens geniere Dich nicht. Ich will Dich nicht stören!"

Er gähnte, ging an's Fenster, trommelte auf den Scheiben herum, öffnete dann schnell das Fenster, um mit dem Lorgnon ein paar Damen nachzusehen, welche eben um die Straßenecke bogen; — dann wandte er sich um und verließ, leise einen Walzer pfeifend, das Zimmer.

Trotz ihrer Philosophie über das Unnütze aller Sentimentalität vermißte Leona dieselbe doch in diesem Augenblicke ein wenig und sie hätte gewünscht, ihr Bräutigam hätte sich weniger „famos" benommen. Sie stand auf, ging auf ihr Zimmer, zog sich an und bestellte dann den Ponywagen. Sie wollte nach Sternheim fahren. Sie hatte Sehnsucht, Seraphine zu sehen. Alles, was sie gestern abend erlebt hatte, lag noch wie ein schwerer Ballast auf ihrem Herzen und sie seufzte darunter. — Niemand aber verstand in solchen Fällen so zu trösten und zu beruhigen wie Seraphine, — die einzige, deren sanftem Einfluß sich Leona ihrerseits unterwarf.

X.

Leons zweites Bild wurde ebenso schnell verkauft wie das erste, denn der merkwürdig hohe Preis, der für jenes gezahlt worden

war, hatte die Leute aufmerksam gemacht. Dieses zweite Bild war kleiner und das Sujet einfach genug, aber mit Talent ausgeführt: Ein kleines, vierjähriges Mädchen, die Puppe im Arm, den Hut im Nacken, steht auf den äußersten Fußspitzen vor einem Briefkasten und ist im Begriff, ein, natürlich schief zusammengefaltetes Blatt Papier, auf welchem man in großen runden Buchstaben die Worte: Liebe Großmama! — liest, in den Spalt zu schieben. Der Kopf des Kindes, mit dem schelmischen Lächeln, dem Ausdruck innerer Befriedigung über die kluge Idee, war recht gut gemalt.

Obgleich es aber Leon gelungen war, sich in gewissem Grade bei allen, die an seiner Energie gezweifelt hatten, in Achtung zu setzen und zu zeigen, daß er in seiner Art auch arbeiten könne, so war er doch nicht glücklich. Das Bewußtsein, mit seinem innersten Seelenleben und Schaffen an die Öffentlichkeit getreten zu sein, wirkte auf sein Gemüt verbitternd und nachteilig. Dinge, über die ein anderer lächelt, verwundeten ihn. Jedes Urteil, mochte es nun gut oder tadelnd sein, fuhr ihm durch's Herz. Es erschien ihm wie eine Grausamkeit, daß Fremde hineinblicken konnten in die Gedanken seiner Seele und mit rücksichtsloser Behaglichkeit daran kritteln durften. Sein Leben war bisher einsam, mißachtet und verspottet gewesen, — jetzt ward es auch noch entweiht!

Eine Wohnung, deren billige Miete alle in Verwunderung setzte, war nun auch gefunden. Es war dieselbe, welche Stella erwähnte, — und in der That hätte man sich kein lieblicheres Dichter-Idyll denken können als dies von blühenden Rosen fast überwucherte Häuschen, welches mitten in einem ebenso üppigen Rosengarten stand. Von den Fenstern des obern Stockwerkes, welches helle, freundliche Zimmer enthielt, hatte man über den Rosenwald hinüber die Aussicht auf die Kiefernberge, der poetischste Blick, den Altstadt überhaupt besaß! Unten im Erdgeschoß lebte der Besitzer, ein Handelsgärtner. Das Häuschen hatte früher der Witwe eines im Duell gefallenen Offiziers gehört und war nach ihrem Tode verkauft worden. Die Dame war schwermütig gewesen und hatte alle die Rosen selbst gepflanzt, nur an dieser Beschäftigung Freude findend.

„Du kannst Dir gratulieren, Stella," sagte Leona lachend, „der Grund der billigen Miete ist erklärt. Jede Nacht erscheint der Geist jener wahnsinnigen Frau und wandelt in einem sechs Ellen langen weißen Betttuch, drei Rosen in der Hand, durch alle Zim-

mer. Lasse nur die Ofenthüre offen, damit sie zum Schornstein wieder hinaus kann!"

„Schwatze nicht solches Zeug, was Stella das Haus verleidet," sagte Leon ärgerlich.

„Ich wollte Dir nur den Stoff zu einer tragischen Ballade liefern!"

„Jene Dame war bloß schwermütig," sagte Stella schüchtern.

„Jawohl, und sie hat die herrlichen Rosen gepflanzt, um die ich Euch beneide! Ihr könnt ihr Andenken segnen, denn nichts soll so zum Dichten inspirieren wie Rosenduft!"

XI.

Eine große, animierte Gesellschaft wogte am Abend vor dem Doppel-Hochzeitstag durch die hellerleuchteten Salons, welche die Obristin nur zu großen Festlichkeiten erschloß. Es verstand sich von selbst, daß der Polterabend grandios gefeiert wurde und mit möglichst viel „Regiment" dabei. Ein Ball sollte den Abend beschließen, nachdem alle etwaigen Scherze und Aufführungen vorbei waren. Leona war natürlich die unbestrittene Festkönigin, doch auch Stella sah sehr lieblich aus. Beide waren ganz gleich gekleidet.

Leonas künftige Schwiegereltern, Herr und Frau von Lettow, waren von ihrem ziemlich weit entfernten Gute Eulenburg ebenfalls hergekommen, um die Hochzeit ihres einzigen Sohnes mit zu feiern. Frau von Lettow, eine Dame mit einem spitzen Gesicht und kalten, hellgrauen Augen, strahlte von Brillanten. Sie nannte Leona „mein Töchterchen" und unterhielt sich mit der Obristin über die künftige Einrichtung von Schloß Eulenburg, wo alles umgebaut werde, auf die Zeit hin, da Georg seinen Abschied nehmen und auf dem Gute leben würde, eine Aussicht, welche der guten Regimentsmutter sehr wenig behagte. Unter den jungen Damen aber ging das Geflüster, Leona mache die beste Partie im Lande und sei zu beneiden.

Seraphine war nicht gekommen, da sie ihre Kräfte für den morgenden Tag aufsparte und Malthus versuchte, Stella in dem

bunten Treiben heimisch zu machen, was ihm indessen nicht gelang. Leon, dem alle Gesellschaften verhaßt waren und der überdem das schmerzliche Bewußtsein hatte, daß er unter all' den sporenklirrenden Gestalten eine lächerliche Figur spiele, hielt sich so viel wie möglich im Hintergrunde, bis ihn die helle Stimme der Obristin, die mit Malthus vorüberging, aus seinen Träumen weckte: „Nun, meine Herrschaften, ich bitte! Alles hat sich in's nächste Zimmer zu begeben. Bester Vega, weisen Sie die Plätze an! Die Vorstellungen beginnen! Ach hier bist Du, Leona. Malthus, suche Lettow auf, der steckt gewiß wieder mit Lüttau und Rennberg zusammen und schneidet mörderlich auf. Ein unausstehlicher Mensch!" sie lachte und sprach in dem vertraulichen Tone, der zwischen ihr und Malthus herrschte, „na, überhaupt mit unseren beiden Verlobten legen wir keine Ehre ein, Leon sieht aus, als hätte er Essig getrunken, und Lettow machte solche Witze mit Belsay, daß ich hingehen und ihm sagen mußte, er solle den Schnabel halten! Malthus, mein Junge, das wird auf Deiner Hochzeit anders sein!"

Bald darauf hatte sich die Gesellschaft im Nebenzimmer, stehend oder sitzend, wie es ging, placiert. Ein großer Vorhang verhüllte geheimnisvoll die Bühne. Die beiden Brautpaare erhielten ihre Plätze in der vordersten Reihe.

Geraume Zeit verstrich. Stella und Leon erschöpften sich in leisen Vermutungen über die zu erwartende Vorstellung. Lettow gähnte und Leona unterhielt sich, zurückgelehnt, mit dem Rittmeister von Belsay, welcher hinter ihr stand.

„Sie sind lange nicht bei uns gewesen, gnädiges Fräulein," sagte derselbe, „meine Frau stirbt vor Sehnsucht nach Ihnen. Die täglichen gütigen Nachfragen nach ihrem Befinden konnten doch Ihre Gegenwart nicht ersetzen."

„Sicherlich waren Sie überlaufen von teilnehmenden Freunden! Außerdem," fügte sie mit leichtem Lachen hinzu, „bin ich schauderhaft solide geworden, denn ich habe mit Schrecken gesehen, wohin der Leichtsinn führt. Ich will nichts mehr mit Leuten Ihres Schlages zu thun haben. Ich will vernünftig werden."

„Lettow, da nehme ich meine Zuflucht zu Dir!"

„Ich habe gar keine Angst. Diese fromme Laune wird vorübergehen," sagte er lachend, „Leona trägt jeden Tag eine andere Farbe!" „Und Du wirst alle Tage boshafter," versetzte sie, „weiß

der Himmel, ich mache es wie jene ungarische Gräfin und sage vor dem Altare: Nein!" Statt der Antwort küßte er ihr die Hand.

„Ich wäre Ihnen sehr dankbar, brächten Sie durch solchen Eklat die letzte Tollheit meiner Frau ein wenig in Vergessenheit," sagte Belsay.

„Aha — was sagten Sie denn zu der ganzen Sache?"

„Ich? — Ich sagte nichts. Ich zahlte."

„Natürlich thaten Sie das gerne." — „Oh, natürlich!" ein diabolisches Lächeln zuckte über sein schmales Gesicht. Leona wandte sich ab und schauerte leicht zusammen. Sie dachte bei sich, daß Lettow eines solchen Lächelns auch fähig sei.

Ehe das Gespräch fortgesetzt werden konnte, schmetterten helle Trompeten oben von der Galerie einen Tusch herab. Aller Augen wandten sich nach dem Vorhang. Derselbe ging langsam auf und man blickte in ein mit orientalischen Diwans möbliertes Gemach. Den Hintergrund bildete ein hohes, mehrbogiges Fenster, durch das man in die sandige Ebene sah. Einzelne Palmen und eine ferne, weißblinkende Stadt schienen im Duft zu verschwinden. Nach momentaner Stille trat, geführt von sechs verschleierten Sklavinnen, eine ebenfalls fein verschleierte, schlanke, hohe Gestalt auf die Bühne. Sie war in orientalischer Phantasietracht, reich mit goldenen Ketten und Spangen geschmückt. Eine Art Kaftan aus dunkelroter Seide, über welchen der durchsichtige Schleier fiel, umschloß den sylphidenhaft feinen, geschmeidigen Oberkörper. Unter den Falten der tiefblauen türkischen Pantalons erschienen zwei Füßchen in goldglänzenden Saffianstiefeln, so zierlich, so schmal, daß man meinte, sie berührten nicht den Boden, als die Verschleierte heranschwebte und einen Augenblick mit gesenktem Haupt und über der Brust gekreuzten Armen, demütig und anmutig grüßend vor der Gesellschaft stehen blieb. Wahrlich, eine zauberhafte, fremdländische Erscheinung! Man empfing den Eindruck, daß dieselbe sich nicht maskiert habe, sondern in dem ihr natürlichen Element sei, so orientalisch weich und schmiegsam war jede Bewegung, so heimisch schien sie in Sitte und Haltung zu sein.

Die sechs Sklavinnen umstanden im Halbkreis ihre Anführerin und trugen fast alle zierliche Urnen auf den Schultern oder auf dem Haupte. Nach einigem Zögern begann die verschleierte Fee mit schüchterner, melodischer Stimme, deren Wohlklang jedem auffiel,

ein langes Gedicht, nach Art der indischen Dichtungen, vorzutragen. Sie wandte sich dabei ausschließlich zu Leona und Lettow, erzählte, wie sie in ihrer fernen Heimat im Osten vernommen habe, hier sei ein glückliches Paar, und wie sie, die Königin und Herrscherin eines großen Reiches, gekommen sei, auch das ihre zur Verherrlichung des Festes beizutragen und der schönen Braut die Gaben des Orients zu Füßen zu legen! Indem sie sprach, ward ihre Stimme feuriger und beredter die Worte. Sie entwarf ein in glühende Farben getauchtes Bild von der Schönheit ihrer Heimat, deren Verkörperung sie selbst zu sein schien. Zum Schluß winkte sie den Sklavinnen und diese breiteten nun einen kostbaren türkischen Teppich wie verschiedene andere Geschenke vor dem Brautpaare aus. Der Vorhang fiel herab, ehe von Seiten des überraschten Publikums ein Wort laut geworden war. — Jetzt aber erhob sich ein Sturm.

„Leona, wer war dies?" Das waren die ersten Worte, die sie vernahm, und Leon sprach sie, während sein Gesicht so deutlich Betroffenheit und Staunen aussprach, daß Herr von Lettow lachte.

„Wer dies war? Nun, natürlich Gräfin Gisela, wer sollte es sonst sein!" versetzte Leona strahlend. „Sahst Du die schwarzen Flechten?"

„Ja, — sie schleiften den Boden!" — „Aha, Dein Künstlerblick hat etwas gefunden, was ihm gefällt! Ist sie nicht zauberhaft? hättest Du nur ihr Gesicht gesehen!"

Malthus schob sich durch die dichten Reihen bis hinter Leonas Sessel. „Leona, erlöse uns um Himmelswillen! Wir sterben vor Ungewißheit. War dies Deine mysteriöse Gräfin?"

„Oh, über Euch Männer!" sagte sie mit ihrem spöttisch-schelmischen Ausdruck, „ich sehe nun das Unglück über's ganze Regiment hereinbrechen! Wer soll dies denn sonst gewesen sein?"

„Doch ich will noch mehr wissen. Wer ist sie?"

„Sie ist die Witwe eines alten Grafen von Ellas, dessen Schloß sie geerbt hat und wo sie jetzt lebt."

„Eine Witwe," wiederholte Malthus etwas enttäuscht, „also wohl nicht mehr jung."

„In der That, mein Freund," sagte Lettow, „sie that weise daran, ihr Haupt zu verschleiern, denn der Zähne sind wenige, die ihr die Jahre gelassen, und der Runzeln sind viele, welche dieselben statt dessen schenkten."

„Das erzähle Deinen Freunden wieder," sagte Leona, der vor Lachen die Thränen in den Augen standen.

„Ist sie wirklich eine Orientalin von Geburt?" frug Belsay boshaft.

„Das fragen Sie sie selber!"

„Es muß so sein, denn so gingen, so sprachen, atmeten, erschienen die Frauen, die ich im Orient sah."

„Und ich kann Ihnen versichern, daß ich Gräfin Gisela zum erstenmal als Türkin sah," versetzte Leona, „und daß es mir bisher nie einfiel, sie habe einen orientalischen Typus."

Jetzt erklang eine Glocke und der Vorhang hob sich wieder. Fast bestürzt sahen alle hin, denn die Türkin hatte sich in eine Italienerin verwandelt, welche, die Mandolinata im Arm, auf einer Moosbank unter blühenden Myrthen und dunklen Orangenbäumen ruhte, den Kopf nachdenklich in die Hand gestützt, das viereckige, weiße Tuch über der Stirn. Im Hintergrund sah man eine der reichen träumerisch schönen Landschaften Oberitaliens. Vor der ruhenden Gestalt standen und lagen bunt durcheinander weiße Marmorstatuetten und Vasen, Ölgemälde, Staffeleien, Bücher und Musikalien.

Sie hatte ein seltsam fesselndes Gesicht, diese Italienerin, ein Gesicht, dessen dunkle Augen geheimnisvoll, ernst, unergründlich blickten, ein schmales, zartes, ovales Antlitz mit feinen Zügen und einem schwermütigen Ausdruck. Sie sang mit wunderbar schöner Stimme ein Lied, welches die leisen Töne der Mandolinata begleiteten. Sie sang von Roms einstiger Größe und Herrlichkeit, von seinem Untergang und Verfall. Sie schilderte die Blüte der Kunst, wie sie einst in Italien geherrscht. Während sie sang, blickte sie auf Leon, — und dieser schlug die Augen nieder. Er konnte diesen schwermutsvollen, zauberhaften Blick nicht aushalten. Ihm schwindelte dabei. Nach der Klage nahm das Lied eine andere Wendung. Und doch, hieß es darin, treibt es jeden Künstler nach Rom. Noch ist die Quelle nicht ganz versiegt. Aus der Erinnerung an die einstige Blütezeit schöpfen noch Tausende Belehrung und Begeisterung; — so komme auch Du — junger Meister aller Künste. Italien schüttet Dir seine Schätze zu Füßen, — komm zu ihr und sieh selber, was noch geblieben ist von der vergangenen Herrlichkeit!

Die Sängerin schwieg und erhob sich, zu gleicher Zeit erschie-

nen zwei Pagen, welche alle die Geschenke dem vor Staunen sprachlosen Brautpaar vor die Füße legten und sich dann zurückzogen, der Vorhang fiel.

Von wo kamen diese kostbaren Geschenke? Kein Mensch wußte es. Die Obristin konnte nur so viel sagen, daß dieselben am Morgen, in Kisten verpackt, von der Bahn gekommen seien. Ein Absender war nicht genannt. In einer Vase befand sich ein in italienischer Sprache geschriebener Brief, in welchem Leon von Werther gebeten wurde, die kleine Hochzeitsgabe eines Freundes in Italien freundlich aufzunehmen und das schöne Land bald selber aufzusuchen. Dieser Brief war „Neapel" überschrieben und die Kisten mit italienischen Bahnzetteln überklebt. Gräfin Gisela hatte bei ihrer Ankunft sich sogleich bereit erklärt, eine passende Übergabe zu improvisieren. Alles dieses half aber noch nicht zur Lösung des Rätsels, und der einzige, der darum wußte, verstand zu schweigen.

Die Gesellschaft erhob sich jetzt und eine schmetternde Musik im großen Saal verkündigte den Anfang des Balles. Dann öffneten sich die Flügelthüren, — die Sängerin trat ein, — nicht mehr Türkin, nicht mehr Italienerin, sondern eine vornehme, schöne Frau, welche anmutig grüßend, nach neuester Mode gekleidet, durch die Reihen schritt, mit dem sicheren Anstand einer Königin, am Arm des Obersten, welcher sie den älteren Damen vorstellte.

Sie war bald belagert von Tänzern. Jeder wollte wenigstens das Glück haben, mit ihr drei Worte zu wechseln, ihr nur einmal in diese Augen zu sehen, die eben noch so sanft und ruhig blickten, im nächsten Augenblick funkelten und schillerten in fast metallischem Glanz, dann wieder so harmlos fröhlich lachten, dann wieder in tiefem Schmerz, selbstvergessen den andern ansahen und plötzlich im tollem Übermut aufblitzten.

Sie tanzte den ersten Tanz mit Lettow. Die beiden schienen sich sehr genau zu kennen. Sie sprachen in vertraulichem Ton zusammen und saßen in den Pausen auf einem Sofa, welches halb von einer Blumenetagere verdeckt war. Die Gräfin warf sich in die weichen Kissen, daß die lange Schleppe ihres meergrünen, mit weißen Spitzen überdeckten Kleides, das eng und knapp die Feengestalt umschloß, sich wie eine glänzende Welle über das ganze Sofa breitete. Lettow nahm mit großer Gemütsruhe die Schleppe fort und setzte sich neben sie.

„Sie sind heute zum Verlieben schön, Kousine Gisela," sagte er, indem er der Dame den mit Juwelen verzierten Fächer aus der Hand nahm und denselben auf und zuklappte.

„Heute?" sie sah ihn strafend an. „Gibt es Tage, wo ich es nicht bin?"

Lettow lachte belustigt und fächelte sich Luft zu. Die Gräfin bog einige Blumenblätter beiseite und spähte durch die Lücke.

„Nun, George, so lassen Sie doch meinen Fächer; geben Sie mir lieber etwas Aufklärung über die Gesellschaft, in die ich geraten bin, vor allen Dingen, was ist Ihre Schwiegermama eigentlich für eine Frau? Ich frage zuerst nach ihr, denn ich sehe schon, sie führt das Regiment im Hause."

„Ganz recht! Sie führt auch das Regiment außer dem Hause, oder besser gesagt, sie stopft ihm die Strümpfe."

„Wem?" — „Dem Regiment." — „So ist dies ihr Steckenpferd? — Sie trägt die Uniform, daran sah ich das schon. Nun — sie ist gut, was man so in der Welt gut nennt. Nicht wahr?"

„Eine prächtige alte Dame, die sich ihr Lebtag für das Regiment geopfert hat. Leider vergaß sie dabei nur, daß sie eine Tochter habe, vergaß es, diese Tochter zu erziehen, und muß nun zusehen, wie diese Tochter, gegen ihren Willen, den größten Nichtsnutz des Regiments, nämlich mich, heiratet!"

Gräfin Gisela lächelte. „Nun, Sie sollten für diese „Vergeßlichkeit" dankbar sein. Doch mit alledem weiß ich noch nicht, womit man ihr gefällt — womit mißfällt."

„Man gefällt ihr durch Interesse für's Regiment, vor allem dadurch, daß man ihren Neffen, den jungen Tanne, kajoliert. Sehr schwer ist die Aufgabe nicht," Lettow lächelte boshaft, „ich werde Ihnen den Jüngling zeigen, wenn er vorübergehen sollte."

„Ganz schön. Also das Regiment — und der Neffe. Ich denke, ich werde ihre Zufriedenheit erwerben. Sie ist einst sehr wild gewesen, nicht wahr?"

„Ja, — und ist jetzt sehr streng gegen solche, die über die Schnur hauen. Das pflegt so zu gehen."

„Ah bah, ich werde mich trotzdem amüsieren."

„Gott bewahre uns! Kommen Sie mit dieser Absicht her? Na, ein reiches Feld der Thätigkeit liegt vor Ihnen. Alle diese guten Leute wissen noch nicht, daß Gräfin Gisela ihr Herz in

den Augen, nicht in der Brust trägt! Der Moment, wo der einzelne dies entdeckt, ist das, was sie „amüsieren" nennen. Nicht?"

„Was für abgeschmacktes Zeug Sie da reden!" die Gräfin lachte leise vor sich hin, „verlangen Sie etwa, ich sollte mein Herz jedem dummen Jungen vor die Füße werfen?"

Lettow machte sich aus dem „dummen Jungen" sehr wenig, wenn er von so lieblichem Lächeln begleitet ausgesprochen wurde. „Ich verlange bloß, daß Sie nicht solch eine allerliebste Schlange sind, Frau Gräfin," gab er den Hieb direkt zurück.

Die Gräfin lachte silberhell auf. „Nun, das muß ich gestehen! Wir unterhalten uns in sehr gewählten Ausdrücken, lieber Vetter. Lassen wir dies Gespräch lieber ruhen. Befriedigen Sie meine Neugierde. Wer ist der schlanke Antinous dort, mit den braunen Locken und dem kecken Schnurrbärtchen. Er spricht mit der kleinen Stella. Ein hübscher Junge. Und sie ist so verschwenderisch mit Lächeln und Erröten, daß ich an Stelle ihres Verlobten etwas eifersüchtig würde."

„Wo denken Sie hin, Kousine! Ich muß Sie ernstlich bitten, in unserm soliden Kreise nicht an derlei zu denken. Der junge Antinous ist ihr Bruder, Malthus von der Edlen Tanne."

„Ah! — Der Neffe."

„Ganz recht, der Neffe. Er ward von meiner liebenswürdigen Schwiegermama sehr gut erzogen, denn er gehörte in's Regiment. Er ist ein lieber Junge. Geben Sie sich Mühe mit ihm, so können Sie in vier Wochen einen firmen Galgenstrick aus ihm machen."

Die schöne Dame sah ihn mit ihren goldglänzenden, wunderbaren Augen zürnend an, sie war sehr böse über diesen frivolen Scherz.

„Welch ein schlechter Mensch Sie sind, Vetter!"

Lettow faltete sofort die Hände und sah demütig vor sich nieder. „Wie Sie befehlen, Madame. Ich merke, Sie wünschen, das Gespräch in anderm Ton fortzusetzen."

„Gehen Sie! — Welche Miene!"

Jetzt lachte er boshaft. „Teure Kousine. Wir kennen uns seit frühester Kindheit, — also spielen Sie vor mir nicht Komödie. Wenn dieser Junge Ihnen gefällt, so weiß ich, daß Sie kein größeres Vergnügen kennen werden, als ihm seine frommen Grundsätze, die wackelig genug sind, ganz umzustürzen."

„Also ist er charakterlos?"

„Das nicht, aber leicht beeinflußt. Er hat einen noblen Trieb in die Höhe und ist durch liebe Tanten, Großtanten und Pflegetanten stets unten gehalten worden. Es steckt Feuer in ihm, Kousine, oh, er könnte ein leidlich amüsantes Spielzeug für Sie abgeben."

„Eine hübsche Art, um mich bei der Mutter des Regiments angenehm zu machen!"

Lettow blickte erst scharf nach allen Richtungen, aber die durcheinander wirbelnden Paare und die rauschende Musik erlaubten ihm, ungehindert fortzufahren: „Unter uns gesagt, schöne Kousine, ist es durchaus nicht notwendig, daß Sie sich um die Gunst der Mama bewerben. Unser Heerlager besteht aus zwei feindlichen Parteien. Der einen steht obige Dame vor, der anderen, rebellischen, präsidierte bisher Frau von Belsay. In Zukunft wird Leona Spitzführerin sein und ihrer lieben Mama Widerpart halten!"

„Erklären Sie sich deutlicher."

„Sehr gern. Sie werden bald einsehen, daß unter der Regierung unserer lächelnden Königinmutter ein vernünftiger Mensch nicht leben kann. Sie steckt ihre Nase in alles. Das inkommodiert. Sie weiß nicht nur, wie viel Schnupftücher ich habe, sie muß auch wissen, wie oft ich in die Kirche gehe und wie viel Wein ich vertrage. Sie kennt den besten Reiter unter den Gemeinen, sie kennt aber auch die Säufer. Wer ihr nicht nach Wunsch ist, bekommt eine Strafpredigt. Der Oberst ist klug genug, ihr nie zu widersprechen, sich aber auch nicht von ihr beeinflussen zu lassen. Leider gibt sie aber im Hause den Ton an, und wenn sie auch nicht zu schikanieren versteht, dazu ist sie zu hitzig, so versteht sie es doch, einem die Freude am Leben zu versalzen, und ist und bleibt immerhin — die Obristin! So hat sich nach und nach ein kleiner Kreis von solchen gebildet, die sich der mütterlichen Kontrolle entziehen und nicht jedesmal erst bei Mama um Erlaubnis bitten, ehe sie Wäsche wechseln. Ich gehörte auch dazu, und da ich „Räuberhauptmann" war, d. h. ein bischen wilder als die anderen, so war ich der Mutter des Regiments ein Fels der Ärgernisse. Und gerade ich wurde ihr Schwiegersohn. Es war wahrlich nicht ihre Schuld, daß ich's wurde, — und doch bloß ihre Schuld. Leona gefielen nun einmal die schwarzen Schafe der Herde besser als die weißen und sie kam förmlich in's feindliche Lager herüber, begann für Frau

von Belsay zu schwärmen und sich mit den Marfordschen Damen zu befreunden, und dieses alles sehr zum Ärger der Frau Mama, welche nun einmal gern über lauter Engel kommandieren möchte. Doch bei alledem — Regiment bleibt Regiment und darum keine Feindschaft nicht. Die unartigen Kinder essen schließlich in jedem Hause mit den artigen an einem Tisch und müssen es sich nur gefallen lassen, daß die Mama sie mit Seufzen ansieht."

„Ich danke Ihnen, Vetter, ich bin orientiert," versetzte die Gräfin und nickte nachsinnend mit dem Kopfe. „Ich mußte das alles wissen, denn da ich Leonas stürmischen Bitten, einige Zeit mit Ihnen zu verleben, nachgab, so frug ich erst nach, welcher Art die Gesellschaft hier ist."

„Ich rechne auf Ihre Hilfe, Kousine," sagte Lettow, „Leona ist launisch. Heute spielt sie Maskerade, morgen betet sie. In letzter Zeit hat sie Anfälle von Ernsthaftigkeit, die mir nicht gefallen."

„Ernsthaft? Nun, wahrlich, sie strahlt ja! Wie schön sie aussieht! Sie haben gut gewählt, Lettow, das Kompliment kann ich Ihnen machen!"

„Ich denke, ich hatte stets einen leidlichen Geschmack, und da ich Sie nicht bekam, Kousine, so nahm ich die schönste, die ich nach Ihnen bekommen konnte!"

„Welch ein Narr Sie sind!" Gräfin Gisela stützte das Kinn auf den Fächer und blickte ihn durch den schwarzen Schleier ihrer Wimpern lächelnd an. Dieser Blick glänzte wie geschmolzenes Gold.

„Ich sollte Sie eigentlich hassen, Gisela," fuhr er gleichmütig fort.

„Und weshalb?" frug sie ruhig.

„Sie haben einen schlechten Menschen aus mir gemacht."

„So!" Sie lächelte ihn immer noch mit unbefangener Ruhe an.

„Soll ich dem jungen Malthus etwa als warnendes Beispiel erzählen, wie es dazumal war, als „Vetter George" noch zu Ihrem Amüsement diente?"

„Oh bitte, erzählen Sie es ihm doch!"

Lettow lachte. „Nein, seien Sie ganz ruhig. Ich werde ihm im Gegenteil erzählen, welch eine liebe, gute Dame Sie sind. Ich wünsche sehr, ihn „zu uns" herüberzubekommen. Bisher hat er tapfer widerstanden, aber was zehn gute Kameraden in fünf Jahren nicht vermocht haben, das kostet Ihnen ja nur einen Blick."

„Spotten Sie nicht. Sagen Sie mir lieber, wer jener Fürst dort ist. Er spricht mit dem Obersten und wendet uns den Rücken. Ich habe eine Vorliebe für Menschen, die gut gewachsen sind."

„Dieser Fürst heißt Adlerstein und ist mein Rittmeister."

„Welcher Partei gehört er an?"

„Der? Sein Fell ist so weiß wie die Kürassieruniform, die er früher trug. Lassen Sie den nur ganz aus dem Spiel. An ihm ist ebenso wenig „Herz" wie an Ihnen."

„Schroffe Charaktere habe ich gern."

„Da empfehle ich Ihnen die Bekanntschaft meines Schwagers Leon," versetzte Lettow ironisch, „denken Sie aber nicht, bei Adlerstein auf Schroffheiten zu stoßen. Er ist bloß hölzern und schweigsam. Doch kann er auch reden, — man muß nur nicht vom Ballet anfangen. Unter uns gesagt, ist er ledern. Dennoch sind alle Frauen wie närrisch auf ihn, bloß weil er ein altdeutsches Rittergesicht hat und sich gut hält."

„George, wir haben unverantwortlich lange geschwatzt. Kommen Sie. Ich glaube, der Tanz wird bald zu Ende sein, mein zweiter muß um der Gerechtigkeit willen jenem Jünger der Kunst gehören, der die andere Bräutigamsrolle spielt!"

„Da müssen Sie ihm große Avancen machen. Bruder Leon ist spröde wie ein Mägdlein und von edler Verachtung alles weltlichen Treibens erfüllt!"

Jedes Auge folgte, sowie sie wieder erschien, der Elfengestalt, die so leicht wie ein Vogel über das Parkett schwebte. Als der Tanz beendet war, eilte Lettow, sich Stella für den nächsten zu sichern, und Gräfin Gisela blieb mit Leona und den Schulfreundinnen bis zum Beginn des nächsten Tanzes in einem Seitenkabinett und war bald mitten in dem lebhaften Erinnerungsgeplauder, als die Musik von neuem begann.

„Wie ich höre, ist Dein Bruder ein Sonderling, liebe Leona, vielleicht auch beleidigt, daß ich ihm, dem Sohn des Hauses, nicht den ersten Tanz gab, doch Lettow kam ihm zuvor. Nun muß ich's gut machen. Wo ist er?"

„Leon? Ach, du lieber Himmel! Ich habe ihn zuletzt in der Fensternische rechts von der Thüre gesehen. Vermutlich steht er noch da. Bemühe Dich doch nicht um ihn, Gisela!"

Leon stand, in Nachsinnen verloren, am Fenster, als eine

seidene Robe heranrauschte, ein duftender Fächer seinen Arm berührte und die weiche, melodiöse Stimme, welche sein Künstlerohr wie Musik berührte, leise und scherzend frug:

„Sind Sie böse auf mich, Herr von Werther? Hier bin ich, um abzubitten!" Er starrte sie wortlos an.

„Ich war unartig gegen Sie, indem ich Lettow den ersten Tanz gab," fuhr die Gräfin fort.

„Wie hätte ich denn darauf rechnen dürfen?" war die Antwort. Sie hörte aus seinem Ton alles heraus — seine Stellung im Hause — und seine Verbitterung!

„Der Sohn des Hauses, — der Held des Festes, darf doch wohl am ersten darauf rechnen, daß ihm ein Tanz gewährt wird," sagte sie gütig.

Leon atmete tief auf, er rang förmlich nach Luft, so beängstigte ihn die Gegenwart dieser wunderlieblichen Frau.

„Ich tanze aber nicht," murmelte er endlich — und schalt sich selber innerlich einen Narren wegen dieser Äußerung.

„Sind Sie so stolz und unversöhnlich?" frug Gräfin Gisela lächelnd.

„Oh nein, — nein, aber wie kann ich denn ... ich — ich ..."

Der ruhige, kalte Leon, dessen Stolz es war, daß alle, die ihn kannten, ihn für älter hielten, als er war, stand wie ein stammelnder Schuljunge vor der Gräfin. Diese aber lächelte gar nicht, sie sah ihn nur treuherzig an.

„Nun, wenn Sie nicht tanzen, so können wir doch plaudern," sagte sie harmlos und setzte sich, während Leon befangen stehen blieb. „Setzen Sie sich doch. Ich möchte Sie kennen lernen, ich möchte mit Ihnen von Italien plaudern, wo ich die glücklichsten Jahre meines Lebens verbracht habe. Waren Sie dort?"

„Nein, — noch nicht."

Er fühlte sehr gut, daß es jetzt geziemend wäre, der schönen Frau für die Vorstellung zu danken, durch welche sie ihn und Stella gefeiert hatte. Aber die Rückerinnerung an ihre Erscheinung und an ihren Gesang nahm ihm den Atem.

„Ich war vor vier Jahren mit meinem Mann in Italien," fuhr die Gräfin fort, „wir reisten über Mailand und Florenz nach Rom und blieben einen ganzen Winter dort. In unserm Hause war stets ein Kreis junger Künstler, Schriftsteller und

Gelehrter versammelt, denn Graf Ellas, mein Mann, war selber Kunstkenner. Ich befand mich damals in einem Zustande enthusiastischer Schwärmerei, infolge dessen ich alles anbetete, vor allem in Andacht zerfloß und urteilslos bewunderte. Käme ich jetzt wieder hin, ich würde versuchen, mehr zu lernen. Die Glut des Enthusiasmus verrauscht, man behält die Erinnerung an eine unaussprechlich glückliche Zeit, — aber das Wissen wird nicht bereichert."

Sie hielt inne und blickte forschend auf den blassen jungen Mann, welcher seinerseits die Augen niederschlug.

„Sind Sie auch ein Schwärmer, mein junger Freund?" frug sie dann.

„Ich weiß es nicht," murmelte Leon.

„Sie erinnern mich lebhaft an einen jungen Bildhauer, welcher in Rom viel bei uns aus und einging. Er hatte ganz dieselben langen, braunen Locken und denselben schwermütigen Gesichtsausdruck. Der arme Junge war mein besonderer Liebling. Er war vornehmer Leute Kind und sein Vater hatte ihn enterbt, weil er nicht leiden wollte, daß sein Sohn Bildhauer würde. Sehen Sie, so kann der Schein trügen. Sie gleichen diesem armen jungen Mann, nicht gerade den Zügen nach, sondern im Ausdruck. Begegnete ich Ihnen, ohne Sie zu kennen, ich würde mir einbilden, ich könnte Ihnen ein trauriges Schicksal an der Stirne ablesen. Statt dessen sind Sie der glückliche Sohn herrlicher Eltern und der gewiß von vielen beneidete Verlobte des lieblichsten Engels. Ihre Braut entzückt mich. Der Kontrast der ernsthaften Augen und des frischen Kindergesichts ist reizend."

„Ja," stammelte Leon. Eine geistreiche Antwort fiel ihm nicht ein. Die Gräfin plauderte harmlos weiter.

„Wie mir Leona sagte, wohnen Sie idyllisch. Ich werde Sie besuchen. Ich schwärme für Künstlerehen, soviel die Welt daran tadelt. Es weht doch ein duftiger Zauber über einem Leben, das höhere Interessen und Zwecke hat als die alltägliche Arbeit in Küche und Keller. Wenn mir's bei Leona zu bunt und menschenvoll wird, dann flüchte ich mich in Ihre Roseneinsamkeit."

Die frische, laute Stimme der Obristin kam jetzt in die Nähe. „Aber wo ist denn die Gräfin? Ach hier! Wahrhaftig, Sie schwärmen mit Leon den Mond an! Meine beste Gräfin, — unter meinen Husaren droht Meuterei über Ihr Verschwinden auszubrechen."

„Wie schmeichelhaft!“ lachte Gräfin Gisela und erhob sich. Sie drehte sich im Fortgehen noch einmal um und nickte Leon mit freundlicher Herablassung zu; dann ging sie am Arm der Obristin fort.

XII.

Das Souper war angesagt, alles erhob sich, die Damen wehten ihren glühenden Wangen Kühlung zu, die Herren eilten hin und her, ihre im Voraus engagierten Tischnachbarinnen zu holen. Auch Leona, welche bisher inmitten eines bunten Kreises gesessen und sich lebhaft unterhalten hatte, erhob sich jetzt und legte, ohne aufzublicken, ihren Arm in den Adlersteins, welcher sie zum Souper und Souperwalzer engagiert hatte. Es war ausgemacht worden, daß die Brautpaare nicht neben einander sitzen sollten, weil das, wie Leona erklärte, zu langweilig sei. Die arme Stella, welche den ganzen Ball über nichts von Leon gesehen und viel hatte tanzen müssen, ging jetzt etwas getröstet zur Tafel, denn Malthus hatte sich ihrer erbarmt und war Lettow zuvorgekommen, welcher sich unendlich darauf gefreut hatte, das schüchterne Mädchen etwas „zum Reden“ zu bringen. Er sah diese edle Absicht vereitelt und engagierte Antoinette Marford, mit welcher er sich stets, wenn auch in ganz anderer Weise, sehr gut unterhielt. Gräfin Ellas blieb der Mittelpunkt der Gesellschaft und man erfuhr endlich Näheres über sie durch die alte Frau von Lettow-Eulenburg, welche nicht genug rühmen konnte, wie ihre junge Kousine auf ihrem Schlosse Wildstein, einer zweiten Landgräfin Elisabeth gleich, Schulen und Waisenhäuser gebaut habe und armen Kindern selber Stricken und Lesen lehre, auch fromm sei bis zum Enthusiasmus und aus eigenen Mitteln in Wildstein eine katholische Kirche gebaut habe, wo sie täglich zur Messe gehe und sich eine große Gemeinde versammele. Wenn auch die sehr evangelisch gesinnten Damen Altstadts bei sich meinten, eine protestantische Kirche sei besser, so war es doch immerhin ein ganz unerwartetes neues Licht, in dem die schöne Gräfin plötzlich dastand. Kein Mensch hätte das von ihr erwartet.

Unterdessen ging es an den beiden anderen Tafeln sehr heiter zu. An der einen war Leona die Anführerin, an der anderen bildete Malthus mit seiner unverwüstlichen Laune den Mittelpunkt der Unterhaltung.

Während des ganzen Soupers sprachen Leona und ihr Tischnachbar nicht ein Wort miteinander. Er hätte es sicherlich gerne gethan, aber sie stürzte sich mit nervöser Hast in irgend eine, noch so bunte allgemeine Konversation, sowie er nur den Kopf nach ihr wandte, und das Bewußtsein, daß er diese Art Unterhaltung innerlich tadle, machte die Sache nicht besser, denn nun ärgerte sie sich und wollte ihm zeigen, daß sie sich nichts daraus mache, — und bereute doch jedes Wort, was sie gesprochen hatte!

Als er sie nach dem Souper in den Tanzsaal zurückführte und sich mit ihr in die Reihe der Tanzenden stellte, fühlte er, wie ihr Arm auf dem seinen zitterte. Er beugte sich zu ihr herab und sah, wie sich ihre Augen mit Thränen füllten. Sie senkte wieder schnell und scheu den Blick.

„Was fehlt Ihnen?" frug er freundlich.

„Ich ärgere mich über mich selbst," versetzte sie mit einem erzwungenen Lächeln, welches große Ähnlichkeit von Schluchzen hatte.

„Nun und weshalb?" forschte er.

„Sie werden es wohl wissen! Ich habe mich so benommen, wie ich mich gar nicht benehmen wollte!"

„Das glaubte ich zu bemerken!"

„Denn," fuhr sie fort und versuchte zu scherzen, „ich habe mir nämlich vorgenommen, anders zu werden. Ich habe mir das seit jenem Schreckensabend vorgenommen! Ich will solide und vernünftig werden. Ich will fromm werden . . . lächeln Sie nicht," es fiel ihm übrigens gar nicht ein, zu lächeln, „ich habe manches von Gisela gelernt, was ich nicht hätte nötig gehabt zu lernen. Dieses eine lernte ich nicht von ihr. Ich will auch das noch lernen."

Es flog wie ein Schreck über Adlersteins Gesicht. „Lernen Sie nichts mehr von ihr, ich bitte Sie!" sagte er hastig.

„Ich weiß schon, was Sie meinen," unterbrach ihn Leona mit bebenden Lippen, „ich weiß sehr gut, was dies sagen will, dasselbe, was Sie mir, wären Sie aufrichtig gewesen, schon an jenem Abend hätten sagen müssen, nämlich, daß Sie mich ver-

achten, nicht mir zürnen, oh nein, dazu bin ich Ihnen ja zu gleichgültig, aber Sie denken gering von mir — Sie — oh ich weiß alles sehr gut!"

Und gewaltsam ihre Thränen zurückdrängend, sprang sie hastig auf und verließ ihn. Sie war in ihrem Herzen so erzürnt auf ihn, als hätte er ihr Wunder was zu leid gethan!

Ein weicher, geschmeidiger Arm hielt sie auf, wie sie so unter die Gesellschaft geriet, sie wußte selbst nicht wie.

„Wohin denn, mein Herzchen?" frug die Stimme der Gräfin scherzend, und Leona, wie aus einem Traum erwachend, sah sich inmitten einer Gruppe, die von Lettow, Antoinette, Gabriele und der Gräfin gebildet wurde.

„Nennst Du das nicht desertieren?" frug Lettow lachend, „sage uns jetzt, im Vertrauen, was bedeutete soeben Dein Monster-Erröten, welches die ganze Gesellschaft darob in Zweifel geraten ließ, wer hier den „Bräutigam" spielt."

„Ich habe mich wieder über Adlerstein geärgert," sagte Leona aufgebracht.

„Recht so! Anstatt aber davon zu laufen, hättest Du ihn fordern sollen wie Frau von Belsay neulich den unglücklichen Lüttow. Kennen Sie diese famose Geschichte noch nicht, Kousine Gisela? Sie passierte noch vor der Wette, die so schmerzlich ablief für den Geldbeutel, den Pferdestall und das Gattenherz des tapferen Rittmeisters. Ich glaube, Lüttow erlaubte sich, der Frau von Belsay zweimal die Hand zu küssen. Kurz, die Dame fühlt sich plötzlich beleidigt und fordert den Leutnant."

„Und ganz im bitteren Ernst," fiel Antoinette plötzlich ein, „sie ließ sich nicht irre machen. Sie bestimmte Zeit und Waffen, — sie schießt ausgezeichnet mit Pistolen und ficht noch besser."

„Und schlug sich?" fragte Gräfin Gisela, deren Augen zu blitzen begannen.

„Nein, statt ihrer mußte sich der Rittmeister selber schlagen, es blieb ihm nichts übrig, denn seine Frau blieb dabei, sie sei beleidigt, und es ging denn doch nicht an, daß diese Beleidigung ungesühnt blieb."

„Frau von Belsay soll zu Lüttow gesagt haben: wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so verweigern Sie mir doch nicht wie ein Feigling persönliche Genugthuung!" fiel Gabriele ein.

„Nun, und was wurde schließlich?“ frug die Gräfin neugierig.

„Nun, Belsay schoß seinem lieben Freunde das Ohrläppchen blutig, — das genügte!“

„Meisterhaft!“ sagte die Gräfin tiefaufatmend, „um einen solchen Schuß würde ich ihn mein lebenlang beneiden, wäre ich seine Frau.“

„Schön, Kousine, so haben Sie die Güte und fordern Sie statt meiner den Rittmeister,“ sagte Lettow lachend.

„Was hat er Dir gesagt?“ frug die Gräfin und zog Leona zu sich heran.

„Ach, — es war nichts Besonderes,“ sagte diese ausweichend.

„Unser lieber Freund ist manchmal etwas väterlich,“ bemerkte Lettow gelassen, „das können junge Damen nicht vertragen! Übrigens hast Du nur über meine Pistolen zu verfügen, Leona,“ fügte er in einem Ton hinzu, welcher sie schaudern machte.

„Ich glaube, Du bist von Sinnen, George!“ sagte sie zornig und ging fort. Er sah ihr achselzuckend nach. Die Musik begann wieder und Leona's Tänzer stand, wie aus der Erde gewachsen, vor ihr. Er war vollkommen ruhig und that, als wäre gar nichts geschehen. Sie tanzten und kamen dabei an Lettow und der Gräfin vorbei — und diese schwebte mit einem sonderbaren Lächeln an ihnen vorüber.

Als sie hielten und Leona schnell atmend und mit niedergeschlagenem Blick an einem Pfeiler lehnte, sagte ihr Tänzer bittend: „Vergeben Sie mir meine Worte von vorhin, Fräulein Leona. Dieselben waren nicht böse gemeint.“

„Sie waren sehr deutlich.“

„Noch deutlicher gesagt, sollten sie vielleicht heißen: „Sie waren früher glücklicher als jetzt.“ Ich würde Ihnen so gerne Ihr einstiges, fröhliches, harmloses Kinderherz zurückwünschen.“

„Man kann nicht immer ein Kind bleiben, und wer sagt Ihnen, daß ich jetzt nicht zehnmal glücklicher bin als damals?“

Sie versuchte, trotzig zu sprechen, aber ihre Stimme zitterte. Adlerstein schwieg hierauf.

Leona wartete, ob er etwas sagen würde, doch sie erhielt keine Antwort. „Nun?“ frug sie endlich unsicher.

„Sollen wir nicht lieber hiervon aufhören?“ frug er freundlich, „ich fürchte, wir können uns nicht verständigen.“

„Ja — das glaube ich selber,“ versetzte sie gereizt, „vor

allen Dingen muß ich Sie nur bitten, nicht an meiner Zufriedenheit und meinem Glück zu zweifeln. Der Tanz ist auch zu Ende. Ich bitte, führen Sie mich zur Gräfin, ich weiß nicht, ob Sie ihr vorgestellt sind?"

Er verbeugte sich zustimmend und reichte ihr den Arm.

Der Kotillon war weniger animiert, als man hätte erwarten sollen. Der Grund hierfür war wohl, daß Leona sich nicht dafür interessierte. Sie, die sonst so erfinderisch war in den originellsten Touren, klagte über Müdigkeit und nahm fast keinen Anteil. Stella dagegen, welche von Adlerstein engagiert war, hatte nach und nach ihre Schüchternheit überwunden und wurde ordentlich gesprächig. Er war ja seit den Kinderjahren ihr guter Freund und was noch mehr war, er hatte Leon stets Freundlichkeit bewiesen und Verständnis für ihn gezeigt. Dann sprach er gern von Seraphine und ließ sich von Stella so vieles über diese Schwester erzählen, und sie war so glücklich, mit Gedanken und Worten aus dem Ballsaal entfliehen zu können.

Endlich schlug es zwei Uhr und alles war aus.

Der Sternheimsche Wagen wartete auch unter den übrigen und Leon kam und führte Stella zu demselben. Sie sah ihn schüchtern an, als er der Tante und dem Onkel herein half und dann auch ihr. Er sah so verwirrt und abwesend aus, daß Stella sich wunderte, bis ihr einfiel, wie unangenehm ihm ein solcher Abend war. Sie selbst war seelenfroh, daß alles vorüber und sie nun wieder durch die stille Nacht dahinfuhren. Die ganze Wichtigkeit des morgenden Tages trat erneuert vor ihre Seele, und während Leon in einem ihm selbst unerklärlichen Zustande unruhig sein Zimmer durchmaß und verworrene Bilder seiner Phantasie zurückdrängte, blickte Stella mit klopfendem Herzen zum Nachthimmel auf und träumte sich eine goldene Zukunft.

Onkel und Tante waren schweigsam, der erstere trauerte um den Verlust seines Lieblings, die andere dachte mit schwerer Sorge an die Folgen dieser so unverantwortlich leichtsinnigen Heirat.

Die Trauung sollte am nächsten Tage um zwei Uhr sein und die Sternheimschen waren gebeten worden, sich schon um elf in Altstadt einzufinden, da Stella und Leona zusammen Toilette machen sollten.

Für Stella war daher der Morgen voller Unruhe. Sie

hatte Abschied nehmen wollen von jedem Lieblingsplätzchen, von ihren Blumen, den Leuten, den Pferden und Hunden, — sie hatte still mit Seraphine sitzen und noch einmal plaudern wollen. Aber zu alledem war keine Zeit. Das bequeme Koupee, welches Oberst Werther geschickt hatte, um Seraphine abzuholen, stand schon vor der Thür, als Stella von einem schweren, unerquicklichen Schlaf erwachte und sich hastig anzog. Es blieb nur noch Zeit, zu frühstücken. Als die beiden Schwestern nebeneinander in dem Koupee saßen, seufzte Stella tief auf: „Wie sonderbar dies alles ist," sagte sie, „mir ist so bange und beklommen. Fürchtest Du Dich gar nicht vor den vielen Menschen, Seraphine?"

„Nein," sagte diese lächelnd, „ich bin aber auch nicht in Deiner Lage." Als die Wagen in Altstadt anlangten und vor dem alten Hause am Markt hielten, öffnete Malthus das Koupee und hob Seraphine heraus. An seinem Arm war sie sicher und er verstand es wie niemand sonst, die zarte Gestalt halb hebend, halb führend zu unterstützen.

Er brachte sie in das Wohnzimmer, wo die Obristin sie empfing, auf's Sofa placierte, Kissen, Decken, Fußbänke und Rollen holte und in ihrem Eifer, es ihr bequem zu machen, beinahe vergaß, ihre Eltern zu begrüßen. Auch Malthus hatte nur noch Augen für die Schwester und saß bald zu ihren Füßen, ihre Hand in der seinen.

Unterdessen ging es in Leonas Zimmer bunt genug her, denn jede ihrer Freundinnen wollte sowohl bei ihrer wie bei Stellas Toilette etwas zu sagen haben. Frau von Sternheim hatte dazwischen ihre Wünsche, z. B. daß Stellas Haar nicht gebrannt werde, daß ihre Schleppe nicht 6 Ellen lang sein möge und andere Dinge mehr. Die Obristin kam von Zeit zu Zeit in's Zimmer, sah sich eilig alles an, sprach ihr Gefallen oder Mißfallen in sehr kräftigen Worten aus und rauschte wieder ab, in einer schweren Atlasrobe in der Farbe des Regiments und mit dem Husarenschnitt der Taille, wie sie es nun einmal gewohnt war, denn es galt eine Hochzeit im Regiment, und die mußte in ehrender Weise begangen werden und war eine Wichtigkeit! Daß der Herr Schwiegersohn nicht nach dem Geschmack der Mama war, das kam hierbei nicht in Betracht.

Leona und Stella standen, fertig angezogen, im Zimmer der ersteren. Man hatte sie endlich für „schön genug" erklärt und

die jungen Mädchen waren davon geflogen, sich selber zu schmücken. Leona lehnte im Fenster und sah stumm, mit aufeinander gepreßten Lippen, hinaus. Stella saß mit Frau von Sternheim auf dem Sofa und beide sprachen leise zusammen. Die Obristin stand unschlüssig mitten im Zimmer. Was sollte sie ihrer Tochter sagen? Diese hatte bisher nur Vorwürfe über ihre Wahl von der Mutter zu hören bekommen. Sollte dieselbe die Wahl jetzt segnen? Sie verließ das Zimmer mit einem Seufzer. Sie war ja mit all ihrem liebewarmen, lebendigen Gefühl, mit ihrem guten, weichen Herzen doch dieser Tochter gegenüber so fremd geblieben, daß sich jetzt nicht so schnell ein Übergang finden ließ. Als Leona noch ein lebhaftes, entgegenkommendes Kind war, hatte sich die Mutter nicht um dasselbe gekümmert, — jetzt wies die Tochter jegliche Annäherung, jede Einmischung in ihr Leben kalt zurück.

Ein feiner, aromatischer Duft weckte Leona aus ihren Gedanken. Stella stand neben ihr und hielt zwei köstliche, wie mit Tau überhauchte Bouketts in den Händen. Das eine war von Orangenblüten mit einem Veilchenkranz in der Mitte, das andere war ganz weiß — eine halboffene, weiße Rosenknospe bildete den Mittelpunkt.

„Sieh nur, Leona, eben brachte jemand sie in einer Schachtel, wie wunderschön! Duften sie nicht betäubend? Schicken Leon und Herr von Lettow sie uns?" frug die junge Braut neugierig, während Leona die Bouketts anstarrte.

„Welches willst Du haben?" frug Stella, „nimm das mit den Veilchen, das sieht hübscher aus."

„Nein, das andere gehört mir!" sagte Leona hastig und griff danach.

„Ah! so weißt Du, von wem sie sind?"

„Ja, Adlerstein schickt sie."

„Und sollen wir sie mitnehmen?"

„Thue was Du willst," sagte Leona, sie wandte sich fort und betrachtete sich noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen im Spiegel. Dann sagte sie ruhig, fast spöttisch: „Ich glaube, es ist jetzt Zeit. Wir könnten unseren verehrten Herren sagen lassen, daß wir gewillt sind, unseren Nacken in's Joch der Ehe zu beugen."

„Wie blaß Du aussiehst!"

Leona stand ein paar Sekunden in Gedanken verloren, dann seufzte sie und warf sich in einen Sessel.

„Komm Stella, Schwester, sieh nicht so feierlich aus! Das ist die Sache nicht wert. Ob ich in meinem Zimmer blaue Tapeten habe oder grüne, bleibt sich schließlich gleich, — und was anderes als ein Wohnungswechsel ist die Ehe ja nicht."

„Wie Du redest!" sagte Stella entsetzt. Leona lachte und zog sie neben sich.

„Wie kannst Du nur so ernsthaft d'reinschauen. Doch ich vergaß, Du bist ganz namenlos selig und denkst in ein Paradies zu kommen! Ich will Deine Illusionen nicht zerstören. Wir wollen sehen, wer von uns weiter kommt!"

Sie wurden abgerufen und fortgeführt. Die Flügelthüren öffneten sich und die Paare traten in den Saal, beide Bräute in weißer Seide mit Myrtenkränzen in dem, vom duftigen Schleier halb verhüllten, blonden Haar, beide jung und lieblich; aber während Stella, tieferglühend, schüchtern zu Boden sah, war Leona auffallend blaß, trug das Haupt sehr hoch und sah sich mit ruhiger Sicherheit um. Sie ging zuerst zu dem Diwan, auf welchem Seraphine lag, beugte sich zu ihr hinab und küßte sie. Seraphine drückte ihr stumm die Hand, in ihren Augen standen Thränen. Der erste Wagen fuhr unten vor und die Gesellschaft ging hinab. Malthus führte Seraphine, für welche schon ein bequemer Sessel in die Kirche gebracht worden war. Die Gräfin Gisela war in großer Eleganz erschienen, sah ernst und feierlich aus und hatte heute einen Augenaufschlag, den sie nur ihren Madonnenbildern entlehnt haben konnte. Sie fuhr mit Leona und der Obristin zusammen, während die drei Geschwister in einem Wagen saßen und Stella still und träumerisch vor sich hinsah.

Seraphine ging es in der Kirche besser, als sie gedacht hatte. Das lange Sitzen griff sie freilich an, aber die Aufregung und Anregung hob ihre Nerven und gab ihr Frische und Kraft. Sie saß neben Frau von Sternheim, halb von einem mächtigen Pfeiler verborgen, und konnte doch so ziemlich alles sehen, ohne selbst gesehen zu werden.

Die beiden Paare standen vor dem Altar. Stellas glühende Wange schimmerte durch den Schleier, — Leonas liebliches Profil hob sich deutlich gegen die Uniform ihres Verlobten ab. Sie stand unbeweglich, wie eine Marmorstatue, so weiß, klar und still. Nur ein großes, ebenfalls schneeweißes Boukett, welches sie in

den zusammengelegten Händen hielt, zitterte leise. Lettow stand mit beinahe gelangweiltem Gesicht da, sein stereotyp malitiöses Lächeln paßte doch nicht recht vor den Traualtar, und ohne dasselbe sah er ziemlich nichtssagend aus. Von Leon konnte die stille Beobachterin wenig sehen, und doch hätte sie sehr gern gewußt, wie er aussah! Sie wollte so gern glücklich und zufrieden sein und sagte sich immer wieder, daß eine Hochzeit ja ein freudiges Ereignis sei und daß nur ihre Nerven schuld seien an dem beklemmenden Gefühl, welches ihr den Atem nahm.

Sie sah in die bunte Gesellschaft hinein. Die Brautschwestern mit ihren Führern, unter denen der braune Lockenkopf des jungen „Antinous" bemerklich war, umstanden im Halbkreis den Altar. Dann kamen die älteren Damen und Herren, unter denen das runde Gesicht der Obristin hervorleuchtete, wie sie mit Stolz auf ihre zahlreich versammelten „Söhne" blickte. Die Gräfin Ellas saß, den kleinen Kopf in die feine Hand gestützt, wie eine zauberhafte Feenerscheinung in einem alten, verschnörkelten, hochlehnigen Kirchenstuhl und sah ernst und sinnend vor sich hin.

Die lange, hölzerne Gestalt des braven Obersten lehnte steif wie ein Nußknacker in seinem Ehrenplatz. Er gab sich durchaus nicht die Mühe, seine Verdrießlichkeit zu verbergen, und sah aus, als gehe ihn die Hochzeit seiner beiden Kinder gar nichts an, mochten sie nun selber sehen, wie weiter kommen, er wusch seine Hände in Unschuld!

Neben ihm saß sein Schwiegervater, dessen unruhige Stimmung sich durch Husten und Räuspern kund that und am deutlichsten in seinem geröteten, gutmütigen Antlitz aussprach. Seraphine dachte mit Seufzen an die unvermeidliche Reaktion, die bei ihm nun nach vollbrachtem Werk folgen mußte!

Sehr nahe der stillen Beobachterin stand der Rittmeister von Adlerstein, hoch aufgerichtet, fest und ruhig, sich leicht auf den Säbel stützend. Er stand die ganze Zeit und folgte der Trauung mit ernster, ausschließlicher Aufmerksamkeit.

Jetzt endlich, — das vierfache Ja und der Segen waren gesprochen, die Neuvermählten erhoben sich von den Knieen, alle standen auf und verließen feierlich, zu Paaren geordnet, die Kirche. Während sich Frau von Sternheim noch nach Malthus umsah, stand Adlerstein schon neben ihnen, mit höflicher Herzlichkeit um

die Erlaubnis, Seraphine hinausgleiten zu dürfen, bittend. Die Erlaubnis wurde gern gewährt und er brachte sie sehr sicher und gut bis an die Kirchenthür, wo sie aber im Gedränge aufgehalten wurden. „Können Sie so lange stehen?" frug er besorgt. „Ich kann alles, so lange ich angeregt bin," versetzte sie lächelnd, und Frau von Sternheim bestätigte diesen Ausspruch. Es gelang endlich, an einen Wagen zu kommen, und als sich Seraphine hier mit blassen Lippen und zusammengezogenen Augenbrauen in die Polster lehnte, stieg er mit ein, denn er fürchtete, sie könnte ohnmächtig werden. Aber sie faßte sich sehr schnell. Alle drei schwiegen zuerst, denn die gewöhnlichen Redensarten, die man nach einer Hochzeit wechselt, wollten hier nicht passen. Endlich sagte Seraphine mit einem Lächeln, welches sich erst durch Thränen Bahn brechen mußte: „Gott gebe ihnen reiches Glück!"

„Ihnen ist darum bange," versetzte Adlerstein ruhig, „mir auch."

Es war merkwürdig, wie seine Zustimmung eben wohler that, als viele schöne billige Tröstungen es gekonnt hätten.

Über das andere Paar ward gar nicht gesprochen und so langte man an.

Leona und Stella standen im Saal, umwogt von der Gesellschaft, welche ihre Glückwünsche darbrachte. Stella sah man noch die vergossenen Thränen an. Leona war sehr liebenswürdig, sehr heiter, sehr animiert. Die Gräfin Ellas nahm ihr selber den Schleier ab und drückte ein duftiges, von Spitzen und Rosen zusammengewobenes Häubchen in das Haar, es kleidete sie zum Entzücken! Die Gräfin that dasselbe bei Stella, welche dazu scheu und ängstlich aussah. Mitten in dieser Beschäftigung wandte sie sich einmal um und hielt Leon ihre Hand hin. „Ich glaube gar, ich habe Ihnen noch gar nicht gratuliert," sagte sie, „aber nun sehen Sie hier, Ihr Frauchen, wie gefällt Ihnen dieser Schmuck? Ich wählte Vergißmeinnicht in die Haube, die Kleine sieht ganz wie ein Vergißmeinnicht aus. Ja, mein Engel!" und Gräfin Gisela küßte Stella mit unnachahmlicher Anmut auf die Stirn.

Dann kam das Hochzeitsdiner, zu welchem im Hofe die Trompeter bliesen, bei dem sehr viel Champagner getrunken und die etwas ernsthafte Stimmung aller Mamas und Papas durch desto größere Heiterkeit aller „Kinder" vertuscht wurde. Leona war die heiterste von allen, nun mußte sie ja beweisen,

daß sie glücklich war! Jener unbequeme, ernste Mann durfte um alles in der Welt nicht noch einmal sagen: „Sie waren früher zufriedener, — glücklicher.“ Und inmitten ihres sprudelnden „Glückes“ war ihr doch von Zeit zu Zeit so seltsam zu Mute, als läge eine Zentnerlast auf ihrem Herzen. War es denn nicht möglich, diese Zentnerlast hinweg zu schaffen?

Stella ihrerseits war still und glücklich. Nun war ja aller Trubel überstanden und sie war bald, erlöst von der Gegenwart fremder Menschen, mit Leon in „Rosenheim“, und ein köstliches Leben voller Poesie und gemeinsamen Schaffens lag vor ihnen! Leon an ihrer Seite war ebenfalls schweigsam, das war kein Wunder. Zwei Tage lang von einer bunten Gesellschaft umgeben zu sein, war mehr, als er ertragen konnte.

Lettow sah sichtlich gelangweilt aus und gähnte. Die Rede sei doch gar zu lang und stupide gewesen und die Luft in der Kirche zum Ersticken. Gräfin Gisela reichte ihm lächelnd mit einem schelmischen Blick ihr Riechfläschchen hinüber. Er aber rief nach besser frappiertem Champagner.

So sehr war es Gewohnheit aller, in der Obristin den Mittelpunkt zu sehen, daß auch dieses Diner mit einem Hoch auf sie endete. Sie dankte und sah wieder sehr strahlend aus, ließ ihrerseits das junge Paar leben und ermahnte Leona, dem „Regiment Ehre zu machen“, — in einem Ton, als spräche ein General zu einem neueingetretenen Leutnant. Da sie aber selbst ganz ernsthaft blieb und mit großer Lebendigkeit sprach, blieb auch Lettow nichts übrig, als seinen zuckenden Schnurrbart zur Ruhe zu verweisen.

Seraphine hatte sich schon vor dem Diner auf Leonas Zimmer zurückgezogen, denn ihre Kraft war fast zu Ende. Sie hatte indessen viele Stunden Zeit, sich zu erholen, und blickte mit ihrem süßen Lächeln auf, als endlich gegen Abend die Thüre sich öffnete und Leona, Stella und Leon hereintraten, um zu fragen, wie es ginge. Da die Geschwister wohl sahen, wie kostbar für Stella jetzt eine Stunde Alleinsein mit der Schwester sein mußte, so gingen sie nach wenigen Worten in das Nebenzimmer zurück. Beide hatten kein Verlangen, die Gesellschaft wieder aufzusuchen. Leona warf sich in einen Sessel, — sie blätterte in Albums und schob dieselben wieder fort. Ihre Blicke schweiften unruhig in

dem Zimmer umher, welches seit langer Zeit ihr Aufenthalt gewesen war, — an einem Fenster, in welchem eine Epheulaube von zierlichem Korbgeflecht stand, huschten sie stets scheu vorüber. Leon öffnete das Klavier und begann zu spielen, leise und phantasierend, wie es in der Dämmerstunde seine Art war. Als er aufhörte, sah er, daß Leona, über das Klavier gelehnt, ihm zuhörte und daß sie blaß war. Die Geschwister, die sich ihr lebenlang fremd geblieben waren und doch einen so wichtigen Lebensschritt gemeinsam thaten, sahen sich lange schweigend an. Dann, als Leon sich erhob, reichte ihm seine Schwester die Hand. Es war ein stummer, aber verständnisvoller Händedruck, den sie wechselten. Zum erstenmal in ihrem Leben verstanden sie sich — und fühlten Teilnahme für einander.

Leon ging mit einem Seufzer aus dem Zimmer und seine Schwester drückte ihre Stirn gegen die Scheiben und sah hinaus auf die dämmernde, enge Straße. Da trat Frau von Sternheim ein, und schnell durchgehend, rief sie im nächsten Zimmer: „Der Wagen wartet unten, Kinderchen, Ihr müßt Euch trennen, Seraphine kommt sonst zu spät nach Hause. Malthus fand ich nicht, da bat ich den guten Adlerstein, er möchte kommen und Dich über den Korridor führen. Ich denke, Leona wird nichts dagegen haben, wenn er in das Zimmer kommt. Wo ist sie?"

Leona gab hierauf keine Antwort, aber in ihren Augen blitzte ein schneller Entschluß auf. Es klopfte an — zwei — dreimal, da niemand „herein" rief, so öffnete sich die Thüre. Trotz der halben Dämmerung sah der Eintretende aber doch die helle, glänzende Gestalt am Fenster. Er zögerte.

„Kommen Sie herein. Seraphine bedarf Ihrer," sagte Leona mit unsicherer Stimme.

„Wo ist sie?" frug er.

„Im andern Zimmer. Ich werde gehen und ihr sagen, daß Sie hier sind."

Sie ging ein paar Schritte und blieb wieder stehen. Das Orangenboukett, welches sie in der Hand hielt, zitterte — noch viel mehr als in der Kirche.

Endlich hob sie rasch den Kopf.

„Herr von Adlerstein — darf — darf ich mir den Sinn dieses Blumenstraußes auslegen — wie ich will?" frug sie stammelnd.

„Und welchen Sinn wünschen Sie hineinzulegen?“ war die betroffene Gegenfrage.

„Ihr Ton zeigt mir deutlich genug, daß ich mich irrte,“ versetzte Leona jetzt mit zitternder Stimme, „Sie dachten sich nichts dabei, nun gut,“ sie wandte mit neuerwachendem Trotz den Kopf ab, aber diese Bewegung zeigte auch die in ihrem Auge funkelnden Thränen, „nun gut, ich kann schließlich auch ohne rührende Versöhnungsszene durch's Leben gehen! Um Ihre Vergebung betteln, nein, das kann ich nicht! Gehen Sie, gehen Sie! Man wartet auf Sie.“

„Verzeihen Sie, Frau von Lettow,“ war die herzliche Erwiderung, „wie konnte ich denn wissen, daß Sie in dem Bouket ein Zeichen meiner Vergebung zu sehen wünschten!“

Sie fuhr zusammen bei seiner Anrede, er war der erste, der sie bei ihrem neuen Namen nannte, und ihr fiel eben erst wieder ein, daß sie ja in der That verheiratet war.

„Nun, und weshalb schickten Sie mir dies — gerade dies Bouket?“ frug sie hastig.

„Sie sprachen manchmal seltsame Dinge aus in letzter Zeit,“ sagte er, „Sie setzten voraus, ich müsse Sie verachten, gering von Ihnen denken. Ich wollte Ihnen mit diesem Bouket sagen, daß meine herzliche Freundschaft stets dieselbe geblieben ist, und wenn ich die Gräfin Ellas anklagte, Ihnen das fröhliche, glückliche Herz geraubt zu haben, denken Sie, daß ich deswegen Ihnen einen Vorwurf machte? Ich habe Ihnen nie einen anklagenden Gedanken zugewandt. Also weshalb wünschen Sie meine Vergebung?“

Leona schwieg und sah zu Boden.

„Ich bleibe stets Ihr treuester Freund, Frau von Lettow,“ der Name fiel stets wie eine feine Scheidewand zwischen beide, „als solcher habe ich keinen wärmern Wunsch, als Sie glücklich zu sehen. Daher möchte ich auch alle etwaigen sorgenden Zweifel und Gedanken aus Ihrem Herzen entfernen. Beunruhigen Sie sich nicht. Daß Sie es thun, sollte mich fast freuen, es zeigt, daß Sie sich im Herzen doch nicht verändert haben, wie Sie sich äußerlich stellen. Gott sei mit Ihnen!“

Er reichte ihr die Hand in so ruhiger, freundschaftlicher Weise, wie nur ein älterer Bruder es gekonnt hätte. In Leona aber erwachte wieder ein großer Zorn. Er war und blieb doch ganz unausstehlich! Sie konnte ihn nicht leiden — sie haßte ihn! Es

fehlte nicht viel, so hätte sie mit dem Fuße gestampft. Da das sich doch nicht schickte, wandte sie sich fort und verließ das Zimmer. Sie hatte sich die Sache doch anders vorgestellt. Auf ihre Bitte um Vergebung hätte er sagen müssen: „Sie haben zwar mein Herz gebrochen, mich für alle Zeiten elend gemacht, — dennoch vergebe ich Ihnen!“ Sie bedachte nicht, wie vielen Grund sie hatte, ihm für seine ruhige, ehrerbietige Haltung dankbar zu sein!

Eine halbe Stunde später fuhr die ganze bunte Gesellschaft auseinander.

Herr von Lettow hatte sich eigens zu dieser Abfahrt einen funkelnagelneuen Wagen und ein Viergespann Isabellen angeschafft, und Leona sah als Königin dieser prinzlichen Equipage nicht wenig anmutig aus.

Am glücklichsten von allen war sicherlich Stella, als der Wagen vor dem stillgelegenen, rosenumrankten Häuschen hielt, Leon ihr heraushalf und beide ihr neues Heim betraten.

Die freundlichen Gärtnersleute, deren Herz Stella längst gewonnen, hatten um alle Thüren der niedlichen Stuben, um alle Spiegel und Bilder dicke Rosenguirlanden gemacht und auf dem runden Tisch stand ein blitzendes Service, ein Kessel brodelte über seiner blauen Flamme und frische Kuchen dufteten daneben. Die schönen Geschenke waren alle hergebracht und im Wohnzimmer aufgestellt. In allen Fenstern standen blühende Topfgewächse und durch die Scheiben glühte das Feuer des Abendrots, welches sich drüben, jenseits der Tannenhügel, ausbreitete.

Es war unmöglich, sich der traulichen, heimischen Atmosphäre, dem Einfluß der friedvollen Stille zu entziehen. Auch Leon atmete wie von einem Druck befreit auf, während Stella glücklich wie ein Kind durch die Zimmer eilte, alles besah, alles bewunderte und endlich mit strahlendem Lächeln an das Klavier zurückkehrte, wo Leon in den neuen Musikalien blätterte.

„Oh, Leon, Leon, wie herrlich ist dies alles!“ jubelte sie, „Du glaubst nicht, wie glücklich ich bin! Mein lieber, lieber Leon, bist Du auch so glücklich?“

Sie hatte beide Arme um seinen Hals gelegt und sah ihn fast bittend an.

„Ja, Stella,“ versetzte er nachdenklich, „ich möchte es wenigstens sein!“

„Du warst sehr unglücklich in diesen Tagen, nicht wahr? Der Menschentrubel ist Dir zuwider, ich weiß das ja. Ist diese Stille und Ruhe nicht köstlich! Ich atme förmlich auf!"

„War es vielleicht das?" er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, „nein, ich glaube nicht, daß es daher kam. Ich bin die Gesellschaften schließlich gewohnt. Nein, Stella, was mich quälte, war eine beklemmende Angst, ich ging wie ein Träumer umher, ich rang und suchte nach einem Ausdruck, einer Form, ich fand nichts."

„Suchtest Du etwa die Melodie eines Liedes? Jetzt wirst Du sie in Ruhe finden!"

Leon sah träumerisch vor sich hin.

„Nein, nein," sagte er abwehrend, „es war nicht Melodie, — es war nicht Bild, — es war kein Gedicht, — es war alles, alles zusammen. Vor mir stand es wie ein Rätsel. Neu, fremd, nie gesehen, und so groß, so mächtig! Seltsam, Stella, daß mich eine Einbildung so quälen kann!"

Sie lachte fröhlich. „Vergiß sie, Leon! Komm! Ich bin zwar noch ganz satt, schadet aber nichts, dieser Theetisch, denk nur, Leon, unser Theetisch! ist zu verlockend! Setze Dich dahin — so! Nun werde ich Dir einschenken. Oh, Leon! ist es nicht spaßhaft, daß wir nun Mann und Frau sind?" — und Stella lachte wie ein Kind über diese Thatsache.

XIII.

Als der Rittmeister von Adlerstein von der Hochzeit nach Hause kam, ließ er, trotz der Sommernacht, im Kamin ein leichtes Feuer machen, dann schloß er seinen Schreibtisch auf, nahm aus einem Fach ein kleines Kästchen und setzte sich mit demselben vor den brennenden Kamin. Das Kästchen enthielt Briefe, und er nahm dieselben einzeln heraus, las jeden durch und warf ihn dann in's Feuer. Er ging hierbei so schlicht und ruhig zu Werke, als gälte es, alte Rechnungen zu verbrennen.

Vielleicht ist es erlaubt, ihm über die Schulter zu sehen. Wer sich aber etwa auf eine feurige Liebeskorrespondenz gefaßt macht,

der irrt sich, diese großen, runden Buchstaben verraten ein kindliches Alter. Nur der erste Brief war in der etwas steifen, altmodischen Handschrift des Obersten Werther und lautete:

L . . . . , am 28. Mai 1858.

Geschätzter Herr!

Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen schriftlich vorstelle und Sie wegen eines mir sehr peinlichen Vorfalles um Entschuldigung bitte.

Der Verlauf der Ihnen nun wohl schon bekannten Sache war folgender: Am 26. h. fuhr ich mit meiner Frau und in Begleitung der Gouvernante mit den Kindern zu dem in R. stattfindenden Wettrennen. — Während wir im Wagen blieben, wollten die Kinder, um die Sache besser zu sehen, einen Hügel erklettern. Hier muß nun die Gouvernante nicht gehörig acht gehabt haben, denn meine kleine siebenjährige Tochter hat sich unvermerkt zu detachieren gewußt, hatte sich von einem der Herren auf ein Pferd heben lassen und jagte plötzlich zu unserem Schrecken auf diesem Pferde an uns vorbei in den Wald hinein. Hier ward sie abgeworfen und das Pferd beschädigte sich das Fußgelenk, so daß es für mehrere Tage geschont werden mußte und nicht rennen konnte. Wie ich vernahm, gehört dies Pferd Ihnen, Herr Leutnant, und hatten Sie es einem Bekannten geliehen. Es thut mir aufrichtig leid, daß wir die Veranlassung zu diesem Unfall waren. Hoffentlich hat die Beschädigung keine nachträglich schlechten Folgen gehabt!

Mit aufrichtiger Hochachtung
zeichne ich mich
Hans von Werther, Major ꝛc.

Auf diesen Brief nun folgte eine Reihe Schreiben, deren Orthographie sowie Kalligraphie manchmal mit den allgemeinen Regeln in Konflikt gerieten.

L., Mittewoch.

Lieber Onkel Adlerstein!

Mama sagt, ich müsse Dich um Verzeihung bitten, denn ich bin sehr unartig gewesen. Bitte verzeih. Ich will es auch nicht wieder thun. Ich meine, auf Dein Pferd steigen. Unartig werde ich wohl bleiben. Ich habe große Strafe bekommen weil ich das that. Aber das ist mir egal. Aber ich bin traurig daß Dein Pferd hat ein krankes Bein. Heißt Dein Pferd wirklich Florio?

Das sagte mir der Herr, der mich daraufsetzte. Bist Du sehr böse auf mich? Papa ist sehr böse. Nun höre ich auf.

Ich bin

Leona.

L., Freitag, den 4. Juni 1858.

Lieber Onkel, lieber Onkel Unsichtbar!

Ach, was bist Du doch für ein herrlicher Onkel — und Du hast mich doch nie gesehen und ich war doch so unartig und doch schickst Du mir solch ein Schaukelpferd und einen Sattel wie ihn die Mama hat! Du lieber guter, fremder Herr, wer bist Du nur? Bist Du ein Hexenmeister? Mama sagt, das hätte ich nicht verdient, ich bin immer so ungezogen. Ich danke Dir sehr. Sag', bist Du ein ganz gewöhnlicher Mensch? Hast Du einen weißen Rock wie der Herr, der mich heraufhob? Ich mag Dich sehr gern und weiß doch gar nicht, wer Du bist.

Deinen Brief las mir Mademoiselle vor, denn ich kann noch keine deutschen Buchstaben lesen, nun will ich es aber lernen. Ich will Dir sagen wie wir heißen. Zuerst kommt Malthus. Der ist aber in dem Kadettenhaus. Dann kommen Leon und ich. Wir sind zehn und sieben Jahr. Dann kommt Stella. Die ist noch sehr klein. Erst fünf Jahr. Hast Du auch Kinder? Sind sie auch recht wild? Ich spiele lieber mit Knaben als mit Mädchen. Ich danke Dir für Deinen Brief. Schreibe mir doch wie Du heißt. Schreibe mir auch wie Deine Kinder heißen. Mein Pferd heißt nun Florio. Ich liebe es sehr.

Deine Leona.

L., am 14. Oktober 1860.

Gnädiger Herr Hexenmeister!

Nun kommt ein feierlicher Brief. Ich gratuliere Dir nämlich zu Deinem Geburtstag und ich wünsche Dir, daß ich immer recht artig sein möge, damit Du recht wenig Not mit mir hast und nicht immer, wenn Du Sonntags kommst, sagen mußt: „stille, stille, Leona, nicht so toll."

Du hast mir Deinen Geburtstag nicht sagen wollen, na, Hexenmeister, das half aber nichts! Ich habe es doch herausgekriegt! Ich habe Dir auch was gearbeitet. Ich habe Dir einen Aufsatz geschrieben. Da kannst Du sehen, ob ich jetzt fleißiger bin als sonst. Die neue Mademoiselle, die Du uns geschickt hast,

ist viel strenger als die alte. Sie zankt und schlägt nicht immer fort, aber sie sieht so feierlich aus, wenn ich was Dummes treibe. Warte, Du schlimmer Herr Spielkamerad, Du! Denkst Du wohl, ich werde nun gehorchen? Dir will ich gehorchen, aber die Mademoiselle hab ich noch nicht lieb. Sie ist auch so garstig, hat ganz gelbe Haut. Wenn Du noch mehr solche hast, dann schließ sie in Deine Kommode ein und laß sie nicht heraus. Andere Kinder könnten sich fürchten. Ich fürchte mich gar nicht. „Leider!" sagt Deine Mademoiselle. Neulich hatte ich mir die Haare abgeschnitten und Leons Kleider angezogen. Denn ich wollte als Junge auf Papas Pferd im Hofe reiten. Was war daran Schlimmes? Mein Haar gehört doch mir und es war so eklig lang und immer waren mir die Zöpfe im Wege. Na, aber Du hättest das Gesicht von Deiner Mademoiselle sehen sollen. Die holte mich schön herauf ins Kinderzimmer, setzte mich in die dunkle Ecke und ich mußte ein Lied lernen, das heißt: „Wenn mein Sünd mich kränken." Siehst Du, ich bin gar kein gutes kleines Mädchen. Adieu! Adieu!

Dein Wildfang.

L., am 25. Juni 1862.

Du lieber Adler! Ich danke Dir, daß Du gestern zu meinem Geburtstag herkamst. Ich glaube, ich habe Dir noch gar nicht ordentlich für die Blumenzwiebeln gedankt, das fiel mir heute ein. Da will ich schnell, schnell dem Boten einen Brief mitgeben! — Danke! Danke! Mama sagte auch, Du verwöhntest mich. Lieber, süßer Hexenmeister, denke nur nicht, daß ich Dich deshalb so lieb habe, weil Du mir so oft was mitbringst! Du bringst ja auch Leon und Stella immer was mit, und glaubst doch gewiß nicht, daß die Dich darum lieb haben? Aber lieber Onkel, wie soll nur die wilde Leona es lernen, mit Blumen umgehen? Ist das wirklich Dein Ernst, daß ich alle die vielen vielen Päckchen mit Zwiebeln und Körnern in Blumentöpfe aussäen soll und nun warten, bis sie aufkommen? Ich kann mir nicht denken, daß ich die Geduld dazu haben werde, aber Dir zuliebe will ich es versuchen! Eine große Neuigkeit habe ich Dir zu erzählen! Papa ist Oberst geworden und wir kommen nun nach Altstadt. Sternheim, wo die Großeltern und Seraphine wohnen, ist ganz nahe davon!

Mademoiselle sagt, Du hättest Leon und Stella lieber als mich, weil sie artiger seien! Ist das wahr? Ich war ganz entsetzt,

als ich es hörte. Nein, nein, nein! Ich glaube es nicht. Bin ich gegen Dich jemals ungezogen gewesen? So wie Du ist aber auch niemand gut für mich. Mama schon gar nicht. Die ist auf die Jagd geritten und fängt Füchse. Malthus durfte mit. Der Glückliche. Ich darf nie mit und sie zankt mich, wenn sie mich sieht. Zum Glück ist sie immerfort nicht zu Hause oder wir dürfen nicht zu den Erwachsenen. Adieu, Adieu, lieber Hexenmeister!

Dein Wildfang Leona.

Altstadt, am 5. September 1863.

Lieber, lieber Adler!

Ach, was fang ich nur an, ohne Dich? Es ist so langweilig hier, nein so langweilig! Aber das ist nur, weil Du am Sonntag nicht kommst! Den ersten Sonntagnachmittag weinte ich immerfort. Kein Mensch bekümmerte sich um mich. Mademoiselle war in die Kirche gegangen, Leon und Stella klimperten auf dem Schulklavier. Ich saß da und weinte. Bitte, bitte, Du lieber Onkel Otto, komme doch hierher. Mama sagte auch gestern: „Ja, wenn ich Adlerstein in's Regiment bekäme!" Hörst Du! Deine kleine Leona bittet Dich so sehr sie bitten kann. Was willst Du nur bei den langweiligen Kürassieren? Husaren sind viel lustiger. Adieu. Ich habe Dich fürchterlich lieb. Warte nur, ich werde noch mal Dein Adjutant.

Leona.

P. S. Darf ich die Jungfrau von Orleans jetzt lesen?

Altstadt, am 1. Dezember 1865.

Du herrlicher Adler. Du willst wirklich in unser Regiment kommen? Ich kann's noch gar nicht fassen! Ich bin ganz rot geworden vor Stolz, als ich las — „weil Du mich darum so bittest, Leona." — Oh, Adler! Und Du willst nicht, daß ich in eine Pension geschickt werde? Sage das der Mama! Adieu, auf Wiedersehen! Deine dankbare Leona.

Hier hörten die Kinderbriefe auf. Der nächste war wiederum in der Handschrift des Obersten von Werther und lautete:

Altstadt, am 1. Mai 1866.

Mein lieber Adlerstein!

Ihr Brief hat mich durchaus nicht überrascht. Ich sah das alles kommen, und ich wußte, wie Sie handeln würden: offen und ehrenhaft. Bei Leonas leidenschaftlichem Charakter war ein

solcher Ausbruch unvermeidlich. Sie sagen, es wären Worte ausgesprochen worden, die es Ihnen unmöglich machten, ihr fernerhin wie einem Kinde zu schreiben. Dennoch ist sie ja noch ein Kind, und ich kann meine vierzehnjährige Tochter doch unmöglich mit Ihnen verloben. Daher bin ich ganz mit Ihnen einverstanden, daß sie die bestimmten zwei Jahre im Institute bleibt, in welches meine Frau sie geschickt hat, und daß der briefliche Verkehr zwischen Ihnen abgebrochen wird. Kehrt sie dann wieder, so lege ich mit unbedingtem Vertrauen die Hand meines Kindes in die Ihre. Sie haben mehr zur Erziehung Leonas beigetragen, als sonst jemand hier im Hause. Sie haben ihr Gehorsam gelehrt, Lust am Lernen angeregt und Streben nach Vervollkommnung. Daß dieses Kind, dessen Feuergeist niemand zu bändigen vermochte, unverdorben, gut und wahr geblieben, ist ebenfalls Ihr Verdienst.

Sie schreiben mir, Sie zitterten vor dem Einfluß der Gräfin Ellas auf Leona. Was hat denn Gräfin Ellas mit dem Mädel zu thun? Ich weiß überhaupt gar nicht, was das für eine Person ist. Sie hat als Schloßherrin von Wildstein doch nicht das Geringste mit dem Mädcheninstitut des Städtchens Wildstein zu thun? Wenn ich etwas Ungehöriges über besagtes Frauenzimmer höre, so werde ich Leona verbieten, die Ferien auf dem Schlosse zuzubringen. Bisher habe ich nichts Schlimmeres von ihr gehört, als daß sie überaus fromm und schwärmerisch sein soll.

Handeln Sie ganz nach Gutdünken. Erscheint es Ihnen notwendig, in solchen Dingen manchmal an Ihre junge Braut ein ermahnendes oder warnendes Wort zu richten, so schreiben Sie ihr. Mir liegt viel daran, daß Ihr guter Einfluß auf Leonas Charakter unvermindert bleibt. Ihre Lage ist ebenso schwierig wie seltsam, doch ich weiß, daß Sie sich in derselben bewähren werden, wie Sie sich bisher bewährten, als unser wahrer Freund und als Mann von Takt und Ehre.

Hans von Werther.

Wildstein. Mädchenpensionat der Mademoiselle Laron.

Am 3. August 1866.

Mein Adler!

Ich danke Gott, daß dieser furchtbare Krieg beendet ist und daß Du gesund aus demselben heimkehrst. Ich habe an Dich gedacht Tag und Nacht. Ich habe den Brief, den Du mir zu mei-

nem Geburtstag schriebst, mit Küssen bedeckt und durch Thränen fast verwischt! Oh, welch ein Brief das war! Ich sah Dich immerfort vor mir stehen, während ich las. Wärst Du wirklich dagewesen, ich wäre Dir um den Hals gefallen wie beim Abschied zu Ostern, als wir alle aus der Kirche zurückkamen und der Wagen vorfuhr, der mich nach Wildstein bringen sollte. Mama rief nach mir, aber ich lief wie verzweifelt durch's ganze Haus, denn Du warst nirgends zu sehen, und ich wollte, ich mußte Dir doch lebewohl sagen und Dir danken für den Strauß Orangenblüten, den Du mir schicktest, ehe wir in die Kirche gingen, und auch für Dein treues Gebet! Alles das wollte ich, und von alledem sagte ich nichts, denn als ich Dich an meinem Blumenfenster stehen fand, so ernst und traurig, da war alles vorbei mit mir! Du sagtest kein einziges Mal: nicht so stürmisch, Leona! Ich danke Dir dafür. Du hast mich da zum erstenmal nicht als Kind behandelt. Du hast mir gesagt: „ich werde Dich lieben bis in den Tod," und an dieses Wort habe ich mich geklammert, wenn Wochen und Monate verstrichen, ohne daß ich von Dir mehr hörte, als daß Du unverwundet seist. Ich bin kein Kind, Otto, ich bin Deine Braut. Vergiß das nicht!

Hier in der Pension gefällt es mir ganz gut. Wie fleißig ich lerne, kann Dir die Oberin sagen. Zu Weihnachten komme ich in die erste Klasse. Aber wie fade, oberflächlich und unwissend sind die Lehrer hier, im Vergleich zu Dir.

Die schöne Gräfin Ellas ladet mich immer wieder ein, Sonntags zu ihr zu kommen. Sie ist überaus gütig gegen mich. Ich begreife gar nicht, weshalb Du mich bittest, sie zu meiden. Du kennst sie gewiß nicht ordentlich. Ihr Mann ist jetzt gestorben, und da ist sie sehr einsam und traurig. Er war ganz alt und griesgrämig und sie ist noch nicht zwanzig Jahre alt. Ich wünsche mir keinen solchen Mann. Neulich fuhr die Gräfin mit mir nach Eulenburg, wo ein Herr von Lettow mit seiner Frau lebt. Georg Lettow, der Sohn, war gerade von der Universität zurückgekommen. Er soll dort nichts gethan haben als Trinken und Raufen. Sein Gesicht ist ganz zerhauen und er trägt stets ein Lorgnon, durch welches er mich ganz unverschämt ansah. Jetzt will er in's Regiment. Na, Mama wird sich schön bedanken.

Weißt Du, was die Gräfin mir gestern sagte, als ich bei ihr in ihrem rosa Salon saß? Sie küßte mich und sagte: „Ich

gedenke, Dich ganz zu behalten, Leona." — „Für immer?" frug ich. „Ja," sagte sie und lächelte, „wenigstens so lange, bis ein Ritter Dich aus Schloß Wildstein entführt. Ich bin einsam und will Dich zu meiner Freundin erziehen."

Ich sagte ihr nicht, daß Du der Ritter sein wirst, aber ich muß wohl rot geworden sein, denn sie lachte und sah mich sehr forschend an. Manchmal kann sie ganz rätselhaft sprechen, so daß ich sie gar nicht recht verstehe. Wenn ich dann frage, so sagt sie bloß: „Oh, Du Kind! Wie viel hast Du noch zu lernen, ehe Du weise werden wirst und begreifen lernst, daß wir nur dann glücklich sind, wenn wir unser Herz an nichts hängen, nichts mehr wünschen und uns um nichts sorgen. Die Menschen sind es nicht wert, geliebt zu werden." Dir wird es vielleicht nicht gefallen, mein Adler, dies zu hören. Wenn ich es schreibe, klingt es auch anders, als wenn sie es sagt. Neulich sagte sie: „Bewahre Dir ein reines Herz und kümm're Dich nachher nicht um das Urteil der Welt." Es ist erstaunlich, was sie alles gesehen und erlebt hat. Überall ist sie gewesen und sie erzählt so entzückend. Neulich sprach ich meine Verwunderung aus, wie viele Länder und Menschen sie kenne. „Ach," sagte sie traurig, „und in all' den Ländern und unter all' den Leuten fand ich noch nicht einen einzigen wirklichen Menschen! Ich komme mir manchmal vor wie Diogenes." Sie ist vom Morgen bis zum Abend in ihren Krankenhäusern, Kinderbewahranstalten und Schulen thätig. Sehr viel betet sie allein in der Kirche. In den großen Ferien soll ich ein Reitpferd bekommen und mit ihr auf die Jagd reiten.

Lieber Otto, ich habe nach Deinem Wunsch meine Mutter erst gefragt, ehe ich die Einladung der Gräfin annahm. Sie hat es mir erlaubt. Ich glaube, Mama ist froh, wenn ich ihr in den Ferien den Kopf nicht heiß mache. Du weißt, wie das ist. Ich bin auch so glücklich hier. Ich liebe Euch beide, Dich und sie, meinen Engel, meine Erzieherin!

Deine eigene Leona.

Zwei Jahre später.

Wildstein.

Mein Herr!

Soeben sind wir, die Gräfin und ich, von unseren Reisen durch die Schweiz, Oberitalien und Frankreich zurückgekehrt, und

ich fand hier Ihren Brief vor. Jawohl, es ist wahr, daß ich seit zwei Jahren, nein, seit noch länger, nicht nach Altstadt gekommen bin. Weshalb nicht? Es wird mir nicht leicht, dies zu sagen, aber Ihr Brief zwingt mich dazu. Er ist immer noch an das tolle, kindische Mädchen gerichtet, welches ich vor Eintritt in's Pensionat war. Er zeigt mir, daß Sie mit unerbittlicher Beharrlichkeit eines Vorfalles gedenken, auf den ich selbst längst als auf eine blinde Backfischschwärmerei zurückblicke. Haben Sie meine Worte — die Worte eines unerfahrenen Kindes! — wirklich als so bindend angenommen? Wenn dem so ist, dann bitte ich Sie, vergessen Sie dieselben! Entbinden Sie mich meines Versprechens, dessen Ausführung uns beide elend machen würde. Wir passen nicht zusammen. Wenn Sie mich wiedersehen, so werden Sie finden, daß ich die Kinderschuhe abgelegt habe und selbst denken lernte. Meine jetzigen Ansichten würden durchaus nicht mit den Ihrigen harmonieren. Der Umgang mit einer Frau wie Gisela, Reisen und Studien haben meinen Horizont erweitert und mich frei gemacht von den Fesseln, die uns eine kleinliche Etikette anlegt. Ich habe die Sentimentalitäten und den ganzen Ballast unnützer Gefühle abgelegt, mit denen sich die Menschen zwecklos plagen. Liebe? Es gibt keine Liebe. Abgedroschene Phrase! werden Sie sagen. Meinetwegen! Es gibt viele Sprüche der Wahrheit, die wir so oft gehört haben, daß sie uns wie Phrasen klingen.

Sie waren einst sehr freundlich gegen mich, als ich noch ein verzogenes Kind war. Ich danke Ihnen dafür und hoffe, daß wir Freunde bleiben.

Ihren Ring und das Medaillon mit der Haarlocke Ihrer Mutter sende ich Ihnen zurück. Ich bedarf keines Amuletts mehr. Ihre Briefe wollte ich Ihnen ebenfalls zurückerstatten, allein als ich sie hervorholte, mußte ich lächeln. Es sind ja die Briefe eines väterlichen Lehrers! Ich spare mir die Mühe.

Sagen Sie meinem Vater, was Sie wollen. Mama lasse ich melden, daß ich im Laufe der nächsten Woche auf drei Tage nach Eulenburg fahre und von dort nach Altstadt komme.

Leona von Werther.

XIV.

Etwa eine Woche nach der Doppelhochzeit, an einem hellen, warmen Augusttage ward Seraphine auf ihrem Diwan im Gartensaal durch Pferdegewieher vor der Glasthür aufgeschreckt und erblickte zu ihrem Erstaunen Gräfin Ellas, welcher Malthus gerade von einem feinen, rehbraunen Pferde half. Ehe noch Onkel Sternheim, der in der offenen Thür sein Pfeifchen rauchte, recht begriff, wer da sei, stand die schlanke, elegante Gestalt der schönen Gräfin schon neben ihm, und unter dem schwalbenblauen Federhütchen sah sie ihn mit lächelnder Unbefangenheit an.

„Entschuldigen Sie diesen Überfall, Herr von Sternheim, allein mein liebenswürdiger Kavalier und ich, wir verirrten uns durch den Laubwald hierher, und da konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, persönlich nachzufragen, wie es dem armen Engel geht! Darf ich eintreten?"

„Onkel!" rief Malthus in diesem Augenblick, „Onkel, bitte Seraphine, daß sie herfieht. Dies ist Heartsease, Seraphine, was sagst Du!"

Er hielt das schöne Pferd, dessen schwarze Mähne und große dunkle Augen hübsch von der eigentümlichen Farbe abstachen, am Zügel.

„Ja wahrhaftig, Heartsease!" sagte Herr von Sternheim, „haben Frau Gräfin ihn gekauft?"

„Oh nein," sie lächelte, indem sie über die Schulter zurücksah, „das überlasse ich jemand anders. Herr von Marford, welcher ihn verkaufen will, war so freundlich, ihn mir heute zur Probe anzubieten. Es ist ein Juwel von einem Pferde, aber ich brauche eben kein Reitpferd."

Sie überließ die Herren der Roßschau und kam jetzt zu Seraphine. Diese hatte ein ganz seltsames Gefühl dabei, eine Art Nervenschauer faßte und schüttelte sie, und sie sah so ängstlich und unruhig aus, daß Gräfin Gisela ausrief: „Armer Engel! Lassen Sie sich nicht durch mich beunruhigen, ich gehe gleich wieder."

„Ich bitte, thun Sie das nicht, ich bin nicht menschenscheu," sagte Seraphine lächelnd. Sie überwand ihre Beängstigung und reichte dem Besuch die Hand.

Gräfin Gisela knöpfte ihr dunkles Reitgewand auf. „Darf

ich mir's bequem machen?" frug sie, „es ist unerträglich heiß!" Wenige Minuten später lag der reiche, dunkle Stoff über einer Sessellehne und die Amazone hatte sich wieder in die Salondame verwandelt und stand in einem knappen Schleppkleide aus schillerndem Seidenstoff da. Ein seltsames Kleid, dieses! Es leuchtete in allen Farben des Regenbogens zu gleicher Zeit mit metallischem Glanz, und es lag so eng angeschmiegt und doch so leicht und duftig um die graziöse Gestalt! Die Gräfin setzte sich neben Seraphine, sah diese erst lächelnd an und sagte dann: „Ich habe förmliche Sehnsucht danach gehabt, Sie wieder zu sehen, denn ich habe mich in Sie verliebt. Wir haben kein Wort gewechselt und doch war ich bezaubert von Ihnen. Wie Sie in der Kirche saßen, mußte ich Sie immer wieder ansehen. Sie sahen so verklärt aus, so marmorblaß. Ich habe durch Leona schon von Ihnen gehört, sehr viel," fuhr die Gräfin fort, „und wann immer dies geschah, so hatte ich das Gefühl, als ob ich Sie mein lebenlang gesucht und nicht gefunden hätte."

„Und nun, wo Sie mich sehen, werden Sie sicherlich sehr enttäuscht sein," versetzte Seraphine lächelnd.

„Nein, das werde ich nicht; Gotteskinder, die auf einem Grunde stehen, können keine derartigen Enttäuschungen durchmachen. Oder halten Sie die Verschiedenheit der Konfession für eine Scheidewand, über welche herüber wir uns nicht die Hand reichen können?"

„Sicherlich nicht," sagte Seraphine, völlig erstaunt über diese unerwartete Wendung.

„Ich wurde in Rom katholisch," versetzte die Gräfin mit leuchtenden Augen, „es zog mich wie mit Ketten in die Tempel unserer Mutter-Kirche! Ich hatte bis dahin nicht gewußt, was Gebet, was Andacht, was göttliche Begeisterung sei. Ich hatte keine Religion gehabt. In Rom lernte ich glauben. Nun halten Sie mich aber nicht für eine jener fanatischen Seelen unserer Kirche, welche im Geiste Ketzer verbrennen und den Papst zu ihrem Gott machen. Was mich hinüberzog, das waren zuerst die erhebenden Gottesdienste, die köstlich geschmückte Kirche, in die man mit Lust tritt, die Musik, welche unsere Seele erhebt und berauscht, der feierliche, würdige Ritus, der uns fesselt und befriedigt. Bisher war ich stets mit Frösteln in eine Kirche getreten, der schleppende Gesang schlecht geschulter, heiserer Bauerjungen hatte mein Ohr, die nackte Einfachheit getünchter Wände mein Auge beleidigt!"

„Ich sollte nur meinen, wir kämen weder des Gesanges, noch wegen der Bauart einer Kirche in den Gottesdienst," sagte Seraphine.

„Ganz recht, um der Predigt willen," war die schnelle Erwiderung, „aber Liebste, eine Predigt allein, das ist trocken, das ist dürr. Ich bedarf der Anregung, ich muß andächtig gestimmt, begeistert, geweckt werden; dann trage ich den Segen innerer Befriedigung davon, dann spüre ich Gottes Nähe, dann könnte ich Psalmen dichten zu Seinem Lobe! Aus einem harmonischen, schönen Gottesdienste gehe ich, mit neuer Begeisterung erfüllt, nach Hause. Ich fühle mich als ein besserer Mensch. Nun, ist das nicht recht so? Sie sehen mich nachdenklich an!" Gräfin Gisela kniete neben Seraphines Diwan hin, ergriff die zarte Hand und blickte das weiße Marmorantlitz forschend mit ihren goldenen, jetzt sanft leuchtenden Augen an. Seraphine fühlte sich wie bezaubert von diesem kindlich demütigen Blick. Er kam so aus innerster Seele der schönen, seltsamen Frau — und paßte doch so schlecht zusammen mit der am Boden hingeschmiegten Gestalt, die in ihrer Stellung, ihrer schlanken Form und buntschillernden Farbe etwas Schlangenhaftes hatte. Diese ganze Erscheinung war für Seraphine noch ein Rätsel. Es zog sie an, und doch bebte sie davor zurück. Ihre feinen, durch jahrelange Leiden zur äußersten Sensitivität gespannten Nerven wichen mit körperlichem Zittern der schmeichelnden Berührung dieser schönen Hand aus.

„Nun? Sie sind so blaß und still, mein Engel?" bat Gräfin Gisela, „scheuen Sie sich doch nicht, mir Ihre Ansicht zu sagen. Ich bitte Sie darum!"

„Ich wunderte mich nur, daß Sie sich besser fühlen, wenn Sie die Kirche verlassen," sagte Seraphine leise.

„Und halten Sie das nicht für das schönste, was ein Gottesdienst uns geben kann, wenn er unser Herz heiligt, uns bessert?" frug die Gräfin lebhaft. „Empfinden Sie nicht dasselbe? Oder können Sie die Kirche nicht besuchen?"

„Oh ja, die Kirche von Dorf Rothenburg, wo wir eingepfarrt sind, ist so nah, daß ich, wenn ich gesund genug bin, Sonntags im Rollstuhl hingefahren werde. Ich kann mich aber nie erinnern, die Kirche als ein besserer Mensch verlassen zu haben," fügte sie lächelnd hinzu.

„Nun sehen Sie wohl, kommen Sie zu mir. Ich will Ihnen dazu verhelfen!"

„Ich danke Ihnen. Ich habe kein Verlangen danach," sagte Seraphine sanft, „mir erscheint es wichtiger, daß man immer tiefer in die eigene Sündhaftigkeit hineingeführt wird, damit man es lernt, den Trost zu würdigen, der dafür geboten ist, und sich nicht nur sonntäglich, nein, stündlich, desselben freuen kann."

Gräfin Gisela sah nachdenklich aus. „Der Gedanke ist tief," sagte sie dann, „je weiter ich hineindringe, desto mehr finde ich. Wir sollen arm werden an uns selber und uns der Erlösung getrösten. Wir sollen täglich in der Selbsterkenntnis wachsen; denn je mehr Sünden wir Gott darbieten mit der Bitte um Vergebung, desto mehr vergibt er, desto reicher an Gnade werden wir. Habe ich Ihren Ausspruch richtig ausgelegt?"

„Ja, sehr richtig."

„Ich glaube, ich könnte viel von Ihnen lernen. Ich bestrebe mich, eine gute Katholikin zu sein, aber im ganzen stehe ich noch vor den Geheimnissen der inneren Seelenreligion, ohne sie lösen zu können. Ich habe den Wunsch, Gott auszusöhnen, unsere Kirche lehrt uns, daß wir uns nicht so sehr auf die Erlösung verlassen sollen, sondern nun auch durch fromme Werke unser Leben heiligen. Um derselben willen finden wir auch Entschuldigung, — ich sage nicht Vergebung, ich sage Entschuldigung — für andere Sünden. Ich bestrebe mich, mit Hilfe der Heiligen, Gutes zu thun, wo ich kann. Ich möchte wissen, ob Sie damit einverstanden sind. Sie halten nichts von der Werkheiligkeit, das weiß ich."

„Wenn die Liebe zu Gott, Dankbarkeit und der freudige Gehorsam, Seinem Wunsche gemäß zu handeln, uns antreibt, den Hungrigen zu speisen und den Durstigen zu tränken, so wird Gott dies ja auch gnädig ansehen und segnen; doch schien mir immer, es sei ganz gleich gefährlich, man mache sich nun aus der Gnade oder aus den eigenen Werken ein Ruhekissen!"

Gräfin Gisela schwieg betroffen. „Ja," sagte sie dann, „daran habe ich noch nicht gedacht, daß auch eine Übertreibung nach dieser Seite hin möglich ist und zu demselben Resultat des geistigen Einschläferns führt."

„Sie denken viel über diese Dinge nach, Gräfin, das sehe ich," sagte Seraphine.

„Ich denke über alles nach!“ war die Erwiderung.

Jetzt traten die Herren wieder ein und auch Frau v. Sternheim erschien und begrüßte die Gekommenen in ihrer einfachen, herzlichen Weise. Die Gräfin setzte sich noch für fünf Minuten auf's Sofa, erzählte mit Heiterkeit von der Parade, welcher sie beigewohnt und wobei sie die Obristin in ihrem Element gesehen hatte, lobte dann die anmutige Lage Sternheims und bat endlich, wiederkommen zu dürfen. Malthus führte ihr das Pferd selbst vor, — er rief Seraphine nur durch die offene Thüre „Guten Abend“ zu, — ihr wollte es scheinen, als wiche er einer näheren Begrüßung aus.

Als das friedliche Landhaus hinter den sich vorschiebenden Birkengehegen verschwunden war, sagte Gräfin Gisela zu ihrem Begleiter: „Welch ein scharmantes Haus dies ist und wie verehre ich Ihre Schwester!“ Malthus wandte sich lebhaft zur Sprecherin. Seine Augen strahlten, als er erwiderte: „Ja, wer sah sie aber auch bisher und verehrte sie nicht?“

„Ich vermute, auch Sie haben eine Vorliebe für diese Schwester?“

„Ich liebe sie über alles,“ versetzte er offen.

Gräfin Gisela warf einen flüchtigen Seitenblick in sein Gesicht, es war so schön, das jugendliche Antlitz, so feurig — und dabei so ehrlich, so harmlos, so unbewußt! Wie konnte jemand, der Lettow seinen Kameraden nannte, sich einen solchen Ausdruck bewahren? War hieran etwa diese Schwester schuld?

„So war Ihnen Seraphine vermutlich auch Freundin und Vertraute,“ fuhr die Gräfin fort.

„Ja. Das war sie mir von meiner Kindheit an,“ sagte er freudig, „denken Sie doch, Gräfin, daß es mir als Knabe keine Ruhe ließ, ehe ich ihr nicht jeden dummen Streich gestanden hatte.“

„Ich kann mir das denken, — es könnte mir ebenso gehen,“ war die lächelnde Entgegnung, „und jetzt? Ist es immer noch ebenso?“

Malthus errötete und lachte. „Das versteht sich,“ sagte er.

„Nun; Sie sind ein musterhafter junger Mann,“ scherzte die Gräfin, „darf man wohl fragen, wie alt Sie sind?“

„Vierundzwanzig Jahre.“

„Vierundzwanzig Jahre und liebt noch seine Schwester über alles . . .!“ Die Gräfin lachte vor sich hin.

„Wie haben Sie sich nur diese reizende Harmlosigkeit in-

mitten der verderbten Welt erhalten?" frug sie und ließ ihr Pferd kunstvolle Sprünge machen.

Dies Wort aus dem Munde der schönen Frau verdroß Malthus ein wenig. Sobald sie anfing, ihn wie einen hübschen Knaben zu behandeln, über dessen Unschuld die erfahrene ältere Dame lächelte, hätte er sonst was thun mögen, um ihr zu zeigen, daß er gar nicht solch ein dummer Junge sei!

„Nun, sind Sie jetzt entsetzlich zornig auf mich?" neckte sie, „lassen wir das. Sehen Sie doch lieber auf Heartsease. Der arme Bursche gibt sich große Mühe, die Aufmerksamkeit seines künftigen Besitzers zu erregen."

„Ich kann das Pferd nicht kaufen," sagte Malthus abwehrend, „es ist mir bei weitem zu teuer."

Die Gräfin sagte nichts hierauf, statt ihrer sprach das schöne Pferd, welches unter seiner gewandten Reiterin die vorteilhaftesten Stellungen im Konter-Galopp annahm und dann, nachdem es sich in der hohen Schule meisterhaft produziert hatte, plötzlich in rasender Schnelligkeit, leicht und flüchtig, wie eine Windsbraut, davonjagte. Malthus konnte es mit aller Anstrengung nicht einholen. Er seufzte tief auf, als er endlich herankam, indessen die Gräfin, unter einem Baume haltend, die mit roten Schleifen aufgebundene schwarzseidene Mähne des Pferdes streichelte und gelassen sagte: „Dies ist ein ganz süperber Renner. Er würde sicherlich auf dem Rennen den ersten Preis davontragen. Nebenbei ist es ein trefflich zugerittenes Tier. Sie sind unvernünftig, wenn Sie ihn nicht nehmen."

Malthus schwieg hierauf und sie bogen in eine Allee ein, welche an der Villa Regina vorüberführte. Hier trennten sie sich, die Gräfin dankte ihm für seine Begleitung, er ritt in die Stadt und begab sich auf sein Zimmer, um sich zum Abendessen zurecht zu machen.

Als er in's Wohnzimmer trat, kam auch die Obristin gerade heim, warf lebhaft Hut und Handschuhe hin und rief: „Schön, daß Du kommst, Malthus. Ich habe eben einen Brief bekommen, der mich wahrhaft freut! Du weißt doch, der Schuhmann — er gehört zu Belsays Schwadron — der nichtsnutzige Bursche, ich meine den Schuhmann! Nun, dem habe ich oft die Leviten gelesen, ich habe ihn hier gehabt und habe ihm in's Gewissen geredet, bis er heulte. Er war noch blutjung und hat eine alte

Mutter, und da wollte ich's nicht leiden, daß er sich von seinen Kameraden verleiten ließ und ein Säufer wurde. Ich dachte, alle meine Mühe mit dem Jungen sei umsonst gewesen, und jetzt lies einmal, was mir seine Mutter schreibt! Er hat ausgedient und ist nach Hause gekommen. Na höre nur!"

Sie entfaltete einen zerknitterten Bogen von sehr zweifelhafter Farbe und las nicht ohne Mühe:

Gnädige Frau Obersten!

Eine arme Witwe bittet Gott, Sie zu belohnen, was Sie an meinem Sohne gethan haben; denn Sie wissen wohl, gnädige Frau Obersten, wie er ist in's Regiment gekommen, da habe ich meine blutigen Thränen geweint, denn er war ein schlechter Kerl und er soff und er hat mich, seine Mutter, oft belogen, und da dachte ich, nun wird's ganz aus sein mit ihm, und das ist sein Tod! und statt dem kommt er wieder, ordentlich und brav, und spricht, das dankt er der Frau Obersten, die immer so gnädig für ihn gewesen ist. Und ich bitte den lieben Gott, er möchte es der gnädigen Exzellenz unterthänigst vergelten, denn ich bin eine arme Witwe und habe nur diesen Sohn und viel Herzeleid gehabt.

Rosina Schmirgel.

„Na, ist das nicht schön?" frug die Obristin und ihr frisches Gesicht leuchtete, „siehst Du, so etwas freut mich nun! Aber höre einmal, der Reimann reitet schlecht. Ich habe meinen Ärger gehabt heute früh. Schicke ihn einmal morgen hier in den Hof. Er mag den Schimmelhengst vom Vater eine Stunde lang in der Reitbahn reiten. Will ihm aus dem Fenster zusehen und einige Winke geben. Das geht ja gar nicht an, daß er Gesichter schneidet, als würde er gerädert."

„Manche bleiben eben ihr lebenlang ungeschickt," sagte Malthus lachend, aber die Obristin rief energisch:

„Ich will schon Geschick hinein bringen! A propos, ich war bei dem kranken Hubert im Lazarett. Er wird wohl sterben, der Stabsarzt gibt keine Hoffnung, es ist ein schleichendes Nervenfieber. Nun muß ich nur gleich an seine Eltern schreiben und die Sache ihnen vorstellen, wie sie ist, damit sie sich nicht mit Hoffnungen täuschen und eine Herreise aufschieben. Armer Junge, er war ein fixer Husar und ein ordentlicher Mensch. Na, Malthus, wo warst Du denn am Nachmittage? Ich sah Dich mit der Gräfin reiten."

„Ich war mit ihr in Sternheim."

„So, so, — eine gute Reiterin ist sie, aber daß sie Dir den Heartsease so vorführt und Dein Herz dadurch schwer macht, das will mir nicht gefallen. Du wirst doch keine dummen Streiche machen, Junge?"

„Ich hoffe nicht," war die heitere Erwiderung.

Es war nur schade, daß diese schöne Gräfin so sehr über seine Vernunft und Ehrlichkeit lachte!

„Ferner will ich nicht hoffen, daß Du Dich in diese schöne Dame verliebt hast," fuhr die Obristin fort und legte die Hand auf die Schulter ihres Lieblings, ihn mit mütterlicher Sorge ansehend.

„Nein, Tante Julia, — bisher noch nicht," sagte Malthus, aber er wurde sehr rot und lachte verlegen.

„Na, ganz richtig scheint es nicht mehr zu sein. Höre, das ist eine gefährliche Hexe für Euch. Schwärmen magst Du so ein bischen für sie, aber Dich ernstlich in sie verlieben, das leide ich nicht. Daraus entstehen nachher bei so starker Konkurrenz dumme Geschichten, Duelle und Verfeindungen, die dem Regiment keine Ehre machen und einen leichtfertigen Schein geben. Also nichts damit. Ich kann das wirklich nicht gestatten!"

Malthus hatte große Mühe, ernst zu bleiben, doch er lachte nicht, um die gute Dame nicht zu kränken! Ob er die Stadien seiner Schwärmerei für Gräfin Gisela ebenso in der Gewalt haben würde, das bleibe dahin gestellt!

Mittlerweile kam der Oberst und dann Vega und Marford, welcher von seiner Reise heimgekehrt war und mit sich im Kampfe lag, ob er den Abschied nehmen solle oder nicht. Die Obristin that natürlich, was sie konnte, um ihn zum Bleiben zu bewegen, und es schien, als würde er sich schließlich erbitten lassen.

„Künftige Woche gibt Graf Rothen auf Rothenburg eine große Fuchsjagd," sagte Malthus, „er sagte mir gestern, er würde sich erlauben, uns einzuladen; gehst Du hin, Marford?"

Dieser schüttelte den Kopf. „Die Gesellschaft dort ist mir etwas zu bunt," sagte er, „ich war voriges Jahr auf einer Parforcejagd in Rothenburg. Es war nicht nach meinem Geschmack."

„Sehr recht Marford!" fiel die Obristin lebhaft ein, „das ist ja auch ganz bekannt, daß der Rothenburger bei solchen Gelegenheiten über die Schnur haut und es ziemlich toll bei ihm

hergeht. Es wird gespielt und getrunken bis an den Morgen. Ich denke noch daran, wie Lettow damals wiederkam! Überdies steht der Mann nicht im besten Rufe. Ich würde, da man doch nicht ganz unhöflich sein darf, es Belsay und Lettow überlassen, hinzugehen. Es gibt Jagden genug außer den Rothenburger Fuchshetzen!"

Malthus wußte sehr genau, daß diese Fuchshetzen auf Schloß Rothenburg der Obristin von jeher ein Dorn im Auge gewesen waren. Der Graf, ein alter Junggeselle, welcher meistens in Paris lebte, gab jährlich einige große Jagddiners, zu denen er das Offizierkorps einlud, und von wo sie, wie die Obristin sich ausdrückte, nie verbessert zurückkehrten. Wer nur einigermaßen solide sei, dürfe solch' wüstes Gelage nicht mitmachen, fügte sie hinzu, und in der That schlugen Leute wie Adlerstein, Marford und Schwartz die Einladung stets aus, und Malthus hatte bisher auch noch keine solche Jagd mitgemacht, obgleich er die Parforcehetzen leidenschaftlich liebte. Die Obristin sprach daher ganz im allgemeinen. Die Möglichkeit, Malthus könne sich an der übel berüchtigten Sache beteiligen, kam ihr gar nicht in den Sinn, und er dachte auch nicht daran.

Am nächsten Tage ging er wieder in die Villa Regina, um Gräfin Ellas zu fragen, ob sie auszureiten wünsche und er sie begleiten dürfe?

Er wurde hinaufgeführt und fand in dem mit luxuriösem Geschmack eingerichteten Salon Lettow und die beiden Damen. Gräfin Gisela in einem veilchenblauen, weichfaltigen Schleppkleide von irgend einem anschmiegenden, atlasglänzenden Stoffe, lehnte über dem Pianoforte und blätterte in Notenheften. Ihre schwarzen, langen Flechten hingen schwer über den Rücken bis auf den Boden herab. Leona lag in einem der schwellenden, blauseidenen Fauteuils und stickte schläfrig an einem leuchtenden Teppich, auf dessen blauem Grunde sich weiße Wasserlilien und blaßrote Rosen in einander schlangen. Lettow kam dem Eintretenden mit außerordentlicher Zuvorkommenheit entgegen.

„Guten Abend, mein Freund! Du bist ein pünktlicher Mensch. Kousine, befehlen Sie über meine Pferde, welches wünschen Sie heute?"

Die Gräfin wandte sich um, sie sah heute lieblicher und kindlicher denn je aus.

„Das überlasse ich Ihnen, George. Doch geben Sie mir

ein ruhiges, stetiges Tier, damit ich nicht solche Mühe habe, es in dem Tempo zu erhalten, welches Mylady leisten kann."

Malthus fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg, eine Dame bat um ein faules Pferd, um nicht neben seinem Gaule die stete Unbequemlichkeit des Zurückhaltens zu haben! Niemand konnte diesen Stich tiefer fühlen, als er, der echte Sohn seines Vaters, der alle die herrenhaften Bedürfnisse und den Sinn für vornehmes Leben geerbt hatte!

Die schöne Gräfin hatte so harmlos gesprochen wie ein Kind, sie ging jetzt, um sich umzuziehen, und Lettow schellte nach dem Burschen. Als Gräfin Gisela wiederkam, im dunkeln Reitgewand, die kleine, silberbeschlagene Gerte in der Hand, warf sie sich auf den Diwan und sagte lebhaft: „Also nächsten Dienstag hetzen wir Füchse in Rothenburg, nicht wahr, George?"

„Ganz wie Sie befehlen, liebe Kousine."

„Und Sie, mein junger Freund?" wandte sich die Gräfin zu Malthus.

„Ich glaube schwerlich, daß ich hingehe," sagte Malthus verlegen.

„Nicht hingehe?" frug die Gräfin erstaunt, „nun, das muß ich sagen! Oder" — sie sprach plötzlich mitleidig — „erhebt Mylady Bedenklichkeiten? Ich bedauere Sie in diesem Falle sehr."

Lettow lachte laut auf und machte seiner Kousine hinter Malthus' Rücken eine beifällige Verneigung. Leona lachte ebenfalls, aber sagte doch: „Laßt nur Mylady in Frieden, die hat genug Parforcejagden hinter sich."

„Also ist's die Frau Mama, welche dem lieben Sohne verboten hat, arme Füchse totzumachen," neckte die Gräfin in allerliebstem Tone.

„Adlerstein geht auch nicht hin," versetzte Malthus gereizt.

„Adlerstein? Wer ist . . . doch ja, richtig! Das ist der gute Mann, der zu gleicher Zeit Husarenrittmeister und Vorsteher des Waisenhauses ist. Nicht wahr?"

„Sprechen Sie doch respektvoller von meinem Rittmeister?" sagte Lettow, aber in einem Tone, der den Worten der Gräfin nur Nachdruck gab.

Leona sagte ärgerlich: „Lieber Malthus, Du könntest ebenso gut sagen: Der Pastor geht auch nicht hin. Das will noch gar nichts sagen, daß Adlerstein nicht hingeht!"

„Ich weiß noch andere," versetzte Malthus schnell.

„Und weshalb gehen diese lieben Leute alle nicht hin?" frug die Gräfin und schlug die großen Augen neugierig auf.

Malthus wurde immer verlegener.

„Das kann ich Ihnen sagen, teuere Kousine," versetzte Lettow, doch sie unterbrach ihn.

„Nein, nein! Er soll mir's sagen! Ich möchte gerne wissen, ob die Mama es verboten hat. Die Mama scheint recht streng zu sein."

„Keineswegs!" versetzte Malthus erregt, „wir wissen selber, was sich schickt."

Kaum hatte er dies gesprochen, so bereute er es schon; — denn hatte er der schönen Frau damit nicht gesagt, daß sie im Begriff stehe, etwas zu thun, was sich nicht schicke?

„Es soll dort nämlich kein guter Ton herrschen," setzte er schnell hinzu.

Die Gräfin stand auf. Eine unnachahmliche Hoheit umstrahlte die Gestalt derselben, als sie, den Kopf ein wenig über die Schulter wendend, in stolzem Tone und mit fürstlichem Anstande sagte: „Sie können ohne Sorge um Ihr Seelenheil sein, mein frommer Freund. Ich werde dort sein, und wo ich bin, da beherrsche ich den Ton!"

Malthus stand da, wie mit kaltem Wasser übergossen. Er war völlig betäubt von dem Eindruck, den die Gesamterscheinung der Gräfin auf ihn machte. Sie aber nickte Leona „lebewohl" zu und verließ das Zimmer, indem sie Malthus zurief, ihr zu folgen.

Als beide fort waren, warf sich Lettow in einen Sessel und brach in ein unauslöschliches Gelächter aus.

„Süperb! Glaubst Du nicht, daß sie nächstens mit hunderttausend Louisd'or jährlichem Einkommen bei der Pariser Hofbühne engagiert sein wird?"

Er rieb sich vor Vergnügen die Hände.

„Du irrst Dich sehr, George," versetzte Leona, „Gisela ist in jeder Minute vollkommen wahr das, was sie scheint. Nur wechseln ihre Stimmungen mit jeder Minute, und sie ist daher unberechenbar. Was sie aber gerade erfüllt, das nimmt ihre ganze Seele in Anspruch und läßt keinen Raum für andere Eindrücke."

„Lege Dir die Chamäleonsnatur unserer schönen Schlangenkönigin zurecht, wie Du willst, ein Herz kannst Du ihr auch durch die feurigste Verteidigungsrede nicht aufkomplimentieren," sagte Lettow mit seinem boshaften Lächeln.

„Wenn sie für Euch Männer kein Herz hat, so geschieht Euch schon ganz recht," versetzte Leona weise und zog die schwarzen Augenbrauen in die Höhe, „mir hat sie Liebe genug erwiesen, und siehe sie in einer Kirche beten!"

„Komödie, mein Kind, Komödie!"

„Vor wem? Vor mir? Wir waren ganz allein jedesmal."

Lettow zuckte die Achseln. Im Ganzen konnte er ja nur zufrieden sein, wenn Leona für ihre Freundin schwärmte, und ihm gewährte ihre Herzlosigkeit nur boshaftes Vergnügen.

Leona war aufgestanden und in ihr Boudoir gegangen, um sich neue Wolle für ihre Stickerei zu holen. Dieses Zimmer war noch weit kostbarer möbliert als das andere und glich einem kleinen Feengarten, denn über den lichtrosa Diwans und Sesseln wölbten sich Lauben köstlich duftender Blumen. Von der Decke hingen Ampeln, aus denen sich grüne, mit Sternblüten besäete Schlingegewächse herniederrankten; dazwischen waren kugelförmige Lampen angebracht. Das einzige Fenster des kleinen Gemaches bildete einen runden Erker und auf dem ringsumlaufenden Sims standen die zartesten, duftigsten Pflanzen, der besonderen Pflege ihrer Herrin bedürftig.

„George, in diesem Zimmer rauchst Du nicht, das gestatte ich Dir nicht, es schadet meinen Blumen," sagte die junge Frau bestimmt.

Lettow warf die Zigarre fort. Ihm lag eben sehr viel daran, Leonas Laune nicht zu alterieren. Er blieb vor ihr stehen, während sie im Erkerfenster saß und die bunten Wollen auf ihren Knieen sortierte.

„Leona, Dienstag ist also die Jagd, Du bist auch zu derselben eingeladen, wie Du weißt."

„Ich habe keine Lust, hinzugehen," war die zögernde Antwort.

„Es ist aber notwendig. Wenn Du die Königin der „Linken" sein willst, so mußt Du das Zepter ergreifen. Sonst bekommt auch die Belsay keinen Respekt vor Dir und fährt fort, die erste Geige zu spielen. Wie kannst Du Dich nur von dieser Frau meistern lassen."

„Sie ist älter als ich und ihr Mann mehr als Du," versetzte Leona.

„Bah! Ich werde nächstens Rittmeister sein, und was das Alter betrifft, so pflegen die Jahre der Macht Abbruch zu thun. Sei nun nicht kapriziös, ich bitte Dich! Du hast mir hundertmal gesagt, Du würdest, sobald Du verheiratet wärst, an die Spitze

treten und der liebenswürdigen Tyrannei unserer verehrten Mama ein wenig die Stange halten. Jetzt ist es nun Zeit, anzufangen, also sei keine Thörin! Unser Haus muß der Mittelpunkt unserer Partei werden, und da Du zehnmal mehr Verstand hast als die Belsay, so wird es Dir doch nicht schwer fallen, sie unter Dich zu zwingen."

„Ich finde es nur unklug von Dir, wenn Du entschieden „Krieg" erklärst und den Zorn der Mama auf Dich ladest. Sie ist von zu großem Einfluß, um Dich nicht strafen zu können."

„Sehr weise gesprochen, meine Liebe," versetzte Lettow spöttisch, „aber Du vergißt, daß wir alle, die wir ihre Bevormundung unerträglich finden, zu diesem Mittel gerade greifen, um wieder den einstigen Ton einzuführen. Je stärker unsere Partei, desto schwächer die ihrige. Das ist doch klar. Haben sich erst alle von ihrer mütterlichen Hand losgerissen, so sieht sie hoffentlich selber ein, daß sie, da sie doch nicht das ganze Regiment zum Teufel jagen kann, sich wohl ergeben und jedem seine persönliche Freiheit lassen muß."

„Ich bin im Grunde ganz Deiner Ansicht," sagte Leona nach einer Pause, „eh bien, man kann sich immerhin dabei amüsieren. Also, was sollen wir für's erste thun?"

„Wir laden Sonntag abend Belsays, Raval, Mühlberg und wen Du sonst willst, ein und erklären den Tag zum jour fix."

„Du Fuchs! Gerade an dem Tage hatten Belsays ihren jour fix, ehe sie krank wurde!" Leona lachte. „Wir werden uns Frau von Belsay verfeinden, wenn sie merkt, worauf es hinausläuft."

„Das überlasse ich Dir, sie dadurch nur zu gewinnen. Sie muß sich mit Vergnügen hier einfinden und Dir den ersten Platz lassen."

„Aber die Fuchshetze in Rothenburg . . ." Leona zögerte doch, obgleich sie schon halb gewonnen war.

„Die Fuchshetze ist die beste Fortsetzung unseres Gesellschaftsabends. Du zeigst damit gleich, daß Du energisch bist und Deinen eigenen Weg gehst."

„Das weiß Mama schon von mir."

„Um so besser, so ist sie schon vorbereitet. Du kommst mit, das ist gar keine Frage. Schweige nur darüber, damit Frau von Belsay nicht auch dort ist."

Lettow küßte seiner Frau die Hand. Er war sehr zufrieden. Sie war seit dem Hochzeitstage wie umgewandelt und mit allem

einverstanden, was er vorschlug. Ihre „fromme Stimmung" war verflogen. Wenn dies eine Kaprice war, so kam ihm dieselbe sehr gelegen.

Am Nachmittag ging Leona zu Belsays. Sie ging allein, denn ihr Mann hatte Dienst. Als sie in das Haus ging, kreuzte Adlerstein auf dem Trottoir ihren Weg. Er grüßte stumm und höflich. Es war ihr angenehm und gewährte ihr eine Art Befriedigung, daß er ihr gerade jetzt begegnet war, damit er auch sah, wohin sie ging. In der Erinnerung war ihr die Versöhnungsszene mit ihm so peinlich geworden, daß sie einen tiefen Groll gegen ihn empfand, der so gelassen ihre Bitte um Vergebung abgewiesen hatte. Sie war im Moment selber betäubt und erschüttert gewesen und hatte nur fühlen, nicht denken können. Erst später hatte sie aus seinen ablehnenden Worten den logischen Schluß gezogen, daß sie ihm also stets gleichgültig gewesen sei. Er hätte ihr nichts zu vergeben und seine Freundschaft sei stets dieselbe gewesen wie jetzt. Das hatte er gesagt, und weil er das gesagt hatte, deshalb wollte ihm Leona nun auch zeigen, daß sie sich wenig um seine gute Meinung kümmere, daß sie seine Freundschaft gar nicht brauche, ihn im Gegenteil nicht ausstehen könne.

Frau von Belsay trug den Arm noch in der Binde. Eine zackige, rote Narbe lief ihr über die Stirn bis unter das krause Haar. Sie schien auf diese Narbe stolz zu sein wie ein Dragoner auf sein zerfetztes Gesicht.

„Ich freue mich unendlich, unsern Kreis durch Sie vermehrt zu sehen, und ich verspreche mir viel von Ihrer Hilfe," sagte sie nach der ersten Begrüßung sehr entgegenkommend.

„Auf unsere Hilfe können Sie zählen," sagte Leona ruhig, „Lettow hat das schon mit mir besprochen. Er läßt Sie bitten, die Gnade zu haben und einem kleinen Abendessen, welches wir Sonntag geben wollen, beizuwohnen."

„Sonntag abend?" Frau von Belsay hustete, „Sie wissen vielleicht nicht, daß wir Sonntags gewöhnlich einige Freunde hier sehen. Bisher unterblieb dies, weil ich krank war, doch bin ich seit gestern für gesund erklärt und habe es bereits sagen lassen, daß jeder, der hier Sonntags eine Tasse Thee zu trinken wünscht, willkommen ist. Also weiß ich noch nicht, ob ich werde abkommen können."

„Das sollte ich sehr bedauern."

„Nächsten Sonntag müssen wir also wohl auf das Vergnügen

verzichten, Sie hier zu sehen'" sagte Frau von Belsay schnell, „aber Sie sind hiermit ein= für allemal zum Sonntag abend eingeladen."

„Meinen herzlichen Dank. Dies ist allerdings ein unglückliches Zusammentreffen! Lettow hat heute seinen Kameraden den Sonntag abend als jour fix erklärt, ich werde alles thun, um dies rückgängig zu machen. Welch ein gedankenloser Mensch er ist!"

„Nun, das ginge ja doch wohl zu ändern, ich würde gern unsern Tag verlegen, doch mein Mann ist darin solch ein greulicher Tyrann. Er will am Sonntag abend seinen Spaß haben. Es wird Ihnen, meine liebe Leona, wohl nichts übrig bleiben, als sich anders einzurichten . . . es wird überhaupt schwer halten, die Herren anders zu gewöhnen. Sie waren bisher eigentlich stets, wenn sie nicht zum Souper bei Ihrer Frau Mama gebeten wurden, den Abend bei uns. Die alte Gewohnheit zieht sie hierher!"

Frau von Belsay sprach die letzten Worte mit siegessicherm Lächeln.

„Und wenn Sie zu uns kommen, hoffen wir so sehr, daß Sie Ihren liebenswürdigen Pflegebruder mitbringen, seit lange schon werbe ich förmlich um ihn. Er verschmäht unsere heiteren Abende."

Hiermit wollte die Dame Leona Gelegenheit geben, auch einen kleinen Triumph zu genießen, nämlich die Genugthuung, daß es ihr gelungen sei, Malthus für die Partei zu gewinnen. Leona lachte innerlich über diese Gnade. Die Sache begann, ihr großes Vergnügen zu machen.

Nachdem sie auch noch hatte versprechen müssen, daß Gräfin Ellas ebenfalls kommen würde, und von Frau von Belsay den genauen Bericht des Unglücks an der Eisenbahn erhalten hatte, verabschiedete sie sich und fuhr nach Hause.

Malthus hatte die Gräfin mittlerweile auch wieder heimgebracht. Sein sonst so sonniges Gesicht sah verstimmt und unruhig aus und er war sehr zerstreut. Die schöne Gräfin aber flüsterte Lettow im Vorbeigehen zu: „Nur noch ein wenig Geduld und er wird das Pferd nehmen. Das ist der erste Schritt zum tollen Husaren!"

XV.

Hätte Leona nur gewußt, zu welchem Unternehmen sie sich hergegeben hatte, als sie, einer Laune folgend, auf Lettows Plan einging, sie hätte sich schaudernd abgewandt. Aber in ihrem unbestimmten Sehnen nach Aufregung und Zerstreuung ergriff sie die erste beste Gelegenheit, die sich ihr bot, mit Eifer, redete sich selber ein, daß es schließlich ein sehr unschuldiges Vergnügen sei, gegen das Gängelband der „gestrengen Mama" zu revoltieren, und sogar eine Art Pflicht, sich Freiheit und Selbständigkeit zurückzuertrotzen. Die mütterliche Kontrolle war ganz unbefugt. Also war es jedem erlaubt, sich derselben zu entziehen. Eine Intrige hätte Leonas von Natur ungemein aufrichtigem Charakter widerstrebt und sie wäre schwer dafür zu gewinnen gewesen, aber offener Widerstand, das war ihrer Überzeugung nach ganz gestattet. Die Sache fing ja gleich mit einem éclat an: der Rothenburger Fuchshetze, diesem sehr schlecht angeschriebenen Vergnügen. Nun mochte die Mutter zürnen und wettern, das war man gewohnt, — sie konnte doch nicht den Vorwurf machen, es sei heimlich zu Werke gegangen worden!

Der Sonntag kam und Leona empfing mit liebenswürdigem Lächeln die Gäste, welche ihren Salon füllten. Sie feierte innerlich keinen geringen Triumph, denn nicht einer war ausgeblieben, und somit war der erste Sieg über Frau von Belsay gewonnen. Es fehlte auch nicht an Damen, sowohl verheirateten, wie unverheirateten, und da sie alle etwas Amazonenhaftes oder Übermütiges hatten, wie das nun einmal im Regiment Mode war, so wurden sie auch nicht durch den Ton, welchen Lettow anschlug, sehr verletzt, das Gelächter war oft sehr laut, und während des delikaten Soupers, bei dem der perlende Champagner nicht gespart wurde, flog manch frivoles Scherzwort hinüber und herüber, ohne daß, wie dies in Leonas Elternhause der Fall gewesen, eine derbe Rüge der Hausfrau dazwischen gefahren wäre. Die Mama konnte zwar eine sich bis zum Lärm steigernde Heiterkeit, aber keinen zweideutigen oder frivolen Scherz vertragen.

Gräfin Gisela, in einer blauen Wolke von Seidentüll und anderen schleierhaften Stoffen, mit breiten goldenen Bracelets an

den durchschimmernden, feinen und doch so vollendet schönen Armen, schmiegte sich mit vollkommener Genauigkeit der Stimmung der ganzen Gesellschaft an und zeigte sich von einer neuen Seite, nämlich der der ausgelassensten Heiterkeit. Ihr Witz glich dem leichten, perlenden Schaumwein, und die ihr angeborene Anmut verließ sie nie, und als bei den anderen die Heiterkeit, angefeuert durch die starken Weine, schon den Gipfelpunkt des Anstandes und der guten Sitte etwas überschritten hatte, machte ihr Benehmen immer noch einen feinen Eindruck, trotzdem sie weiter ging als irgend jemand sonst.

Malthus war auch gekommen. Gräfin Gisela hatte ihn selber eingeladen, und er schwärmte viel zu sehr für die liebliche Dame, um die Einladung nicht anzunehmen. Außerdem war er stolz darauf, wie sehr sie ihn allen übrigen vorzog, in welch' vertrautem Tone sie mit ihm sprach und wie freundlich sie trotz aller Neckereien gegen ihn war. Desto tiefer verwundeten freilich diese Neckereien! Malthus wäre übrigens auch ohne besonders dringende Bitten gekommen, es erschien ihm sehr natürlich, daß er, da er doch täglich im Lettowschen Hause aus- und einging, auch einmal den Abend dort in Gesellschaft verbringen könne; daß es in dieser Gesellschaft ziemlich frei hergehen würde, darauf war er auch vorbereitet, denn Lettows Art und Weise kannte er, und Leona war von jeher übermütig und heiter. Um so entzückter war er von dem Betragen der Gräfin Gisela. Wie ruhig und mit welch' vollendeter Anmut saß sie unter der bewegten Gesellschaft. Wie silberrein und melodisch klang ihr Lachen, während die andern von demselben geschüttelt wurden. Wie fein und geistsprühend blieb ihre Rede, auch noch, als alle übrigen sich in verworrenem Geschwätz überboten. Ein Gefühl tiefer Beschämung überkam ihn. Er hatte sich auch viel zu sehr fortreißen lassen von der tollen Lustigkeit. Was mußte sie von ihm denken?

Nach dem Souper begab man sich zurück in den Salon und nahm hier in sehr animierter Stimmung Platz. Plötzlich hieß es: wir sollten tanzen! Das Wort kam in Umlauf. Diener flogen herbei und hatten in kurzem die hindernden Ottomanen und Tische hinausgetragen; einer der Herren setzte sich, bis der Klavierspieler gebracht wurde, selbst an den Flügel und ein rasender Galopp rauschte durch den Salon. Alles sprang in die Höhe; da der Damen zu wenige waren, engagierten sich Herren unter einander. Malthus, in welchem nach und nach der ganze kecke, freudige Übermut wieder

erwacht war, bahnte sich, ehe ihm jemand zuvorkam, den Weg bis zu dem Diwan, auf welchem Gräfin Ellas wie eine Elfenkönigin ruhte. Sie blickte lächelnd auf, als er sich vor ihr verneigte.

„Sie sind sehr unbescheiden, mein Herr," sagte sie lächelnd.

„Sie haben mich unbescheiden gemacht!" versetzte Malthus. Die Gräfin erhob sich.

„Heute abend gefallen Sie mir!" sagte sie zutraulich, „ich kann die frommen Husaren nicht leiden, so gern ich selber fromm bin."

Sie tanzten zusammen — ohne Aufhören, bis der Tanz schloß. Jedesmal wenn Malthus anhalten wollte, sagte seine Tänzerin: „weiter! weiter!" und in wirbelnder Schnelligkeit ging es wieder in das bunte, flackernde Chaos von glitzernden Lichtern und wehenden Kleidern hinein, welches sich immer nebelhafter ringsum drehte. Malthus sagte sich, daß er so noch nie getanzt habe, und je toller ihm der Kopf brauste und ein verworrenes Gefühl sich seiner bemächtigte, desto mehr hatte er die Empfindung, als flöge er mit einem goldfunkelnden, blauleuchtenden Schmetterling davon über wüste Strecken, verfolgt von einem Heer verzerrter Fratzen. Endlich schwieg die Musik. Herr von Lettow rief ein gebieterisches „halt" — und stand gleich darauf vor ihnen.

„Sie sind toll, Gisela, sich zu Tode zu tanzen."

Während Malthus, schwindelnd und glühend, nach einem Fensterpfeiler griff, um sich zu halten, warf sich die Gräfin auf ein Sofa; wahrhaftig, sie atmete so ruhig, wie es etwa die Feen und Elfen thun mögen nach einem nächtlichen Reigen am See.

„Welch' ein Narr Sie sind, George!" sagte sie heiter, „als wenn Sie nicht wüßten, daß der Tanz mein Lebenselement ist!"

„So haben Sie wenigstens Erbarmen mit ihren Tänzern," sagte Lettow und sah patronisierend auf Malthus. Die Gräfin streckte demselben ihre kleine Hand hin.

„Kommen Sie! Setzen Sie sich ... hierher! Ruhen Sie sich aus! Bekümmern Sie sich nicht deshalb, daß ich ohne Ende tanzen kann. Das kann nicht jeder. Sehen Sie, Mylady holte den Heartsease auch nicht ein! Sie sind deswegen doch ein superber Tänzer, ich tanze jetzt bloß noch mit Ihnen, ja, das thu' ich. George, so geh' doch endlich mal fort!" wandte sie sich zu ihrem Vetter, „Du siehst doch, daß Du uns nur störst."

Lettow wollte lachend widersprechen, aber besann sich doch eines andern und ging fort.

Man tanzte, bis man es überdrüssig geworden. Die ganze Zeit über saß Malthus neben der Gräfin und diese sprach gar ernsthaft und philosophisch mit ihm — und sah nebenbei aus wie ein Engel.

„Sehen Sie, ich interessiere mich für Sie, und ich bedauere Sie. Wer jung und feurig ist, wie Sie, sollte nicht unter dem Pantoffel einer herrschsüchtigen Frau stehen. Nun, so widersprechen Sie nicht. Ihre Tante, die Obristin, ist eine liebe, gute Seele, die es selber nicht ahnt, daß sie nach und nach maßlos tyrannisch und anspruchsvoll geworden ist. Sie und Ihre Kameraden, unter ihrer Zucht herangewachsen, können dies ebenfalls nicht beurteilen. Wer aber, wie ich, fremd und unbefangen hierher kommt, der hat einen scharfen Blick für diesen Übelstand. Denn das ist nicht das Richtige. Mag auch die Triebfeder dieser Herrschsucht nur Güte und Liebe sein, nach und nach artet diese mütterliche Fürsorge doch aus und wird zu einer unerlaubten Beeinträchtigung persönlicher Freiheit. Der erwachsene Mensch aber muß selbständig seinen Weg gehen und darf nicht auf Schritt und Tritt gemeistert werden, sonst bleibt er eben ewig ein Kind!"

Die Gräfin sprach so würdevoll und ihre großen Augen blickten jetzt mit einem abermals ganz neuen Ausdruck überzeugender Wahrhaftigkeit auf den jungen Mann, daß dieser sich frug, ob diese ernste, nachdenkende Frau wirklich noch derselbe blaue Schmetterling sei, mit dem er vorhin davongeflogen! Ihre Rede machte einen tiefen Eindruck auf sein leicht empfängliches Gemüt. Was sie da sagte, war etwas Neues, worüber er bisher noch nicht nachgedacht hatte.

„Denken Sie nun nicht, ich wolle Ihre liebe Tante, die ich sehr verehre, in Ihren Augen herabsetzen. Wenn Sie diesen Eindruck empfangen haben, so drückte ich mich falsch aus," fuhr die Gräfin fort, „die Obristin ist eine vortreffliche Frau. Sie hat Geist, Mut, Charakter. Sie ist energisch und verfolgt gute Zwecke. Sie hat den Wunsch, ein Musterregiment heranzubilden und arbeitet mit Treue hieran. Aber ihr ganzes Beginnen ist ein Irrtum. Dem Gefangenen ist es leicht, nicht mehr zu stehlen oder zu rauben, denken Sie nicht? Deswegen hat er doch nicht aufgehört, ein Verbrecher zu sein. Deswegen ist er noch kein edler Mensch. Sie verstehen mich."

„Ich glaube," sagte Malthus, hingerissen von dem neuen Zauber ihrer eindringlichen Beredtsamkeit. Die Gräfin nickte.

„Wir müssen frei und selbständig wählen können. Wer aber auf Schritt und Tritt beaufsichtigt wird, der verliert das eigene Urteil, er gewöhnt sich daran," die Sprecherin sah ihrem Zuhörer schelmisch in die Augen, „gewöhnt sich daran, bei jeder Gelegenheit stets „Mama" um Rat zu fragen. Wissen Sie, daß dies ein wenig lächerlich ist? Nein, Sie wissen dies nicht. Verzeihen Sie mir, daß ich es Ihnen sage. Es geschieht ja um Ihrer selbst willen, daher müßten Sie mir dankbar sein! Könnte es mir nicht ganz gleichgültig sein, ob ein junger Mensch, der mich nichts angeht, als Muttersöhnchen gilt oder nicht? Nicht wahr, das könnte mir doch ganz gleichgültig sein. Nun, es ist es aber nicht; wissen Sie weshalb? Nun, so werden Sie doch nicht rot und bilden sich gar ein, ich gäbe mir um Ihretwegen solche Mühe! Nein, mein junger Freund, ich thue dies um Ihrer Schwester Seraphine willen, deren Stolz und Glück Sie sind. Sie weiß hiervon nichts, sie ahnt nicht, in welchem Grade Sie sich tyrannisieren lassen! Ihrem Charakter ist ein solcher Zwang, eine solche Tyrannei sehr schädlich. Sie müssen sich ausbrausen, das Feuer, was in Ihnen ist und immerfort gedämpft und niedergehalten wird, es muß heraus. Für einen Husaren ziemt ein frisches, flottes Leben. Er muß hindurch, da hilft nun nichts. Flache, haltlose Charaktere gehen dabei freilich unter, hochstrebende, edle Naturen werden geläutert und werden — Männer! Sehen Sie, dies kindliche Erröten steht Ihnen zwar sehr hübsch und hätte seine Berechtigung, wenn Sie sechzehn Jahre wären, aber acht Jahre später . . . verzeihen Sie mir! . . . da verrät es doch, daß Sie, nun, daß Sie eben noch an Mamas Hand gehen!"

Sie schwieg und lehnte sich ruhig zurück. Malthus aber ward von dieser Rede und insbesondere von ihrem Schluß völlig schwindelnd zu Mut. Sein Herz klopfte ungestüm, Zorn und Kränkung stritten darin mit stürmischer Bewunderung. Er hatte das brennende Verlangen, fortzustürmen und sich in irgend eine Tollheit, in eine Schlacht, in ein Duell, in eine romantische Räuberaffaire zu stürzen, bloß um ihr zu zeigen, daß er wahrhaftig nicht an dem von ihr verspotteten Gängelbande ging, sondern thun und lassen konnte, was er wollte, mit einem Worte, daß er frei war! Dazwischen überwältigte ihn wieder das Entzücken über diese Frau, — die da alles that um Seraphines willen! Sie sah mit

freundlicher Ruhe auf ihn und ließ seine Aufregung den Höhepunkt erreichen. Dann erhob sie sich. „Nun führen Sie mich in das Spielzimmer," sagte sie, „es ist spät, die Damen werden gleich fortgehen. Wollen wir sehen, was an den grünen Tischen vor sich geht?"

Malthus überlegte nichts. Er reichte ihr den Arm und führte sie in das anstoßende Zimmer, wo gespielt ward. Der größte Teil der Gesellschaft verabschiedete sich jetzt, nur Herren blieben noch und saßen oder standen an den Spieltischen, sich Jagdgeschichten erzählend, rauchend und trinkend. Die Gräfin Ellas trat mit der größten Sicherheit in die Mitte, sie nahm an einem Tische Platz.

„Ah, — da kommt die Königin des grünen Tisches!" sagte Lettow, „meine Herren, — hierher, bitte!" Die Gräfin setzte sich heiter hin.

„Ja, geben Sie mir die Karten, George, ich liebe das Fieber, welches eine Folge des Spieles ist."

Das Spiel begann, eines der gefährlichsten Hazardspiele mit hohem Einsatz. Das Gold rollte über den Tisch und die Aufregung wuchs. Malthus stand unbeweglich hinter dem Sessel der Gräfin. Sie hatte ihn mit keiner Silbe zum Mitspielen aufgefordert. Auch Lettow und die anderen Herren schienen ihn gar nicht zu sehen. Er kam sich vor wie ein von der Gesellschaft Ausgeschlossener, wie ein Knabe, der noch nicht „groß genug" ist, um an den Beschäftigungen erwachsener Menschen teilzunehmen. Nebenbei regte ihn der Anblick des Spieles, von dem er sich bisher in scheuer Entfernung gehalten, sehr auf. Der bestrickende Zauber kam über ihn. Ohne mit beteiligt zu sein, fing er schon an, zu begreifen, was die Gräfin von dem „Fieber des Spieles" gesagt hatte.

Lange, lange stand er so regungslos, mit wildklopfendem Herzen. Er machte alle Phasen der Gemütsstimmung mit, welcher die Spieler verfielen. Gräfin Gisela blieb auch in der Aufregung anmutsvoll und weiblich.

„Da!" sagte sie endlich und lehnte sich so gelassen zurück, als handle es sich um ein Austernfrühstück, „ich habe tausend Thaler verloren. Das ist genug für heute, sollt' ich meinen!"

Hiernach sah sie lächelnd zu Malthus auf.

„Nun?" frug sie bloß. Der Augenblick war wie auf's Haar richtig berechnet. Es bedurfte bei Malthus einzig und allein dieses Wörtchens. Er saß im nächsten Augenblick neben ihr.

„Doch ich habe kein Geld mit," sagte er.

„Das hat nichts zu sagen," versetzte Lettow verbindlich und reichte ihm eine mit Dukaten gefüllte Börse hin, „nimm Dir ungezählt. Bedenke, daß ich Dein Schwager bin."

Ehe er sich besann, war er mitten d'rin und spielte mit wagehalsiger Unbesonnenheit. Mochte werden, was da wollte, er wollte der schönen Frau zeigen, daß er auch „hindurch" könne, wenn er wolle!

Das Glück warf ihm indessen eine solche Summe in den Schoß, daß er es selber nicht begriff, wie er plötzlich zu dem Gelde kam. Es war vier Uhr morgens, als man erst die Lichter des Spieltisches auslöschte, weil der Tag durch die Fenster schien. Die lärmende Aufregung hatte sich gelegt. Blasse, überwachte, entstellte Gesichter sahen sich beim grauen Schein des Morgens an. Nur Gräfin Gisela stand die Abspannung ebenso gut, wie das rosige Karmin.

„Gute Nacht, belle Cousine!" sagte Lettow, sich vor ihr verneigend.

„Gute Nacht? Nichts da! Wer könnte jetzt schlafen? Satteln wir die Pferde und reiten wir dem jungen Morgen entgegen. Mich fröstelt, ich gehe und vertausche diesen nichtigen Flitterstaat mit dem Reitkleide! Kommen Sie auch mit, Malthus, ein tüchtiger Ritt ist die beste Erquickung!"

Lettow, welcher über ein halbes Dutzend Luxuspferde verfügte, bestellte das Satteln, und als die Pferde gemeldet wurden, erschien die Gräfin umgekleidet, legte ihre Hand in den Arm des jungen Glücksritters, wie sie Malthus scherzend nannte, und ließ sich von ihm hinabführen. Lettow hatte für Malthus sein feurigstes Pferd bestellt, und dieser fühlte mit Entzücken die kraftvolle, aufstrebende Bewegung desselben, als er neben der Gräfin dahinflog, in den nebelfeuchten, kalten Morgenduft hinein. Lettow ritt auf seiner andern Seite und versäumte nicht, ihm von Zeit zu Zeit eine schmeichelhafte Bemerkung zuzurufen.

Es war ein toller Ritt nach der tollen Nacht, aber Gräfin Gisela hatte recht, er frischte die abgespannten Nerven von neuem auf und kühlte das fiebernde Blut ab.

Als sie nach zwei Stunden wieder vor der Villa Regina hielten und Malthus sich verabschiedete, reichte ihm Gräfin Gisela ihre Hand mit den Worten: „Mein lieber Freund, wenn Sie mich heute nachmittag zu unserem Ritt abholen, so will ich Sie nur auf dem Heartsease sehen!"

Malthus küßte ihr die Hand und verneigte sich. Es war ihm, als sei er einige Zoll gewachsen, so wenig er dessen bedurfte, und als sähe sie ihn schon nicht mehr so ganz als charakterlosen Knaben an.

Er ging jetzt schnell nach Hause, denn um sieben begann sein Dienst und die Uhr hatte schon sechs geschlagen. Als er über den Korridor ging, an dem sein Zimmer lag, kam ihm die Obristin entgegen.

Sie war sehr erregt und aufgebracht.

„Aber Junge! Sage mir um Himmelswillen, wo bist Du denn die ganze Nacht gewesen?" rief sie.

„Ich war bei Lettow's," versetzte Malthus.

„Bei Lettow's, — nun ja, aber da kannst Du doch nicht bis jetzt geblieben sein?" rief die Obristin heftig, „ich hab' von keinem Souper gehört, welches um sieben Uhr morgens aufhört, wenigstens nenn' ich solche Wirtschaft dann nicht respektierlich und anständig."

„Wir haben auch getanzt," sagte Malthus, seine Heftigkeit bekämpfend, „und ich bin mit Lettow und der Gräfin geritten."

„Aha, — die Gräfin, na ja! Die steckt natürlich dahinter! Höre, Junge, was machst Du mir für Streiche! Das leid' ich unter keiner Bedingung. Fehlte mir gerade noch, daß Du ein Nachtschwärmer wirst! Hörst Du? Habt wohl auch gespielt? He? Sag' es nur. Wo Lettow ist, da ist kein Leben ohne Karten! Sprich!"

„Ja, wir spielten!" sagte Malthus, während ihm eine dunkle Glut in die Wangen stieg. Das war aber nicht das „kindliche Erröten", um deswillen ihn Gräfin Gisela so viel geneckt hatte. Er war sehr nahe daran, wie ein heftiger Knabe die Thüre zuzuwerfen und davon zu stürmen.

Die Obristin, der es zum erstenmal in ihrem Leben begegnete, daß sie ihrem Liebling gegenüber unwirsch wurde, lenkte ein, da sie seine Aufregung sah.

„Na," sagte sie ruhiger, „für diesmal mag es hingehen, weil es das erste Mal ist. Du bist eben noch jung und neigst nun mal etwas zum Leichtsinn. Ich will nichts mehr sagen. Aber wenn es wieder vorkäme, ginge Dir's schlecht! Merke Dir das, mein Sohn! Na, jetzt beeile Dich, es ist die höchste Zeit."

Damit ging sie. Malthus aber dachte bei sich, Gräfin Gisela sei sicherlich nicht nur die schönste, sondern auch die klügste Frau auf dieser runden Erde.

Ihm war zu Mut, als seien ihm jetzt erst die Augen geöffnet. Wer war denn schuld daran, wenn diese selbe Frau mitleidig über ihn lächelte? Doch nur sie, welche ihn, welche das ganze Regiment am Gängelbande führte. Er war entschlossen, sich solche Bevormundung nicht länger gefallen zu lassen. Ebenso wenig wie sich der Oberst um den Privatcharakter seiner Regimentssöhne kümmerte und sich in ihre Angelegenheiten mischte, so wenig war die Obristin befugt, dies zu thun, und unbegrenzte Herrschsucht war es, wenn sie es that!

Wie Leona, bedachte auch er nicht, was er nun eigentlich wolle! Er war so bethört und bezaubert, daß er, um der schönen Dame zu gefallen und der Obristin seine Selbständigkeit zu beweisen, der größten Thorheiten fähig gewesen wäre!

Die erste, die er nun beging, war, daß er sogleich nach Beendigung der Übungen zu Marford ging und diesem den Heartsease abkaufte. Er konnte es wenigstens thun, ohne Schulden machen zu müssen, denn sein Spielgewinn überstieg noch die geforderte Summe. Mit stolzaufgezäumtem Rosse, dem der neue, gelbe, mit funkelnden Knöpfen verzierte Zaum gar stattlich stand, hielt er am Nachmittag vor der Villa Regina und neigte sich grüßend im Sattel, als die Gräfin und Leona oben lachend aus dem Fenster blickten. Gräfin Gisela warf ihm auf der Fingerspitze ein Kußhändchen zu, Leona sagte: „Malthus emanzipiert sich. Was wird Mama hierzu sagen!“

Der jetzt folgende Ritt versetzte Malthus in Ekstase. Dies Pferd war die Sehnsucht seines Herzens gewesen, seit er es kannte. Wohl sagte er sich stets, daß es für den schweren Dienst zu zart und kostbar sei, und daß es daher für ihn eine Thorheit wäre, es gegen Mylady zu vertauschen, deren Brauchbarkeit und Ausdauer sie zu einem sehr tüchtigen Dienstpferde machten. Jetzt aber lachte ihn die Gräfin aus, als er sagte, er müsse nun Mylady verkaufen. Sie fand das wieder so reizend solid und artig, daß er errötend beschloß, beide Pferde zu behalten.

Schließlich versprach er noch, er wolle morgen zur Fuchshetze in Rothenburg nicht fehlen. Es kam ihm jetzt schon sehr natürlich, ja notwendig vor, daß er hinging.

Sobald er nach Hause kam, ging er zum Obersten und bat um Urlaub auf den nächsten Tag, da er nach Rothenburg zur

Jagd geladen sei. Oberst Werther saß an seinem Schreibtisch. Er legte die Feder hin. Seine stoische Ruhe und Gelassenheit machte doch einigem Erstaunen Platz bei dieser Eröffnung.

„Nach Rothenburg?" frug er, sich den langen, grauroten Schnurrbart streichend, „kümm're mich zwar nicht darum, — mache selber keine Jagden mit, kann also nicht darüber urteilen, dachte aber bisher, es gehörte unter Euch nicht zum feinen Ton, die Rothenburger Jagden mitzumachen."

„Ich wollte die Sache doch einmal mit angesehen haben," sagte Malthus.

„Nun, das ist Deine Sache. Du bist selbständig und mußt wissen, was Du thun kannst. Ich mische mich nicht in Eure Angelegenheiten. Urlaub kannst Du haben, wenn Daven Dich vertreten will. Wirst Dich aber mit der Mylady nicht berühmt machen bei der Affaire. Daher wäre mein Rat, Du bliebest zu Hause, wenn Dir nicht jemand ein besseres Pferd leiht."

„Ich brauche kein Pferd zu borgen. Ich habe den Heartsease gekauft!" sagte Malthus mit klopfendem Herzen.

Diesmal fiel dem Obersten die Feder aus der Hand. Aber das war auch das einzige Merkmal innerer Betroffenheit.

„Bist Du toll?" frug er trocken.

„Nein." — „Womit kauft man denn bei Dir zu Lande Pferde?" frug der Oberst sarkastisch.

Diese Frage zu beantworten, wurde Malthus nicht leicht, aber es fiel ihm nicht ein, die Wahrheit verschweigen zu wollen. „Ich gewann vorige Nacht im Spiel bei Lettow's eine Summe, die mich in den Stand setzte, das Pferd zu kaufen!"

„Bravo!" war alles, was der Oberst auf diese Enthüllung sagte.

Malthus wußte sehr gut, daß er auch nichts mehr sagen würde.

„Wenn Du daher nichts dagegen hast, lieber Onkel," fuhr er, seinen Mut sammelnd, fort, „so halte ich mir in Zukunft zwei Pferde; denn ich komme mit Mylady allein nicht aus, wenn ich nicht bei jeder Gelegenheit die Gefälligkeit meiner Kameraden in Anspruch nehmen soll."

„So! Weißt Du vielleicht, wie diese beiden Pferde satt werden sollen?"

Malthus wußte das durchaus nicht, um so entschiedener sagte er in seiner Verwirrung: „Ja!"

„Nun, das ist schön, denn ich weiß es nicht!“ sprach der Oberst gelassen.

Dann folgte eine lange Pause, die für den hoffnungsvollen Jünger der schönen Gräfin sehr peinlich war. „Ich werde zusehen, wie ich mich einrichte,“ sagte er endlich.

Der Oberst zuckte die Achseln. „Du wirst Dich wohl selber bald davon überzeugen, daß es nicht geht,“ sagte er achselzuckend, „die Zinsen Deines mütterlichen Vermögens reichen knapp hin, um die Kosten Deiner Uniform zu bestreiten.“

Malthus schwieg und machte Miene, sich zu entfernen. Der Oberst sagte ruhig: „Du weißt, daß ich das Moralpredigen meiner Frau überlasse. Das ist nicht meine Sache. Ich frage nur nach dem Dienst. Dennoch irrst Du Dich sehr, wenn Du meinst, es sei mir ganz gleichgültig, in welchem Fahrwasser Du schwimmst. Bisher warst Du mein Stolz.“

Diese Worte des zurückhaltenden Mannes, den Malthus wie einen Vater liebte, verfehlten ihren Eindruck nicht ganz. Malthus wurde wieder sehr rot, Thränen standen in seinen Augen, als er mit großer Bewegung versetzte: „Ich habe nicht die Absicht, in ein schlechtes Fahrwasser zu kommen. Ich sehne mich nur nach etwas mehr Freiheit.“

„Das sind die Früchte all' der Predigten,“ murmelte der Oberst, ironisch lächelnd. „Geh,“ fügte er dann hinzu, „ich habe Deine persönliche Freiheit nie beeinträchtigt. Deinen Urlaub hast Du!“

Er faßte allerhand schöne Vorsätze, während er die Treppe herunterging. Er konnte ja ein sehr flotter Husar und doch sehr vorzüglich, sehr vernünftig sein, ... daß er bereits auf dem Wege zum Gegenteil war, bedachte er nicht.

Die Obristin hatte unterdessen die Wundermähr vernommen, Malthus besitze den Heartsease. Sie hatte es nicht glauben wollen, doch Marford selber bestätigte es. Nun kannte ihre Aufregung keine Grenzen mehr. Sobald sie Malthus sah, überschüttete sie ihn mit Vorwürfen. Sie ging dazu in großer Erregung im Zimmer auf und nieder, während Malthus am Fenster stand, mit der Miene eines Knaben, der ein schlechtes Gewissen hat und doch trotzt und schmollt. Mitten in dieser Explosion ward jemand gemeldet, die Thüre öffnete sich und Gräfin Gisela in schwarzer Samttoilette trat ein. Die Obristin war in solchem Eifer, daß sie sich unmög-

lich in eine andere Stimmung versetzen oder gleich abbrechen konnte.

„Guten Abend, Gräfin Ellas, ich zanke den da eben aus! Nein, was haben Sie nur gedacht, Sie und Leona und Lettow, daß Sie eine solche Thorheit zuließen! Der Junge ist mir rein verrückt geworden, weiß selber nicht mehr, was er will, nun, das sage ich aber, wer mir den Malthus auf schlechte Wege bringt, der kriegt's mit mir zu thun!"

Dies ward der Gräfin so direkt in's Gesicht gesagt, daß dieselbe ganz erschrocken ausrief: „Aber liebe, beste Frau Obristin, klingt's doch, als wollten Sie mich beschuldigen!" — Die Obristin beherrschte sich mühsam. — „Was hat denn der arme Kleine dort verbrochen?" frug die Gräfin mit unbeschreiblicher Ironie in ihrer weichen Stimme.

„Nun, den Heartsease hat er gekauft, das wissen Sie doch," rief die Obristin, welche für den feinen Spott kein Ohr hatte.

„Hören Sie? Was machen Sie für Streiche?" Gräfin Ellas erhob mit scherzhafter Drohung ihren Finger gegen Malthus, der vor Zorn erglühte und sich die Lippen zerbiß.

„Wo hat er denn aber anders diese Streiche gelernt, wenn nicht in Ihrer Gegenwart?" frug die Obristin ärgerlich, „das sagen Sie nur auch Lettow. Der würde nichts lieber sehen, als wenn mir der Junge ein Galgenstrick würde. Das geschieht aber nicht! Der Heartsease wird wieder verkauft, und Soupers in der Villa Regina, wo das Kartenspielen erst um sieben Uhr morgens aufhört, werden nicht mehr mitgemacht. Basta!"

Die erquickliche Unterhaltung ward hier durch den Eintritt einiger Herren unterbrochen und nicht wieder fortgesetzt. Die Gräfin empfahl sich bald darauf. Im Vorbeigehen warf sie Malthus einen Blick zu, einen ruhigen, großen Blick, welcher ihm zurief: Mut! — Hindurch! Dieser eine Blick machte ihn so stolz, wie er noch nie gewesen. Gräfin Gisela sollte sich nicht in ihm getäuscht haben.

Am nächsten Morgen setzte sich eine ganze Kavalkade von der Villa Regina aus in Bewegung. Voran ritt die Gräfin mit Malthus, dann Leona neben Belsay, und dann Lettow mit Frau von Mühlberg, welche nächst der Belsay für die kouragöseste Dame im Regiment galt. Frau von Belsay grollte noch auf Leona und außerdem konnte sie ihren Arm noch nicht gebrauchen. Daher kam sie nicht nach Rothenburg.

Malthus machte also diesen Tag in einer allerdings ziemlich bunten und ziemlich wilden Gesellschaft mit. Graf Rothen war ein nicht mehr junger, aber desto vergnügungssüchtigerer Kavalier, welcher sich die kurze Zeit, die er gezwungen war, auf seinem Majorat in Deutschland zuzubringen, möglichst würzte. Er war in der Wahl seiner Gäste durchaus nicht ängstlich, wenn dieselben nur im allgemeinen eine unterhaltende Gesellschaft abgaben. Das Ganze machte indessen einen großartigen, reichen Eindruck, und für Komfort und Unterhaltung, feine Küche und gute Weine war gesorgt. Da war sogar eine Gräfin Rothen, eine alte Dame, welche beim Diner die Honneurs machte und die Damen empfing. Lettow behauptete freilich böshafter weise, Graf Rothen habe sich diese Ehrentante einzig und allein für diesen Tag gemietet, und dieselbe sei eigentlich das Weib des Portiers. Wie dem auch sei, der Empfang war sehr standesgemäß, man nahm ein Gabelfrühstück ein und dann ging's auf die Jagd. Diese war außerordentlich belebt und die Kühnheit, welche die Damen an den Tag legten, erregte die Bewunderung aller Jäger. Malthus wich nicht von der Seite der Gräfin, die er jetzt als leidenschaftliche Jägerin kennen lernte. Im ganzen ward nicht geschossen, sie aber hatte eine Pistole ununterbrochen in der Rechten und ihre Kugel traf mit unfehlbarer Sicherheit.

Als die Jagd beendet, folgte das Diner. Hier ging es nun schon bunter zu, und als das Dessert erschien, zogen sich die Damen zurück, was auch sehr geraten war. Malthus mußte natürlich mehr trinken, als er vertrug, hierfür sorgten alle, die entzückt waren, den Musterjungen in ihrer Mitte zu sehen. Er hielt sich trotzdem so leidlich, wenn er auch fühlte, daß er seine Gedanken nicht recht in der Gewalt habe, seine Zunge dagegen wunderbare Kühnheit und Beredsamkeit erlangt habe. Was er in diesem Zustande sodann mit Gräfin Ellas sprach, dessen konnte er sich zum Glück späterhin nicht mehr erinnern.

Nach dem Diner wurden die Gäste in einen Saal geführt, welcher zum Teil als Bühne eingerichtet war und in hellem Lichterglanz funkelte. Graf Rothen, ein leidenschaftlicher Theaterfreund, hatte eine umherziehende Komödiantengesellschaft engagiert, ihm während der Wochen seines Aufenthaltes auf seinem Schlosse die Zeit zu vertreiben. Natürlich hatte diese Truppe ihr bisheriges Programm, welches meist aus Räubertragödien, Schauerstücken oder

volkstümlichen Possen bestand, ganz umändern und nach seinem Pariser Geschmack einrichten müssen. Sehr wählerisch war er auch hierin nicht.

Um der Damen willen war vieles gestrichen worden, aber das Stück blieb doch immer dasselbe, und der Ton, welcher es durchwehte, die Toilette der Schauspielerinnen verletzten den Anstand genügend genug, um Damen eigentlich den Eintritt zu verbieten. Man hatte das freilich nicht voraus wissen können. Leona wäre am liebsten sogleich wieder fortgegangen, nachdem sie nur einen Blick auf die Bühne geworfen, aber sie trotzte ihrem eigenen besseren Ich. Sie mußte es eben mitgemacht haben. Das Ganze war eine Demonstration. Nach und nach begann das Stück, sie zu amüsieren und zu fesseln, und sie lachte mit den anderen und ward mehr und mehr mit fortgerissen, bis sie selber nicht mehr wußte, ob das, worüber sie lachte, auch des Beifalls von ihren Lippen wert sei. Mitten in dem allgemeinen Tumult von Händeklatschen, Bravos und verworrenen Ausrufen, hörte sie dicht hinter sich, ganz en passant einen Namen nennen. Belsay erwähnte gegen einen Herrn, — „ja, Adlerstein sagte es." Dies eine kleine Wort genügte, ein tiefes, beschämtes Erröten auf Leona's Antlitz zu zaubern. Wenn er sie eben hier sähe? Hier? Wenn er hörte, was sie hörte, sähe, was sie sah, und erleben mußte, daß sie dazu „Bravo" rief und Beifall klatschte?

Das lichte Rot stieg zu tiefem Inkarnat bei diesem Gedanken, aber desto trotziger wehrte sie sich auch dagegen und schüttelte die Mahnung ab. Wie kam es nur, daß sie so oft daran dachte, ob ihre Handlungen eben wohl sein Lob hätten? Das war ja fast, als fühle sie ein tieferes Interesse für ihn! Folglich war es ihre heilige Pflicht, den Gedanken an ihn jedesmal energisch zurückzudrängen. Ja, es war Pflicht, — — und im nächsten Augenblick war er denn auch glücklich vergessen, der unsichtbare Mahner.

Gräfin Gisela benahm sich ganz anders. Sie lachte so herzlich, wie ein harmloses Kind auch gelacht haben würde. Sie amüsierte sich augenscheinlich königlich, aber alles Frivole schien unverstanden von ihrem Ohr und Auge abzugleiten.

Nachdem der Vorhang gefallen und die sehr geschminkte, jedoch auffällig schöne Primadonna wiederholt hervorgerufen worden war, begab sich die Gesellschaft in die prächtigen Säle zurück, und hier

war für jede Art von Spiel gesorgt; auch erschienen die Schauspieler bald unter den Gästen und die Primadonna sang mit recht guter Stimme am Pianoforte.

Malthus spielte wieder und verlor und gewann im Wechsel, was nur dazu beitrug, seine Aufregung und seine erwachende Leidenschaft für's Spiel zu vermehren.

Es war gegen Morgen, als alle heimkehrten, die scharfe Luft kühlte die erhitzten Köpfe ab. Als Malthus zu Hause ankam, sagte er sich mit nicht geringer Beschämung, daß die Summa all' der unbehaglichen Empfindungen, die ihm Kopf und Körper durchzogen, vielleicht mit dem Worte: „Katzenjammer" zu bezeichnen sei. Er versuchte, sein übernächtiges Aussehen durch doppelte Aufmerksamkeit bei'm Dienst gut zu machen und zu vertuschen, doch ein leeres Gefühl blieb zurück und wich erst, als er nachmittags Gräfin Gisela zum Ritt abholte und den Abend mit Lettow und Raval zum Rittmeister Belsay ging, wo bis Mitternacht gespielt wurde.

So war denn jetzt offener Krieg erklärt und derselbe wurde mit Hartnäckigkeit fortgeführt. Jede Strafpredigt der Obristin bewirkte bei Malthus immer nur gerade das Gegenteil. Er sah darin eine Bestätigung alles dessen, was die Gräfin Ellas ihm gesagt hatte, und sein Vorsatz, sich nicht fernerhin so unwürdig beherrschen zu lassen, ward fester und fester.

Leona war bald die unbestrittene Herrscherin ihrer Partei. Sie gab brillante kleine Abendgesellschaften, wo sich alle auf's beste unterhielten. Ja, als Graf Rothen wieder fortgezogen war, engagierte Lettow die Schauspielertruppe für einige Abende und ergötzte seine Gäste durch theatralische Vorstellungen, — und diese paar Abende genügten, um nachhaltig einen Ton unter die Gesellschaft zu bringen, der jedes feine Ohr abstoßend berühren mußte. Leona verstopfte sich aber absichtlich die Ohren gegen ihr Gewissen.

Eines Tages ritt Malthus endlich auch nach Sternheim. Er war seit dem Besuch mit Gräfin Gisela nicht wieder dagewesen und stieg mit klopfendem Herzen vom Pferde. Der Onkel kam ihm, die Pfeife im Munde, entgegen. Er wußte schon um den Kauf des Heartsease, nahm aber die Sache nicht so schwer, da er überzeugt war, Malthus könne, wenn er das Pferd nach dem Wettrennen wieder verkaufe, nur ein gutes Geschäft machen. Außerdem war der alte Herr in den letzten vierzehn Tagen nicht nach Altstadt

gekommen, hatte also wenig von alle dem erfahren, was man sich über den jungen von der Edlen Tanne sagte, der ein so feuriger Anbeter der Gräfin und ein so lockerer Gesell geworden sei.

Malthus zögerte lange im Gespräch mit dem Onkel vor der Thür, aber er mußte doch endlich hinein und fand Seraphine, wie immer, auf dem Diwan. Es fiel ihm auf, daß sie ungemein blaß und krank aussah. Ihr Gesicht glich durchsichtigem Wachs und dunkle Ringe lagen unter den Augen, die mit angstvoller Unruhe aufblickten. Sie versuchte zu lächeln, aber ihre Lippe zuckte schmerzlich, als sie seine Hand ergriff. Er schlug erglühend den Blick zu Boden, dann küßte er sie zärtlich auf die Augen.

„Sieh mich nur nicht so streng an, Seraph!“ bat er verlegen.

„Streng? Oh, Malthus!“

„Nein, nein, ich weiß, das bist Du nie. Ich kann nur Deinen forschenden Blick nicht ertragen.“

„Du konntest ihn bisher sehr gut ertragen,“ sagte Seraphine mit zitternder Stimme. „Oh, Malthus, mein lieber, lieber Bruder, mir ist so namenlos angst um Dich!“

Sie bedeckte plötzlich das Gesicht mit den Händen und brach in Thränen aus. Es war, als sollte sie in dieser Angst ersticken. Die zarte, federleichte Gestalt ward von der Gewalt des Weinens wie im Fieberfrost geschüttelt. In großer Bestürzung suchte Malthus sie zu beruhigen. Er kniete neben ihr und bat sie mit tausend Schmeichelnamen, die nur seinem weichen liebevollen Herzen zu Gebote standen, ihm zu sagen, was sie über ihn gehört habe. Seraphine beherrschte sich mit großer Anstrengung, ihre Thränen versiegten endlich, aber sie zitterte noch am ganzen Körper.

„Ich weiß nichts, ich quäle mich nur mit einer unaufhörlichen Bangigkeit um Dich, ich kann es kaum noch ertragen. Malthus, ich flehe Dich an, befreie mich, sage mir, daß es nichts ist, daß Du wohl, daß Du glücklich bist, daß Du männlich und fest wie bisher Deinen Weg gehst!“

Was sollte er ihr sagen? Sein Bestreben ging darauf hin, ihr zu zeigen, daß er im Recht sei.

„Liebe Seraphine, ich könnte zu allem ja sagen und weiß doch nicht, ob Du mich verstehst. Du weißt doch, wie die Tante ist. Nun haben sich einige von uns vorgenommen, selbständiger zu werden. So habe auch ich einiges mitgemacht, ohne die Tante

erst um Erlaubnis zu fragen. So zum Beispiel war ich mit Lettows und vielen anderen in Rothenburg. Das geht sie doch schließlich nichts an. Ich bin ein erwachsener Mensch und kann nach Gutdünken handeln."

Seraphine's angstvoller Ausdruck wich nicht. Sie hatte seine Hand ergriffen. „Malthus," bat sie fast flehend, „hat sie denn nicht ganz recht, wenn sie versucht, Euch von dergleichen Vergnügungen abzuhalten?"

„Sie hat auf jeden Fall nicht das Recht, uns wie Schuljungen zu behandeln," versetzte er ausweichend.

„Ich hörte den Pfarrer manchmal über die Zeit sprechen, wo Graf Rothen zu Hause ist," sagte Seraphine schauernd, „oh, Malthus, Malthus, — wie war es? Kannst Du Dir wirklich sagen, daß das Verbot der Obristin grundlos ist?"

„Natürlich ging es etwas bunt zu, aber ein richtiger Husar muß eben mitmachen; sonst riskiert er, eine Schlafmütze genannt zu werden," sagte Malthus schnell.

„Bunt" ist ein sehr allgemeiner Begriff. Eine Gesellschaft kann bunt genug, lärmend und lustig sein, und doch bleibt der Besuch derselben frei von unangenehmer Nachwirkung. Die Erinnerung wird nicht von Reue getrübt."

„Nun, ich empfinde nichts derartiges," behauptete Malthus, „siehst Du, Seraph, ich gebe Dir ganz recht, es mag eine etwas tolle Gesellschaft gewesen sein, aber ich mußte hin! Glaube mir, ich mußte!"

„Aber weshalb denn? Bloß um der Tante Julia zu trotzen?" frug Seraphine bekümmert.

„Nein, ich sagte Dir schon, ich mußte zeigen, daß ich kein Muttersöhnchen, kein bevormundeter Knabe bin."

„Und wer hat denn das je behauptet?" frug die Schwester, in deren Zügen Schmerz und Staunen kämpften.

Malthus errötete heftig, als er erwiderte: „Oh, Du weißt nicht, wie ich gelitten habe! Von allen Seiten mußte ich in letzter Zeit solch' kränkende Anspielungen hören. Das kann ich nicht länger ertragen. Die Leute haben auch ganz recht. Ich bin es vor allen anderen, den die Obristin wie einen dummen Jungen behandelt."

„Oh, wie liebt sie Dich!"

„Jawohl, Seraph," war die eifrige Erwiderung, und Malthus kramte nach und nach alles heraus, was er von der Gräfin

gelernt hatte. „Sie liebt mich," fuhr er fort, „sie ist herzensgut und vortrefflich, und ich liebe sie auch. Das ändert aber noch nichts an der Thatsache, daß ich mich von — von meinen Kameraden, nun, und auch von anderen, als Muttersöhnchen auslachen lassen muß."

„Unverdienter Spott ist bitter, aber trage ihn, um seinetwegen, der Dir darin voranging," bat Seraphine flehend.

„Der Spott ist aber nicht unverdient. Du weißt davon nichts. Ich bin wirklich in unverantwortlicher Weise gebunden, bewacht, kontrolliert. Das schadet mir sehr. Ich werde niemals Selbständigkeit lernen und immer ein Knabe bleiben, der die Mama um Erlaubnis bittet, eine Zigarre rauchen zu dürfen."

Er sprach mehr, um sich selber zu beschwichtigen, als für Seraphine. Er wollte nur darlegen, daß er im Recht sei. Innerlich faßte er schon den tugendhaften Vorsatz, fernerhin seine Selbständigkeit nicht wieder zu Spielpartien und Trinkgelagen zu benutzen; denn in Seraphines reiner, durchklärter Gegenwart erschien ihm sein jetziges Leben in einem sehr wüsten, unreinen Lichte. Er fühlte trotz all' seiner mutigen Verteidigungsreden die Sünde desselben, eine leise Reue regte sich. Er nahm sich vor, in Zukunft anders zu sein und tröstete sich selber damit. „Siehst Du, Seraph," sagte er zärtlich und küßte ihr die Hände, „da Du nun einmal immer um mich weißt, auch ohne was von mir zu hören, so sollst Du, hoffe ich, in Zukunft keine Angst mehr haben. Ich will mich mäßig halten, keine Thorheiten begehen und mir trotzdem meine Freiheit zu erhalten suchen."

„Gott gebe Dir dazu Kraft," sagte Seraphine tief aufseufzend.

„Leicht ist es nicht," fuhr Malthus fort, „siehst Du, ich begreife nicht, wie Adlerstein das kann. Seit er im Regiment ist, hat er immer vollkommen unbeeinflußt und unbeherrscht dagestanden. Tante Julie hat sich nie in seine Angelegenheiten gemischt, sie konnte eben nicht. Er war von jeher ein energischer Kerl, der sich den Kuckuck um sie kümmerte."

„Denkst Du wirklich, daß der Schlüssel zu seiner Selbständigkeit in seiner Rücksichtslosigkeit lag?" frug Seraphine leise.

„Und worin sonst?" versetzte Malthus schnell.

„Ich glaube darin, daß er ihr nie Gelegenheit gab, ihn korrigieren zu können," war die Erwiderung. „Das ist der ganze Zauber dabei, lieber Malthus. Mit Energie oder Widerstand richtet man,

glaub' ich, nicht viel aus, einer so lebhaften Frau gegenüber. Das reizt sie nur. Er aber lebte so, daß sie dabei nichts zu thun hatte, als Ja und Amen dazu zu sprechen! Habe ich nicht recht?"

„Vielleicht," sagte Malthus nachdenklich.

Mit guten Vorsätzen erfüllt ritt er heim. Das wehmütige Bild seiner Schwester begleitete ihn fort und fort.

XVI.

„Vorsichtig, — vorsichtig, Leon, öffne die Thüre mehr! Sieh nur, welche Pracht!"

Mit diesen Worten trat Stella in das kleine, freundliche Wohnzimmer, eine große Schale voll blühender Rosen, welche sich auf dem bewegten Wasser wiegten, in beiden Händen haltend. Ihr rosiges, rundliches Kindergesicht strahlte von Glück und Befriedigung und ihr Blick zauberte auch auf Leons Gesicht ein Lächeln, als er sagte: „Das ist vermutlich ein Geschenk der Wirtsfrau." Stella setzte die Schale auf den Tisch.

„Ja, denke Dir nur," sagte sie vergnügt, „Frau Jürgens schenkte mir die Rosen. Sie ist eine sehr gute alte Frau. So schöne Rosen im September, sie duften wie der helle Frühling! So, und Salat hat sie mir auch mitgegeben für den Vogel."

Sie steckte den Bauer voll mit grünen Blättern und sah dem Vögelchen zu, das zwitschernd daran pickte. Dann schweifte ihr Blick wieder träumerisch aus dem Fenster auf die Tannenhügel, welche blauduftig herüberschimmerten. Nach einer Weile wandte sie sich um und sah, daß Leon das Wohnzimmer verlassen hatte. Er saß in dem anstoßenden kleinen Gemach, welches sein Atelier und Arbeitszimmer vorstellte, und schrieb. Stella kam leise näher, beugte sich herab und sah ihm über die Schulter. Er schrieb ruhig weiter und sie machte ihre leisen, beifälligen oder fragenden Bemerkungen dazu, die er während des Schreibens beantwortete. „Du scheinst zum Schluß zu eilen, Leon." „Ja, ich habe den Wunsch, ein größeres Werk zu beginnen. Der Plan liegt halb und halb

vollendet in meinem Kopfe. Sobald ich hiermit fertig bin, werde ich anfangen, ihn auszuarbeiten. Du mußt mir dabei helfen."

„Helfen, — ach Leon! Aber wissen möchte ich wohl alles, was Du vorhast."

Er öffnete ein Fach und nahm einige mit kurzen Noten bedeckte Blätter heraus. „Willst Du Dir das immerhin ansehen, Stella? Du wirst Dich schon hineinfinden, so bruchstückweise es auch noch zusammengewürfelt ist. Ich schrieb mir einige Gedanken, die Hauptmotive der Handlung und einzelne Charakterzeichnungen auf. — Füge hinzu, wenn Dir was einfällt."

Es gehörte ihre genaue Kenntnis seines Charakters dazu, um sich aus dem unzusammenhängenden Chaos abgebrochener Notizen, kurzer, unterstrichener Hauptworte ein zusammenhängendes Ganzes zu bilden und seinem angedeuteten Gedankengange bis in alle Ausläufer zu folgen. Für sie hatte die Sache gar keine Schwierigkeit: Sie nahm im Gegenteil Papier und Bleifeder zur Hand, und sehr bald lag der Plan kurz und übersichtlich auf dem Papier; was zusammengehörte, war aus dem Wirrwarr des Ganzen zusammengesucht und nebeneinander gestellt. Was sie dazu bemerkte, stand in Klammern gefaßt dazwischen gestreut.

„Bist Du daraus klug geworden?" frug er, ohne aufzusehen.

„Nun natürlich. Hier, ich schrieb mir alles ordentlich hin. Was noch fehlte, habe ich zu ersetzen gesucht, und vielleicht findest Du darunter hier und da einen Gedanken, der Dir paßt."

„Ich danke Dir, Stella," sagte er, das Blatt übersehend; „Du hast mir selber die Sache klarer gemacht. Laß mich sehen. Der Charakter Lucia's war mir selber noch sehr unklar. Sollte sie groß, heroisch, tragisch angelegt sein, oder in einfacher, schlichter Naturwüchsigkeit? Sie kann in beiden Fällen so handeln, wie sie handelt. Ich brauche nicht einmal das Motiv selbstloser Opferfreudigkeit zu ändern."

„Ach Leon," versetzte Stella mit unbewußter Naivität, „Deine Heldinnen sind immer naturwüchsige Mädchen mit blonden Haaren, so wie ich auch bin. Nun schildere doch einmal eine recht wunderschöne, tragische Thekla von Wallenstein. Du verstehst schon, wie ich's meine!"

„Ich verstehe schon, aber ich bin noch unentschlossen," versetzte er gedankenvoll, „Du hast ganz recht. Ich darf nicht immer nur Dich in verschiedenen Schattierungen zeichnen. Aber wenn ich

Lucia zu einer feingebildeten, in Schiller und Goethe unterrichteten Dame mache, die ihr Schicksal mit edlem Pathos trägt und mit schwärmerischer Begeisterung das Schöne und Gute nicht nur verehrt, sondern auch klar darüber zu reden weiß, — dann muß aus dem Fischermädchen eine Grafentochter werden. Es wäre sonst unnatürlich. Siehst Du, Lucia als Fischermädchen kann ebenso edel fühlen und handeln, muß das aber in schlichtester, vielleicht gar ungeschliffener, rauher Weise ausführen."

„Nun, so nimm die Grafentochter."

Das paßt mir wieder nicht so recht in die Verhältnisse. Eine Grafentochter kann nicht mutterseelenallein auf ihrem Kastell wohnen. Sie braucht ein Gefolge von Vormündern und Tanten. Das ist unnützer Ballast."

Stella lachte und Leon schloß die Blätter wieder ein, es der Zukunft überlassend, ob in der Tischschublade ein Fischermädchen oder eine Grafentochter geboren werden sollte. Während er weiter schrieb, nahm Stella ein feines Tuch und wischte damit ein auf der neuen Staffelei stehendes, angefangenes Bild ab. Da hörte sie, daß jemand in die Stube kam, und gleich darauf erschien eine dicke, rotbackige Frau in der Thür, nickte freundlich und reichte Stella ein Zeitungsblatt.

„Hier bringe ich die Abendzeitung," sagte sie und fügte lächelnd hinzu: „s'steht auch was Schönes über Sie darin, Herr von Werther, habe es schon gelesen!"

„Danke, Frau Jürgens, wie gut von Ihnen, selbst deswegen zu kommen," sagte Stella. Die Frau des Handelsgärtners entfernte sich nickend und Stella entfaltete das Blatt.

„Oh, Leon, Leon, höre! Rezension. In dem —ter Unterhaltungsblatt erscheinen seit einiger Zeit kurze Novellen, unterzeichnet mit dem Pseudonym: W. Leon. Dieselben erlangen nicht geringen Beifall und wären wohl einer kurzen Kritik wert. Der junge Schriftsteller, denn daß er jung ist, kann für ein geübtes Auge keinem Zweifel unterliegen, schreibt mit Talent und einer Zartheit, die ihn bald zum Liebling der Frauenwelt machen wird, denn diese ist bekanntermeise liebenswürdiger als unser rücksichtsloses Geschlecht und nimmt es mit der Logik und der Wissenschaft nicht so genau, wenn nur das Herz befriedigt wird! Es läßt sich aber leider nicht leugnen, daß das wirklich bedeutende Talent des

Dichters durch einen merkwürdigen Mangel durchgehender wissenschaftlicher Bildung und Schule beeinträchtigt wird. Er verstößt öfters gegen die Regeln der Kunst und scheint im praktischen Leben durchaus unerfahren und unbeschlagen. Wir empfehlen ihm tieferes Studium klassischer Werke und — der Gesellschaft! Auch verzichten wir gerne auf die permanent an der Schwindsucht sterbenden Musiker, welche ihm zu Helden dienen!"

Stella legte sehr entrüstet das Blatt hin. Leon warf heftig die Feder auf den Tisch. Seine Lippen bebten vor tiefer Gereiztheit, als er murmelte: „So, — dafür arbeitet und müht man sich, um sich nachher Beleidigungen auszusetzen! Dazu schüttet man sein Herzblut vor die Hunde. Ist es nicht schon genug, daß ich mein Seelenleben preisgeben muß und mir zu jeder Stunde sage, daß der gleichgültige, spöttische oder neugierige Blick der Menge das durchfliegt, was in meinem Herzen geboren ward, ein Stück von mir ist!"

Stella kam herbei und legte ihre Arme um seinen Hals.

„Leon, laß doch gut sein!" bat sie innig, „das hat ein ganz verrückter Mensch geschrieben, der sich nur selber ein Armutszeugnis ausstellt, wenn er sich über Dich lustig macht. Du weißt ja, Deine Novellen werden so gern gelesen, daß der Redakteur Dir nur Schmeichelhaftes zu sagen hat."

„Gelesen — ja," versetzte er bitter, „doch deswegen stehe ich nach wie vor unverstanden da. Ich schreibe vielleicht originell, das fesselt die nach Neuem begierige Leserwelt, aber in meinen Geist dringt niemand ein. Es ist überall dasselbe, — das Alleinstehen, ohne verstanden zu werden."

Sie legte ihre Hände auf seinen Mund — und flüsterte ihm zu: „Ich aber verstehe Dich, Leon, ist das nicht genug?"

„Es ist genug, so lange ich in meinem Schneckenhaus bleibe und mich nicht in die Welt wage! Ganz allein mit Dir, brauche ich weiter nichts! Je mehr Menschen ich sehe, je mehr ich mit ihnen in Berührung trete, desto verlassener und einsamer fühle ich mich!"

„So wollen wir die Thüre zuschließen und niemand, niemand, niemand hereinlassen," sagte sie lächelnd.

„Wollen wir es thun?" gab er ebenso zurück.

Hätten sie es nur gethan!

„Siehst Du," begann Leon nach einiger Zeit und schob seine Schreibereien fort, „nun ist mir Lust und Spannung zur Beendigung

genommen. Ich hatte schon vergessen, daß auch dies Kind meines Geistes hinaus müsse in die Welt, daß ich um schnöden Gewinnes willen arbeite! Sowie mir dies wieder einfällt, ist's vorbei."

„Du hast jetzt schon seit vierzehn Tagen kaum vom Schreibtisch aufgesehen. Lasse das, male doch dazwischen wieder. Sieh, dort das angefangene Bild auf der Staffelei, ich muß es täglich abstäuben, damit es nicht verdirbt."

Er sah hin und schlug sich vor die Stirn. „Ja, wahrhaftig, ich hatte es total vergessen und das Bild ist bestellt, muß also bald fertig sein! Dies „Muß", dies „Muß"! es verbittert und verstört mein Leben. Ich kann nichts schaffen, wenn ich muß, wenn es heißt: Friß Vogel oder stirb! Und ich kann mich auch nicht losreißen, wenn mich eine Arbeit gefangen hält."

Solch' unzufriedene Stimmungen trübten Stellas Glück durchaus nicht. Sie war es ja gewohnt, ihn in ewigem Schwanken, in ewiger Disharmonie, mit sich selber zerfallen zu sehen. Sie fühlte tief mit ihm, aber die Freude darüber, daß sie jetzt einzig und allein für ihn leben dürfe, verhinderte, daß seine unbefriedigte Sehnsucht nach einem inneren Halt, seine Verbitterung und seine egoistischen Klagen Einfluß auf ihr fröhliches Gemüt gewannen.

Jetzt gelang es ihr bald, ihn unvermerkt vom Schreibtisch fort an das Klavier zu locken, wo er immer wieder vergaß, was ihn gekränkt.

Während er spielte, saß sie auf ihrem Lieblingsplätzchen vor dem Nähtischchen am Fenster. Hier duftete Goldlack und Reseda in Töpfen, in dem bunten Bauer schlug der Vogel. Die Rosen, welche die Außenwand des Häuschens überspannen, sandten neugierige Ranken und kecke Sprößlinge von oben herab. Das hing wie eine durchsichtige Wimper herunter, und von den Seiten drängten sich die vollen Blätter und blaßroten Blüten herein, sobald die Fenster geöffnet wurden. Hier saß Stella so gerne, sie sagte sich, daß sie sehr fleißig arbeite, aber oft ruhte die Nadel und ihre Augen suchten die liebliche Ferne der den Horizont begrenzenden, waldigen Hügel.

XVII.

Einige Tage später kam die Obristin nach Sternheim und traf ihre Eltern und Seraphine unten im Gartensaal.

„Wie geht Dir's, Seraphine? Wie geht es Euch? Ich mußte mal herkommen, — mein Herz erleichtern, sehnte mich danach, Seraphine wiederzusehen. Du siehst recht angegriffen aus, mein Kind!" Damit warf sich die Obristin in einen Sessel, seufzte und hustete.

„Dein Herz erleichtern, Julia?" frug Frau von Sternheim verwundert, während Seraphine bestrebt war, ihre nervöse Unruhe zu bemeistern.

Die Obristin rührte heftig mit dem Löffel in der Kaffeetasse, welche ihre Mutter gefüllt hatte. „Ja, mein Herz ist schwer genug," platzte sie dann los, „und Grund ist wahrlich da!"

„Ist der Junge daran schuld?" frug Oberst Sternheim beunruhigt.

„Nun, natürlich, wer sonst? Der Junge geht mir zu Grunde und ich kann nichts thun!"

„Oh, daß ich das an dem erleben muß!"

Die Obristin schluchzte vor Kummer, dann gewann der Zorn wieder die Oberhand.

„Alle meine Strafpredigten, all' mein Verbieten hilft gar nichts," fuhr sie heftig fort; „der Mensch ist rein verrückt! Wahrhaftig, wäre er nicht so lang und groß, ich zählte ihm eigenhändig eine Tracht Prügel auf, denn das hat er verdient, und danach würde er merken, daß er ein dummer Junge ist und seiner Mutter gehorchen muß!"

Herr von Sternheim konnte nicht umhin, zu lachen, während seine Frau bestürzt frug: „Aber was hat er denn gethan?"

„Nun, er ist ganz in die Clique geraten, die Lettow anzuführen scheint, das heißt, er hat mit allen Brüderschaft getrunken und ist bald hier, bald dort, spielt und wird täglich wilder und unzugänglicher für Vernunft."

„Spielt?!" wiederholte Herr von Sternheim, als traue er seinen Ohren nicht.

„Er soll, — so sagte man mir, — beinahe jeden Abend spielen."

„Da soll doch gleich ein Donnerwetter dreinfahren!" rief der

Onkel und schlug mit der Hand auf den Tisch, „der Junge spielen? Hat wohl gar schon Schulden gemacht?“

„Ich glaube es, wie gesagt, ich weiß eigentlich nichts von ihm. Er sagt mir auch nichts. Ich sehe nur, was ich sehe. Auf der letzten Fuchshetze beim Grafen ist er mitgewesen.“

„In Rothenburg? — Kreuzelement, wie konntest Du das zugeben, Julia?!“

„Ich?“ frug die Obristin entrüstet, „als ob ich es gewußt hätte und als ob ich, wenn ich es wußte, etwas hätte ausrichten können! Es ist geradezu, als hätten alle sich verschworen, den Jungen kaputt zu machen. Dazu ist er auch noch verliebt in diese Gräfin Ellas, und die war mitgeritten, da muß er natürlich auch mit.“

„Gräfin Ellas war mitgeritten?“ frug Frau von Sternheim im höchsten Erstaunen, „ist die denn auch ganz irre geworden?“

„Weiß der Himmel, was in alle gefahren ist. Gräfin Ellas mußte wohl mit, denn Leona und noch mehr Damen waren mit dabei.“

Frau von Sternheim war vor Erstaunen sprachlos. Der alte Herr bließ mächtige Rauchwolken aus seiner Pfeife und trommelte mit den Fingern auf einem Teller herum, um seiner Erregung Herr zu werden.

„Einer nach dem andern kündigt mir den Gehorsam,“ fuhr die Obristin fort, froh, sich endlich Luft machen zu können. „Neuburg, Du weißt doch, der blasse Junge, der mit seinem Vater in so schlechtem Verhältnis steht und dessen Schulden Adlerstein, wie ich weiß, einmal schon bezahlt hat, nun, dieser selbe, sonst gehorsam und fügsam wie ein Lamm, wird mir neulich geradezu impertinent. Ich sagte ihm, er solle nicht vergessen, am ersten des Monats seinem Vater zu schreiben, er lächelt ganz spöttisch und fängt an, mir von „persönlicher Freiheit“ zu predigen. Na, dem habe ich aber gründlich den Kopf gewaschen! Denkt der dumme Bengel denn, ich hätte es mir zum Vergnügen gethan, wenn ich immer wieder darauf hin arbeite, daß er mit seinem Vater nicht ganz auseinander kommt? Denkt er, ich hätte meinetwegen über ihn gewacht, ihn gewarnt, ihn zurückgehalten und ihn zum Ernst vermahnt! Es war doch wahrlich nicht leicht, bei einem so leichtsinnigen Menschen, der heute versprach und morgen vergessen hatte, daß er versprochen, geschweige denn, *was* er versprochen! Na, solche Dinge muß ich jetzt aber erleben, und ich weiß wohl, wer schuld daran ist,

daß sich alle auf die Hinterbeine setzen! Lettow hat nur darauf gewartet, daß Leona seine Frau ist, und nun geht's los, — und sie macht natürlich mit! Meine eigene Tochter stellt sich gegen mich."

„Das sind schwere Erfahrungen," sagte die Mutter seufzend. Bei sich dachte sie, ob ihre Tochter sich nicht diese Erfahrungen hätte ersparen können, wenn sie auch nur die Hälfte ihres Eifers und ihrer gewissenhaften Erziehung des Regiments auf ihre Kinder verwandt hätte.

„Ich würde mich über alles trösten und an meiner Kraft nicht verzweifeln, lähmte nicht die Angst um den Jungen, den Malthus, alle meine Fähigkeiten. Er, dessen freier Blick sonst unser Stolz war, den die Kameraden „die Krone des Regimentes" nannten, er kann mir nicht mehr gerade in die Augen sehen, er weicht mir aus mit schlechtem Gewissen. Wenn abends die Herren bei mir essen, so war er sonst doch stets der heiterste. Jetzt kann er nur noch aufgeregt sein, und sein ganzes Wesen hat einen so zerfahrenen, unstäten Charakter angenommen, daß mir's in der Seele weh thut, ihn anzusehen. Glaubt er sich unbeobachtet, so sieht er plötzlich ganz jämmerlich aus und brütet vor sich hin."

„Nun, daran ist vielleicht auch bloß die schöne Gräfin schuld," sagte Frau von Sternheim tröstend, „solche Lebensphasen gehen ja vorüber. Malthus ist bei aller anscheinenden Leichtigkeit des Naturells ein feuriger Geist, der bald enthusiasmiert ist, wahrscheinlich kümmert sie sich nun sehr wenig um einen armen Jungen wie ihn, und er ist deshalb unglücklich."

„Ach was, alle Tage begleitet er und nur er sie, wenn sie spazieren reitet! Du lieber Himmel, armer Junge hin, armer Junge her, er ist doch ein kapitaler Bursche und der hübscheste im ganzen Regiment;" die Obristin lachte wider Willen, „was wird er ihr nicht gefallen? Gefällt er doch jedem, der ihn sieht! Hab' auch nichts dagegen, wenn er schönen Frauen den Hof macht, so lang' es mit Anstand und Ehren geschieht. Das übt in ritterlichem Betragen, Gefälligkeit, Rücksichten, Aufmerksamkeit. Diese Sache macht mir weniger Sorge als sein Spielen! Saufen lehren sie ihn auch noch überdem. Abends kommt er immer erst um Mitternacht heim, und wenn ich ihn dann noch sehe und schelte, so widerspricht er mir so trotzig, daß ich wohl sehe, der Champagner oder Rheinwein hat ihm den Kopf benebelt. Die Abende bei Let-

tow sollen nicht dazu angethan sein, einem jungen Manne gut zu thun. Weiß der Himmel, wo das hinaus soll!"

Die Obristin trank energisch ihre Tasse aus, setzte dieselbe dann hin, wischte sich den Mund und lehnte sich zurück. Ihr Gesicht war purpurrot vor Gemütsbewegung. Ihre Eltern schwiegen, sehr beunruhigt von allem, was sie vernommen. Seraphine lag mit geschlossenen Augen da. Ein leises, nervöses Zittern, wie ein Schüttelfrost, lief durch ihre Glieder.

„Wenn mir wieder wohl werden soll, dann fahre ich auf den Exerzierplatz und sehe sie mir dort alle an! Da wird mein Herz wieder warm. „Es sind doch prächtige Jungens!" denk' ich, und vergesse alles, womit sie mich ärgern. Dort fühl' ich auch, daß ich einen so lieb hab' wie den andern; denn das muß man nun mal sagen, im Dienst sind sie alle musterhaft, Lettow an der Spitze, und deshalb ist mein Mann auch mit allem zufrieden und frägt nicht danach, was ich für Müh' und Not mit ihnen habe!"

„Wenn Du noch einen Ort wissen willst, wo Du Deine Kümmernisse vergißt, so gehe in die Gärtnerei Rosenheim," sagte Herr von Sternheim. „Dort kannst Du Dich erquicken! Nirgends in der Welt gibts ein glücklicheres Paar. He, meinst Du nicht, Seraphine?"

„Glaub's schon," sagte die Obristin schnell, „aber wie soll mich das über mein Regiment trösten? Na, ich will nun aber hiervon aufhören, Seraphine sieht schon blaß aus wie ein Tuch!"

Sie stand auf und küßte Seraphine, welche die Augen aufschlug und zu lächeln versuchte. Sogar die Obristin, welche nicht zu den sensitiven Leuten gehörte, wich betroffen zurück vor diesem Blick. „Kind, Du hast Dich doch nicht erschreckt?" frug sie sehr bestürzt.

„Nein, nein," sagte Seraphine leise.

„Du siehst sehr krank aus. Armer Engel, wußtest Du denn noch nichts?"

Seufzend nahm die Obristin Abschied und fuhr wieder fort. Als aber Frau von Sternheim von draußen hereinkam, fand sie Seraphine mit farblosen Lippen in heftigen Zuckungen, und es war klar, daß eine schwere Nacht bevorstand. — Sie wurde sogleich in ihr Zimmer gebracht, alle Mittel angewandt, um die heftigen Schmerzen, welche sich alsbald einstellten, zu lindern und die Nervenkrämpfe zu heben. Aber es wollte nichts helfen, und noch ehe die Nacht anbrach, mußte Friedrich nach der Stadt eilen, den Doktor Speier zu holen.

Dieser gute Mann erschrak jedesmal, wenn er zu Seraphine gerufen wurde, denn im Grunde wußte er ihr sehr wenig zu helfen und stand immer in Ratlosigkeit den Thränen und Bitten der Angehörigen gegenüber. Er konnte sich nur damit trösten, daß es gelehrteren Doktoren auch nicht gelungen war, dem Leiden abzuhelfen; schien dasselbe doch so feiner Natur, daß man es nirgends fassen konnte, gewöhnliche Medikamente auf den zarten Organismus nur verderblich wirkten. Was fängt man aber mit Frauennerven an?

Die ganze Nacht hindurch wachten der Doktor und Frau von Sternheim bei Seraphine, bei welcher sich die furchtbare Seelenangst und die körperlichen Leiden immer gegenseitig ergänzten und Nahrung gaben. Sie weinte und wimmerte wie ein Kind und flehte ununterbrochen, man möge ihr Malthus schicken. Sein Name kam in einer Minute wohl zwanzigmal über ihre Lippen, sie klagte nie über ihre Qualen, über die Schmerzen, welche sie durchzuckten und erschütterten, über die Nervenanfälle, welche den zarten Körper schüttelten. In ihrer Verwirrung und Angst identifizierte sie dies alles mit dem Bruder. Die Pein, die sie seinetwegen empfand, und die Leiden, welche aus dieser Seelenpein entstanden und sie quälten, das war alles „Malthus". Wäre sie weniger selbstlos gewesen, hätte sie den Bruder vergessen über sich und ihren Schmerzen, sie hätte weniger gelitten; denn dann hätte sich ihre Aufregung gelegt. So aber steigerte sich der Zustand, bis der Doktor in seiner Angst zum Morphium griff und alle Qualen in dumpfer Betäubung versanken. Es war dies ein gefährliches Mittel, welches bei ihr stets wie Gift wirkte.

Als Seraphine endlich am Morgen aus einem bleiernen Schlaf erwachte, war sie so matt, daß sie kein Glied rühren konnte. Erst nach einer halben Stunde gelang es ihr, Sprache und klares Bewußtsein wiederzufinden, mit dem Moment kehrte aber auch der angstvolle, suchende Ausdruck wieder.

„Malthus," murmelte sie flehend.

„Wir haben nach ihm geschickt," tröstete Frau von Sternheim. Dies war in der That geschehen; aber Friedrich hatte die Nachricht gebracht, der Herr Leutnant sei zur Hühnerjagd auf ein Nachbargut geritten.

Seraphine war so erschöpft, daß sie nach nichts frug und den ganzen Vormittag in einer Art Betäubung verbrachte. Am Nachmittag kamen Leon und Stella, und letztere saß ein halbes Stünd-

chen neben der Schwester, legte die kalten Umschläge auf die Stirn und flüsterte zärtliche Worte.

Am Nachmittag ward die Tante herausgerufen und kam sehr bald wieder herein.

„Adlerstein ist unten im Gartensaal und läßt sich erkundigen, wie es Dir geht. Er hat von Deinem Erkranken gehört."

„Er ist sehr gut," sagte Seraphine dankbar, „bitte, sage ihm, daß ich ihn gern, sehr gern sehen würde."

„Liebes Herz, ich will ihm Deinen Dank ausrichten. Es ist nicht notwendig, daß Du es selbst thust."

„Doch ich möchte," versetzte Seraphine flehend, „ich habe eine Bitte an ihn." Sie zitterte wieder am ganzen Körper. Frau von Sternheim fürchtete eine erneute Aufregung und eilte davon, um Adlerstein zu bitten, so lange da zu bleiben, bis Seraphine angekleidet sei und im stande, ihn zu sehen.

Als er dann heraufgeführt wurde, fand er sie in Stellas Zimmerchen auf dem Sofa und erschrak über ihr verändertes Aussehen, durchsichtig erschien das liebliche Gesicht. Sie reichte ihm die Hand und flüsterte mit vor Aufregung fast erstickter Stimme: „Sahen Sie Malthus heute?"

„Nein."

„Sagen Sie mir, auf Ihr Wort gebe ich viel, ist er wirklich" — sie bedeckte das Gesicht mit den Händen. Ihre Thränen liefen zwischen den feinen, schmalen Fingern herab. Adlerstein sagte mit bewegter Stimme: „Ich weiß, was Sie fragen wollen, doch scheint mir, man hat Ihnen übertrieben berichtet. Aus der Ferne sehen die Dinge manchmal schlimmer aus als in der Nähe. Malthus ist in letzter Zeit in etwas wilde Gesellschaft geraten, aber er wird sich durcharbeiten, er hat bereits eingesehen, daß der Becher eine bittere Hefe enthält!"

Seraphine sah schnell auf. „Ich danke Ihnen," sagte sie, „wenn Sie Hoffnung haben, so will ich es auch versuchen, ruhig zu sein. Oh, welch schwachen Glauben ich habe! Herr von Adlerstein, ich lege Ihnen meinen Bruder an's Herz! Er wird auf Sie hören. Er liebt Sie. Wachen Sie über ihn; verlange ich sehr viel? Bin ich unbescheiden?" fügte sie hinzu, „sagen Sie es mir. Ich möchte es nicht sein, ich sollte auch auf Gottes Hilfe allein harren, aber ich bin so schwach und meine Angst um ihn ist so qualvoll, meine Liebe so ungeduldig, ihm zu helfen!"

„Beunruhigen Sie sich doch nicht unnötigerweise. Ich werde von Herzen gern thun, was ich kann."

Seraphine war nach dieser Unterredung ruhiger als bisher. Es war ihr, als habe ein treuer Freund einen Teil der Last auf sich genommen.

Adlerstein erkundigte sich unten angelegentlichst danach, ob denn gar nichts für sie zu thun sei und ob nicht eine Reise in den Süden der Kranken gut thun würde? Aber dazu hatten Sternheims nicht die Mittel.

Er ritt nach Altstadt zurück und ging, sobald er sein Pferd abgegeben, in die Wohnung des Doktor Speier. Dieser war sehr erstaunt über den Besuch des Herrn Rittmeister und frug höflich, ob er mit einem Senfpflaster oder Arnika aufwarten dürfe. Als er aber erfuhr, was den Herrn herführte, bekam er Leben. Fräulein Seraphine war eine Art Schreckgespenst für den Doktor, und jetzt eben war er mit seiner Kunst so sehr am Ende, daß er Adlersteins Anerbieten, denselben noch heute abend im Kurierzuge nach Berlin zu begleiten und dort diesen „schwierigen Fall" mit einer medizinischen Größe zu besprechen, mit Freuden annahm. Auf Adlersteins Bedingung, daß die Sache zwischen ihnen bliebe und nicht zur Kenntnis der Sternheimschen kommen dürfe, ging der Doktor gerne ein. Die Welt brauchte ja nicht zu erfahren, daß er sich Rat geholt hatte.

Der Nachtzug ging erst in vier Stunden, daher begab sich Adlerstein noch zur Obristin, wo er aber Malthus nicht fand. Von hier ging er zu Schwartzens. Als er unangemeldet in den Hausflur trat, drang aus dem Salon heiteres Lachen. Er blieb einen Augenblick betroffen stehen, diese Stimme kannte er. Das mußte Gräfin Gisela sein. Die Lust, einzutreten, verging ihm. Er öffnete lieber die Thüre zur Kinderstube und ward hier von allen mit Jubel begrüßt.

„Onkel Adlerstein, spiele uns was vor, wir wollen tanzen!" — „Aber einen Galopp!" — „Nein, Onkel, laß mich zum Klavier! Ich will Dir vorspielen, was ich in der Klavierstunde gelernt habe!" — und das blonde Klärchen mit den langen Zöpfen stellte sich neben ihn, der schon an dem alten Klimperkasten Platz genommen hatte, und begann mit hölzernen, steifen Fingern ihre Künste vorzutragen, indessen der wilde Harald mit Hussah! auf die Lehne des Stuhles kletterte und Erich dazwischen bat: „Du, Onkel, überhör' mir meine

lateinischen Vokabeln!" — „Onkel, zieh' mir meine Puppe an," kam nun auch Lottchen herbei und ward wiederum von Hänschen übertönt, welcher auf's Knie sitzen und reiten wollte.

„Geduld, — der Reihe nach!" sagte der Onkel.

Diesem Urteil Salomonis unterwarfen sich alle bereitwillig, und eines jeden Wunsch ward dem Alter nach berücksichtigt. Endlich kam denn auch Lottchens Puppe dran. „Zieh' ihr die Strümpfe an, Onkel!" bat die Kleine. „Ja, mein Kind, sehr gern, wenn sie nur Beine hätte," sagte der Onkel bedauernd. „Nein, ist die Lotte aber noch dumm," fuhr Harald dazwischen, „man kann doch keine Strümpfe anziehen, wenn man keine Beine hat!" — „Onkel Otto kann alles," sagte Lenchen belehrend, während Lotte weinerlich klagte: „ich will aber, ich. — „Onkel Otto wird wohl das können, daß er dem Lottchen eine neue Puppe kauft," sagte Adlerstein lachend, und das glückliche Kind lachte jetzt fröhlich mit, indessen Klärchen frug: „Sag Onkel, wirst Du nie eine Frau haben?" — „Ich glaube nicht," war die Erwiderung. „Nun, das ist schön," sagte Lenchen zufrieden, „dann wirst Du immer mit uns spielen, bis wir alt sind." — „Hurrah!" — wirst Du das? — „Ja? Ach das ist schön!" — und nun folgte ein allgemeiner Lärm und Spektakel, welcher aber ganz plötzlich verstummte, denn in der offenen Thüre stand plötzlich wie hingezaubert eine hohe, feine Dame, um deren anmutige Gestalt ein glänzendes Gewand hinabfloß. Hinter ihr stand Frau von Schwartz und neben dieser Frau von Lettow.

Die Beleuchtung des Kinderzimmers war nicht gerade derart, daß man auf den ersten Blick alles übersah. „Ach! — Kinder! Welch' reizende Blondköpfchen!" rief die Gräfin und fuhr dann betroffen zurück, als die Gruppe sich teilte und sie sah, wen die „reizenden Blondköpfe" umringten.

„Nun, das ist originell! Das ist allerliebst, der Herr Rittmeister in der Kinderstube!" sagte sie dann schnell gefaßt. Frau von Schwartz und Leona waren jetzt auch eingetreten. Erstere begrüßte den „Hausfreund" sehr herzlich. „Oh, das ist eine bekannte Liebhaberei dieses Herrn," sagte sie lächelnd, „und sein Erscheinen ruft stets eine solche Glückseligkeit unter meiner kleinen Schar hervor, daß mein Mann und ich oft ganz um sein Erscheinen im Wohnzimmer kommen."

Adlerstein hatte sich höflich, aber sehr gemessen vor der Dame

verneigt. Sie sah ihn einen Augenblick forschend an, — aber er sah doch so unbeschreiblich gelassen und alltäglich aus. Die Gräfin knieete jetzt hin und umarmte und küßte Hänschen, der sie mit seinen hellen Augen verwundert anstarrte und ziemlich blöde war.

„Nun, und worüber lachtet ihr denn vorhin so sehr herzlich?" frug Gräfin Gisela mit liebreicher, gewinnender Stimme, augenscheinlich hatte sie nicht zum erstenmal verlegene, blöde Blondköpfe vor sich. „Hat Euch der Onkel Geschichten erzählt?" Die Kinder schwiegen zuerst, denn sie waren von der plötzlichen Erscheinung der fremden Dame mit den strahlenden Augen sehr verblüfft. Auf der Mutter Ermahnung: „Antworte doch, Klara, wenn Du gefragt wirst!" lispelte diese: „Onkel Otto sagt, er wird nie eine Frau haben, — weil er mit uns spielen will, bis wir alt sind." „Und ich kriege eine Puppe," fügte Lottchen schnell hinzu und rannte dann weg, erschrocken über ihre eigene Kühnheit.

Die Gräfin lachte wie ein Kind und blickte Adlerstein neugierig an. Er lehnte am Klavier und lächelte gutmütig.

„Ich habe schon gehört, daß Sie eigentlich ein verkappter Klosterbruder sind," sagte sie schelmisch, „daß Sie sich aber dem Cölibat zuschwören aus Passion für die — Kinderstube, das ist ein überraschender, wenn auch — verzeihen Sie! — etwas unlogischer Gedanke!" Alle lachten und Adlerstein mit.

Leona hatte sich unterdessen an den Schultisch gesetzt und Lenchen stand neben ihr und erzählte flüsternd: „Onkel Adlerstein ist schrecklich gut. Denk' nur, er wird der Lotte eine neue Puppe schenken, . . . und wenn er wiederkommt, dann spielt er Reisespiel mit uns." Leona ließ das Kind plaudern und dachte bei sich, wie seltsam dies alles an die Zeit erinnerte, als sie selber, noch die Fibel in der Hand, in der großen Kinderstube in L.... saß und der Onkel Hexenmeister ihr die Bleisoldaten aufstellte! Er war derselbe, hier wie dort. Kinder zogen ihn nun einmal an, und es gewährte ihm Freude, sich mit denselben abzugeben. Einen Unterschied machte er aber nicht. Es war ihm gleichgültig, ob es die Schwartzschen Kinder waren oder die Wertherschen, er war hier ja ebenso gern, wie er einst im Hause ihres Vaters aus- und eingegangen.

Leona preßte die Lippen zusammen. Ihrer Eitelkeit wollte dies nun einmal gar nicht gefallen, — und je weniger sie diesen Menschen ausstehen konnte, desto mehr! — Er war ein entsetzlicher

Mensch, denn sie konnte nun einmal nie in seine Nähe kommen, ohne das Gefühl eines schlechten Gewissens zu haben, und das gerade jetzt, wo sie eigentlich ihm zum Trotz so lebte, wie sie lebte!

„Aber Tante, Du hörst ja gar nicht, was ich sage," bemerkte Lenchen jetzt, ihre flüsternde Plauderei beendend, etwas empfindlich, „und Du siehst auch nicht, daß der Onkel Dir Adieu sagen will!"

Sie fuhr auf und sah Adlerstein neben sich, die Damen hatten das Zimmer verlassen und draußen rief die Stimme der Gräfin: „Leona, wir sollten jetzt auch aufbrechen, der Wagen ist vorgefahren!"

„Sie wollen auch fort, Herr von Adlerstein? Also galt ihr Besuch wirklich nur Hänschen?" frug sie leichthin, „und nicht einmal die Zaubergesänge meiner Freundin lockten Sie in den Salon?"

„Nein, für mich unmusikalischen Menschen hatte Klärchens C-dur-Tonleiter mehr Reiz," sagte er sarkastisch.

„Welche ist Klärchen?" frug Leona schnell, und ihr Blick überflog die Kinderschar, „ah, ja, die älteste, das blonde, sittsame Mägdlein mit den Zöpfen, ich dachte, Sie hätten keine besonderen Lieblinge unter Ihren kleinen Freunden."

„Habe ich denn das behauptet?" frug er.

„Nein, nein, natürlich nicht, ... Sie sind heute ganz abscheulich, ich weiß nicht recht, wie!" Leona fühlte eine große Anwandlung, mit dem Fuß zu stampfen, ... das war Kinderstubenluft!

„Es thut mir leid, wenn ich Ihnen unhöflich erscheine," versetzte er.

„Ach, lassen wir das, wahrscheinlich sind Sie in edler Entrüstung über manches, was Sie jetzt hören und sehen, nicht wahr? Ist's nicht so? Wir sind ganz fabelhaft lustig, und das gefällt Ihnen nicht."

„In der That, ganz und gar nicht," versetzte er kurz.

„Glückliche Menschen sind immer vergnügt!" sagte sie herausfordernd.

Er schwieg, denn ein schlichter Mann wie er und ein geistreiches Wortgefecht paßten nicht zusammen. Deswegen spielte er in den Damensalons keine Rolle, und hübsche Mädchen nannten ihn hölzern.

Leona wartete ein wenig. Draußen im Vorzimmer erhob sich heiteres Gelächter und Wortwechsel. „Onkel Malthus ist auch gekommen," flüsterten die neugierig in der Thür postierten Kinder.

Leona sah vor sich hin.

„Also das gefällt Ihnen ganz und gar nicht, ich konnte es mir denken! Es ärgert Sie nur, — nicht wahr?"

„Nein, es macht mir Kummer."

„Nun, so schelten Sie mich doch aus, sagen Sie doch Ihre Meinung, seien Sie doch nicht so wortkarg!" versetzte sie lachend, „was sagten Sie zum Beispiel zu unserer Expedition nach Rothenburg?"

„Wollen Sie sich nur mit mir streiten oder liegt Ihnen wirklich etwas an meiner Meinung?" frug Adlerstein ernst.

„Ich will Ihre Meinung wissen, Ihre ehrliche Meinung," sagte Leona schnell, „und wenn Sie ganz aufrichtig sind, so müssen Sie zugeben, daß Sie sich schauderhaft über mich ärgern und überhaupt voller Zorn auf mich sind!"

„Ich kann Ihnen leider die Freude nicht machen, Sie meines Zornes zu versichern," sagte er lächelnd.

„Ach, Sie wollen es nicht zugeben, nun, was denken Sie denn sonst über mein Leben?"

Er zögerte, — dann sagte er ernst: „Ich sehe Sie auf dem breiten Wege gehen, — und ich zittere für Sie."

Sein Ausdruck, noch mehr seine Stimme wirkten niederschlagend auf ihre übermütige Laune.

„Sie nehmen die Dinge zu ernst, was ist das für ein Husarenrittmeister, der anfängt, über den schmalen und den breiten Weg zu predigen," sagte sie trotzig und verlegen.

„Es wäre schlimm genug, wenn sich das nicht mit einander vertrüge!"

„Nun, es mag sein. Sie bilden vielleicht eine Ausnahme. Also Sie verdammen mein jetziges, weltliches Leben! Und weshalb? Weil ich Hetzjagden mitmache und Theater spiele? Oder weil ich das Geld zum Fenster hinauswerfe für eiteln Putz? Sprechen Sie doch!"

„Von einem Verdammen meinerseits darf nicht die Rede sein, es ist aber ein Gott, der die Macht hat zu richten; einst, in Ihrer Kindheit, liebten Sie diesen Gott mit feuriger, aufrichtiger Wärme. Jetzt betrüben Sie ihn. Haben Sie ihn vergessen?"

Leona biß sich auf die Lippen; er machte nicht viel Worte, der unbequeme Freund, man mußte ihm auch jede Antwort mühsam hervorlocken, aber seine Worte trafen nachher scharf genug.

„Als ich damals abends auf die Eisenbahn lief und Sie mich zurückbrachten nach dem Unglück, — da haben Sie mich nur getröstet," sagte sie endlich vorwurfsvoll, „heute schelten Sie nur."

„Wozu kommen Sie denn zu einem so unhöflichen Menschen

und zwingen ihm seine Meinung ab?" frug er lächelnd, „ich habe gesprochen, weil Sie es wünschten. Was Sie damals thaten, war unüberlegt, aber nicht schlimm! Jetzt ist es anders, Sie handeln vorsätzlich; aber ich hoffe fast, Sie ahnen selbst nicht, daß Sie eine furchtbare Verantwortung auf sich laden, wenn Sie sich an die Spitze stellen und allen vorangehen im Beispiel."

„Ich habe gar keine schlimmen Absichten. Ich möchte nur all' den jungen Leuten, welche unter Mamas Bevormundung seufzen, zeigen, daß der Mensch selbständig frei sein darf! Sie dürfen nichts sagen, denn Sie haben sich nie unter Mamas Herrschsucht gebeugt!"

Er schwieg.

„Nun? Leugnen Sie dies?" — „Nein."

„Sind Sie denn nicht auch der Ansicht, daß der Mensch selbständig sein muß?"

„Ja," sagte er lakonisch.

Ehe Leona fortfahren konnte, erschien die Gräfin auf der Schwelle und mahnte wieder.

„Auf die Ehre Ihres Besuches darf ich wohl gar nicht rechnen, Herr Rittmeister. Sie waren bisher noch nicht so gnädig!"

„Ich fürchtete bisher, Sie hätten keine Zeit für einen so wenig — amüsanten Menschen übrig!" versetzte er gelassen.

Leona wurde feuerrot. Malthus, welcher augenscheinlich nur gekommen, weil die Gräfin hier war, ging mit Adlerstein zurück, und dieser überlegte bei sich, ob er wohl Seraphines Bitte nachkommen solle und an Malthus eine Ermahnung richten. Aber er wußte ja, welche Wirkung dergleichen Ermahnungen jetzt hatten, und er fürchtete, durch einen Verweis das Vertrauen zu verscherzen.

Malthus war unruhig und verstimmt, er sah auch blaß aus. Der Sonnenschein freimütiger Heiterkeit war aus seinem Gesicht verschwunden.

„Wissen Sie, daß Ihre Schwester sehr schwer krank gewesen ist?" frug der Rittmeister endlich.

„Seraphine?" Malthus schrak zusammen. „Nein, ich wußte es nicht. Was war die Ursache?"

„Das fragen Sie sie selber."

Jetzt wußte Malthus es schon. Eine glühende Röte stieg in sein Gesicht. Er war sehr froh, daß es bereits dunkel geworden.

„Hoffentlich geht es ihr wieder besser," sagte er unsicher.

„Ich hoffe es."

„Ich wünschte, man könnte etwas zu ihrer Stärkung thun," begann Malthus nach einer Pause; „ihre Nerven sind so herunter. Die kleinste Aufregung, die unbedeutendste Ursache machen sie krank und schaden ihr unverhältnismäßig."

„Finden Sie? Für gewöhnlich ist ihre Schwester eigentlich nicht geneigt, geringfügige Dinge schwer zu nehmen."

Malthus zuckte die Achseln. Er war eben sehr zornig auf Adlerstein.

Am Abend des nächsten Tages kam Doktor Speier mit sehr selbstbewußter Miene nach Sternheim. Er sagte, er hätte die ganze Nacht mit Forschungen und Studien zugebracht und sei zu dem Resultat gekommen, daß vielleicht eine elektrische Kur von gutem Erfolg wäre und der Kranken das Gehen wieder ermöglichen würde. Ferner brachte er ganze Ballons voll Ozon herangeschleppt, deren Anblick Seraphine trotz ihrer Schmerzen zum Lachen brachte, und drittens drang er darauf, die Patientin müsse eine Luftveränderung haben. Das sei oft von bester Wirkung. Reine Waldluft, frische Seebrisen, die würden die Nerven stärken.

Frau von Sternheim lächelte wehmütig, sie wußte nicht, wie dies zu ermöglichen sei.

Seraphine hörte schweigend zu; was halfen denn alle Kuren und Medikamente, so lange ihr Herz von Sorgen gequält war?

Adlerstein ging an demselben Abend, sobald er den Reisestaub abgeschüttelt hatte, zu Lettows. Wenn Leona wirklich etwas an seinem Besuche lag, so wollte er gerne kommen; denn es war doch besser, die Kameradschaft zu erhalten und den Riß nicht noch größer werden zu lassen.

Alle die hohen Frontfenster der Villa Regina waren hell erleuchtet, und als er eintrat, sagten ihm die Diener, deren Lettow stets drei hatte, es sei musikalische Soiree. Sich ungeladen in eine Gesellschaft drängen, war nicht Adlersteins Sache, und er wollte eben wieder gehen, als eine Thür sich öffnete und Lettow erschien. Dieser nun war sehr geschmeichelt, den Rittmeister zu sehen und litt durchaus nicht, daß derselbe fortging. Innerlich lachte er im voraus über die verdutzten Gesichter seiner lustigen Freunde, wenn der ernsthafte Herr unter ihnen erschien.

„Ich bitte, Herr Rittmeister, treten Sie ein. Wir sind heute

sehr musikalisch. Meine Kousine ist eine große Virtuosin und kann, wie sie behauptet, ohne Musik nicht leben."

Adlerstein trat in den Salon. Die Gesellschaft war nicht groß, nur etwa fünfzehn Personen. Doch unter diesen sah er nur sehr wenige Husarenuniformen blitzen, die meisten Herren waren ihm fremde Zivilisten.

Gräfin Gisela, Frau von Belsay und noch ein paar Damen standen am Klavier, vor welchem ein schwarzlockiger Herr saß und mit schmelzender Stimme sang. Es war eine Arie aus einer Oper und ward mit so viel theatralischem Schwunge vorgetragen, daß die Damen kicherten. Nur Gräfin Gisela stand ernsthaft da.

„Leona ist eben noch unsichtbar," sagte Lettow, „wir haben heute Generalprobe, und sie ist nun einmal so passionierte Schauspielerin geworden, daß sie darüber die Hausfrau vergißt."

Die ganze Gesellschaft wartete augenscheinlich auf etwas. Man blickte oft nach dem Vorhang, welcher eine hohe Bogenthür verhüllte. Hinter diesem Vorhang summten leise Stimmen durcheinander. Herr von Adlerstein stand im Gespräch mit Belsay nicht weit von diesem Vorhang und er hörte Leonas Stimme aus den übrigen heraus. Sie lachte und scherzte in übermütiger Laune mit den Marfordschen Damen. „Ich verspreche mir einen wahren Beifallssturm heute abend, ... was dies aber auch für eine kostbare Posse ist!" „Ja, ein Stück zum totlachen, möchte nur Raval sich zusammen nehmen und den Raoul besser spielen als gestern. An der Stelle, wo „Monsieur de Lamarin" seine eigene Frau eine Gans nennt und Raoul deswegen Monsieur Lamarin fordert, blieb er stecken und besann sich! Ich konnte auch nicht weiter vor Lachen über diese reizende Idee!"

Leona lachte so, daß man nicht hörte, was die anderen sagten. Danach entstand eine Pause, es ward geflüstert und dann geklingelt. — Hierauf nahm die ganze Gesellschaft vor der Thüre Platz und der Vorhang ging auf. Eine mit künstlerischem Geschmack vollständig hergerichtete Bühne ward sichtbar; gleich darauf erschienen die Spielenden und das Stück begann. Doch schon nach den ersten Worten entstand Verwirrung. Die schöne junge Marquise hatte augenscheinlich ihre Rolle vergessen. Sie erglühte wie eine Päonie, stammelte unzusammenhängende Worte, schlug dann den Blick zu Boden und gab endlich ein hastiges Zeichen, die Portieren zuzuziehen.

Die Zuschauer waren höchlich betroffen, Frau von Lettow fiel

aus ihrer Rolle! Das war noch nicht dagewesen. „Es ist wirklich sehr schade, daß dies heute passieren mußte," sagte Gräfin Gisela zu Adlerstein, „Leona spielt so allerliebst. Sie würden glauben, es sei eine ausgelernte Schauspielerin!" Er bemerkte trocken: „Dann muß sich Frau von Lettow sehr verändert haben. In ihrer Natur liegt die Anlage zur Schauspielerin nicht!"

Und hiernach verließ er die Gesellschaft, ohne das Erscheinen der Hausfrau abgewartet zu haben. Er ging direkt zum Obersten und ward von diesem zum Abendessen geladen, was er annahm. Die Obristin war glücklich, ihn zu sehen und schüttete ihm ihr sorgenschweres Herz zum hundertsten Mal aus. Er tröstete sie, so gut er konnte. Der Oberst schwieg zu allem. Die drei waren allein, denn Malthus war bei Lettows, und jemand anders war nicht gekommen. Nach dem Thee ging der Oberst fort und die Obristin setzte sich an den Tisch, nahm ihre Arbeit zur Hand und seufzte.

„Adlerstein, ich weiß nicht, wo das hinaus soll! Ich höre von nichts als von tollen Wetten und Saufgelagen. Bei Lettows soll bis zum Morgen gespielt werden, ich wette, die Jungens haben alle Schulden bis über die Ohren, und nun gar Malthus, der ist auch wie verhext. Meinem Mann sogar geht es nahe, das sehe ich, wenn er auch nichts sagt. Das ist nun der Lohn für zwanzigjährige Arbeit!"

Thränen standen in den Augen der lebhaften Frau.

„Und nun können Sie sich meinen Schreck denken!" fuhr sie fort, „da höre ich gestern, Sie hätten die Absicht, den Abschied zu nehmen! Sagen Sie nur zu meiner Beruhigung, daß daran kein Wort wahr ist!"

„Ich habe die Absicht gehabt, so lange zu dienen, bis der Pachtkontrakt meines väterlichen Gutes Varnheim abgelaufen ist und die Verwaltung des ziemlich großen Besitzes mir anheimfällt. Dieser Kontrakt läuft Neujahr ab."

Die Obristin fuhr vor Schreck in die Höhe. „Aber liebster, bester Adlerstein, das ist doch nicht Ihr Ernst? Ich flehe Sie an, bleiben Sie, was soll denn werden ohne Sie? Nein, nein, nein, — sagen Sie nur, daß Sie bleiben!"

Er sah zu Boden, aber sein ruhiges Gesicht verriet nicht, ob er bloß kühl überlegte oder einen heißen Kampf kämpfte. „Bisher war Varnheim in trefflichen Händen, und was mir zu thun

übrig blieb, konnte ich aus der Ferne thun," sagte er endlich, „jetzt ist es meine Pflicht, dort zu leben, wo ich Herr bin. Es ist ein altes Familiengut, dessen Wohlfahrt und Erhaltung mir mein sterbender Vater an's Herz legte. Ich war noch ein Knabe, doch machte diese letzte Bitte auf mich einen tiefen Eindruck."

Die Obristin ließ ihn kaum ausreden. Es fehlte nicht viel, sie hätte laut geschluchzt. „Nein, Adlerstein, es geht nicht! es geht nicht! Sie sind doch sonst so pflichttreu; sehen Sie denn nicht, wo Ihre Pflicht jetzt liegt? Wenn Sie fortgehen, dann geht auch Marford weg, das weiß ich schon, und dann geht alles fort, was nicht mit den Wölfen heulen will, und ich bleibe allein zurück und muß zusehen, wie mein Regiment zu Grunde geht! Nein, nein, nein, — bleiben Sie, ich bitte Sie! Wenn Malthus auf jemand hört, so sind Sie es. Was haben Sie ihm neulich abends gesagt? Ich bekam nur soviel heraus, daß Sie mit ihm gesprochen hatten. Es war an dem Abend, wo Sie nach Berlin fuhren. Der Junge kam wie verstört nach Hause, kreideweiß und wie im Fieber. Ich hörte ihn in seinem Zimmer herumlaufen wie ein wildes Tier. Also ging ich, es war schon Mitternacht, hin und frug ihn, wo er gewesen sei. Er sagte bei Schwartz'. Ich frug weiter und bekam dann heraus, Sie hätten dort mit ihm gesprochen. War dies der Fall?"

„Ja. Es war wenig genug, was ich ihm sagte, ich that es auf die Bitte seiner Schwester."

„Nun, Gott segne Sie!" rief die Obristin warm; „es hat ihn doch wenigstens stark beunruhigt und einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht! Ich horchte nach einer Stunde wieder an seiner Thüre. Da hörte ich ihn drinnen schluchzen wie ein Kind. Er ist sehr weichmütig, — mein lieber Junge, ja das ist er, er kann wohl verführt und beeinflußt werden, daß er selber vergißt, wo ihm der Kopf steht, aber er ist nie so hart und verbittert wie Leon! Ja, Adlerstein, ich flehe Sie an, wachen Sie mit mir über ihn. Mein Herz blutet um den Jungen, ich kann Sie, den einzigen, auf den er zu hören scheint, nicht fortlassen."

„Ich bin nicht der einzige," sagte Adlerstein nach einer Pause, „dennoch sehe ich ein, daß es vielleicht besser ist, ich bleibe."

Er sagte dies so ruhig! Die Obristin war vor Freude ganz außer sich.

„Sehen Sie! — wie weit ist Ihr Gut?"

„Es grenzt drüben an Tannhausen."

„Nun, das ist doch erreichbar. Nehmen Sie sich Urlaub, wann Sie wollen, so oft Sie wollen, bleiben Sie meinetwegen wochenlang dort; aber treten Sie nicht aus."

„Ich werde wenigstens jetzt noch bleiben; es kann ja sein, die Dinge kehren wieder in's alte Gleis zurück und Sie brauchen mich nicht mehr."

Die Obristin lachte. „Dieser letzte Fall wird wohl schwerlich jemals eintreten," sagte sie; „Leute wie Sie werde ich stets gebrauchen können! Na, Gott Lob, dieser Schreck ging vorüber! Mir ist er aber in alle Glieder gefahren!" Sie seufzte erleichtert auf, und Adlerstein empfahl sich und ging nach Hause.

XVIII.

Der Sommer war verstrichen, der Herbst streute sein Gold über die Wälder und Felder, ohne daß im geringsten „Alles in's rechte Gleis" gekommen wäre. Unkraut wächst bekanntlich schneller als die nützlichen Gewächse, und es war ordentlich erstaunlich, zu sehen, in wie kurzer Zeit es Lettow gelang, niederzureißen, was die Obristin in zwanzig Jahren aufgebaut hatte.

Gräfin Ellas war noch in Altstadt, wollte jedoch nach dem Wettrennen abreisen. Vorher nicht. Sie mußte ihrem jungen Glücksritter selbst den ersten Preis überreichen!

Malthus machte an sich die seltsame Erfahrung, daß ein mit zweifelhafter Berechtigung erlangtes Glück doch keine Befriedigung gewähre.

Als er den Heartsease noch nicht besaß, da hatte er freudig dem Rennen entgegengeblickt, jetzt, im Besitz des ersehnten Tieres, konnte er sich desselben nur freuen, so lange er im Sattel saß und die Wonne der schnellkräftigen, feurigen Bewegung empfand, darüber alles andere vergessend. Sobald er abstieg, erfüllte ihn von neuem die bange Unruhe, welche sich bis zur Seelenangst steigern konnte. Er empfand zuletzt auch vor dem Wettrennen eine Art Grauen. Er hatte sich im Anfang zu wild darauf gefreut. Den

goldenen Träumen, in denen er sich als Sieger sah, folgte eine überdrüssige Abspannung. Um dieses Gefühl aus dem Herzen zu reißen, um vor der schönen Frau, deren Sklave er geworden, nicht langweilig und einsilbig zu erscheinen, griff er dann zu der Aufregung des Spieles und betäubte sein inneres Elend. Wenn dann das Gold, das er gestern gewann, heute wieder unter seinen Händen zerrann, dann faßte ihn wohl ein jäher Schreck, und um nicht darüber nachzudenken, was daraus eigentlich werden sollte, trank er mit den lustigen Kameraden bis tief in die Nacht und zählte die Gläser nicht. Am nächsten Morgen erwachte er dann von neuem in unglücklichster Stimmung; der Gedanke an Seraphine zerriß sein Herz und quälte ihn mehr als alle pekuniären Sorgen. Dennoch wurde es ihm täglich schwerer, zu ihm zu gehen. Er wollte wenigstens erst, so sagte er sich, einen Anfang im Guten gemacht haben. Deshalb nahm er sich nun wieder, wie jeden Morgen, fest vor, den Tag zu Hause zu bleiben, um der Versuchung aus dem Wege zu gehen. Er tröstete sich selbst mit diesem tugendhaften Vorsatz und hielt ihn so lange, bis er der Gräfin begegnete. Dann hatte er keinen Willen mehr und war nur noch das, was sie wollte. Sie nahm ihm gegenüber, auch wenn sie allein waren, stets denselben, fast mütterlich freundlichen Ton an, der sie über ihn stellte und in ihm immer mehr das Streben wachrief, ihr nachzusteigen, neben sie zu kommen, so zu werden, wie sie es haben wollte, wenn sie als zu einem Gleichgestellten reden sollte. Er wollte es so weit bringen, daß ihre erhabene Freundlichkeit sich in den Ton verwandelte, in dem sie mit Lettow sprach. Um dies hohe Ziel zu erreichen, that er dann wieder Dinge, welche er nachher um Seraphines willen bereute. Die Gräfin hatte einmal so reizend gelacht, als er errötend stammelte, „er spiele heute nicht, — er habe kein Geld!“ Lettow hatte hierauf herablassend und in belehrendem Ton seinem Schwager mitgeteilt, daß die Juden dazu auf der Welt seien, um Offizieren, die kein Geld hätten, zu diesem nichtigen Erdenstaube zu verhelfen! — „Lachen Sie ihn nicht aus, liebe Kousine; er kann nichts für seine Unwissenheit. Mama erlaubte nicht, daß wir ihm sagten, es gäbe solche Dinge in der Welt!“ — Hierüber aber hatte die unartige Gräfin noch viel mehr gelacht, und Malthus, um ihr zu gefallen und Lettow ähnlicher zu werden, hatte sogleich das gethan, wovor ihn seine Tante stets in heiliger Scheu erhalten, er war „den Juden in die Hände gefallen“,

wie es Lettow achselzuckend nannte. „Ja, siehst Du, lieber Malthus, es ist ein Übel, aber ein notwendiges.“ Von da an wagte er die Augen nicht mehr vor dem scharfen Blick der Obristin aufzuschlagen. Bisher hatte er offen getrotzt und gemeint, er bewahre sich durch sein jetziges Leben die Selbständigkeit. Jetzt begann er zu merken, daß er gefangener und unfreier war, als jemals unter der Zucht der Obristin. Seine Verzweiflung, nachdem Adlerstein mit ihm gesprochen, hatten in dieser wieder Hoffnung erweckt, und in der That war er, sobald er sich unglücklich fühlte, dem Zuspruch nicht unzugänglich, und als die Obristin an dem Tag, nachdem Adlerstein bei ihr gewesen war, ihm nach Tisch sagte: „Bleib da, Malthus, ich habe mit Dir zu reden!“ — gehorchte er willig und ohne Trotz. Sie waren allein im Wohnzimmer. Sie schloß die Thüre ab, sah ihn mit Thränen in's Gesicht und sagte: „Malthus, das geht so nicht fort, mein armer Junge, mir bricht noch das Herz über Dich! Kannst Du mir denn nicht einmal mehr in die Augen sehen? Und denkst Du immer noch, Du seiest ein rechter Held mit Deiner Selbständigkeit, die Dich so elend macht, daß es ein Jammer ist, es mit anzusehen?“

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen, und Malthus, der nach Trost dürstete, ward von ihrem Kummer ganz überwältigt. „Verzeih' mir, Mama!“ stammelte er, und kaum war das Wort gesprochen, so konnte er auch schon die Augen erheben. Mit dem in der Bitte enthaltenen Schuldbekenntnis wich schon die heimliche Angst.

Die Obristin schloß ihn lachend und weinend an's Herz, — sie hatte ihren Liebling wieder, das fühlte sie, und sie war bereit, ihm alles zu vergeben, ihn fernerhin mit Nachsicht zu behandeln, wenn sie nur sein Vertrauen behielt.

Er schüttete ihr nun sein ganzes Herz aus, klagte ihr seine Sorgen und versprach unter Thränen, es fortan besser zu machen. Die Höhe seiner Spielschulden konnte er nicht einmal genau angeben, doch die Obristin erschrak schon bei der bloßen Andeutung des Betrages. Was da werden solle, war ihr völlig unklar. Indessen dachte sie für's erste nur daran, ihn zu trösten wie ein Kind, und Malthus fühlte sich auch so ziemlich wie ein unartiges Kind, welches sich der Wohlthat hingibt, die Mutter wieder gut zu sehen.

Am Nachmittag erhielt er eine Einladung zu einem Picknick, welches, von Lettows arrangiert, unternommen werden sollte. Er

lehnte ab und blieb zu Hause. Zum Souper kamen mehrere Offiziere und die Obristin sah zum erstenmal seit langer Zeit wieder heiter und rosig aus, scherzte und lachte und hatte Malthus zu ihrer Rechten.

Am nächsten Tage aber waren Gräfin Gisela und Leona zu Pferde bei den Übungen anwesend, und als dieselben beendet und Malthus neben dem Wagen der Obristin hielt, kam Gräfin Gisela herangeritten, sie grüßte anmutsvoll in den Wagen und frug die Obristin, wie es ginge und ob von Seraphine gute Nachrichten da seien. Für Malthus hatte sie weder Gruß noch Wort. War sie erzürnt auf ihn? Er ward durch diese Veränderung in ihrem Benehmen so beunruhigt, daß er abwechselnd rot und blaß ward. Endlich wagte er, als die Obristin eben mit einem Husaren sprach, die leise Frage: „Darf ich Sie auf Ihrem Ritt begleiten, Frau Gräfin?“ — „Nein!“ sagte die Gräfin kurz, wandte ihr Pferd und ritt gleich darauf mit Leona in den Wald.

Nun hatte Malthus bereits keinen anderen Gedanken mehr, als wie er die schöne Frau wieder aussöhnen könne. Daß sie ihm zürne, war sichtlich, — und für ihn unerträglich.

Er ging, sobald er frei war, in die Villa Regina und frug nach der Gräfin. Sie empfing ihn allein und sah sehr ernst, fast niedergeschlagen aus. Dies brachte ihn um alle Fassung. „Habe ich Sie erzürnt, Frau Gräfin?“ frug er mit flehender Stimme.

„Nein, nein. Lassen Sie es gut sein,“ versetzte sie. „Reden wir nicht davon. Ich hatte einen schönen Traum, er ist vorbei.“

Malthus ward durch diese mysteriösen Worte fast um den Rest seines Verstandes gebracht. Es fehlte nicht viel, so wäre er vor der schönen Frau auf die Kniee gestürzt.

„Welcher Traum? — Ich bitte, sprechen Sie!“

„Der Traum einer guten That . . . verschmerzt sich schwer,“ und Thränen standen in ihren Augen, „ich hatte es mir schön gedacht, Sie zu retten, Sie zu trösten. Ich sah alles kommen, wie es gekommen. Ich sah Sie täglich sorgenvoller und unruhiger. Ich sah die Kämpfe, welche Ihren heiteren Sinn brachen, — und ich dachte es mir schön, göttlich erhaben und wonnevoll, in dem Augenblicke, wo die Angst am höchsten, Ihnen Trösterin und Retterin zu werden!“

Malthus war völlig verwirrt. Er verstand sie nicht, er starrte sie nur an. Wäre sie nicht so seltsam unnahbar und hoch über ihn erhaben gewesen, er wäre ihr jetzt um den Hals gefallen; denn

dazu glaubte er nach dieser Rede einiges Recht zu haben. Doch er sah nach und nach ein, daß er sich geirrt, sah ferner ein, daß der Charakter dieser Frau ebenso unberechenbar war, wie der wechselnde Ausdruck ihrer Zauberaugen, und daß sie sich stets wieder von einer neuen Seite zeigte.

Sie stützte den Kopf in die Hand und fuhr fort: „Sehen Sie, der heutige Tag zerstörte meine enthusiastische Hoffnung. Da draußen auf der Parade las ich in Ihren Augen und auf dem Gesicht Ihrer Tante, daß Sie sich bereits eine Vertraute für Ihre Kämpfe und Leiden gewählt hatten, daß ich nicht diejenige sein würde, zu der Sie kommen, der Sie Ihr Herz ausschütten, von der Sie sich trösten lassen müssen! Die reine begeisterte Freude, welche ich im Vorgenuß einer guten That empfand, ist zerronnen. Das thut weh!"

Sie seufzte. Malthus sah sich wie hilfesuchend um, doch ihm kam keine Hilfe, und daher lag er im nächsten Augenblick vor der Gräfin und ergriff wie ein Ertrinkender ihre Hand. „Gräfin Ellas, haben Sie Erbarmen mit mir! Sagen Sie mir, ob ich hoffen darf!"

„Stehen Sie auf!" unterbrach sie ihn ungeduldig, „wie dürfen Sie mich so mißverstehen! Damit dies nie wieder geschieht, will ich Ihnen mit wenig Worten den Kopf zurecht setzen. Was wollen Sie hoffen? Daß ich Ihre kopflose Liebe erwidern soll, eine Liebe, die Sie zu Wachs in meiner Hand macht? Lächerlich! Ich will Ihnen sagen, daß ich bisher noch nicht einen fand, der meines Herzens wert gewesen! Eigentlich sollte ich sagen: der es wert gewesen, daß eine Gisela für ihn zur Thörin wurde. Denn die Liebe ist eine Thorheit. Wer von ihr befallen wird, weil ich ihn gütig angesehen habe, aus dem kann ich nachher machen, was mir beliebt. Die größten Weisen wurden vor mir zu Narren, die mutigsten Helden zu kriechenden Sklaven. Wo soll ich da noch Achtung vor den Männern und Glauben an die Wahrheit der Liebe hernehmen? Jetzt werden Sie nicht wieder mißverstehen, wenn ich Ihnen sage: Und doch gefielen Sie mir, wie lange keiner! Wenn ich Sie ansah, freute ich mich, denn Sie waren so schön an Leib und Seele aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen. Sie waren das Bild offenherziger, männlicher Festigkeit. Sie gingen mutig Ihres Weges. Schon hoffte ich, ein Ideal gefunden zu haben, da entdeckte ich das Gängelband, an dem die Mama den artigen Knaben leitete. Ich zerriß dies Gängelband und sagte Ihnen: „steh' allein!" Sie konnten es nicht.

Sie taumelten und ich stand enttäuscht daneben. Sehen Sie, dies ist der erste Teil des Dramas, das ich schon so oft aufführen sah! Nun folgt der zweite."

„Hiernach erwachte in mir der Gedanke, Sie zu retten. Dieser Gedanke hat mich begeistert, hat mich in Ekstase versetzt, ich habe Sie lange schmachten lassen, um nachher desto voller das Glück einer heiligen Freude zu haben. Das ist vorbei. Sie haben sich von mir gewandt und haben sich von „Mamachen" ihre Schulden bezahlen lassen. Ja, — sehen Sie mich nicht groß an, — es war mein fester Wille, Ihre Verpflichtungen aufzuheben. Ich hoffte, feurige Kohlen auf Ihr Haupt zu sammeln, ich ritt nicht mit Leona spazieren, sondern ich ging zu Ihren Gläubigern und erfuhr hier, daß heute morgen Ihr Schuldschein zerrissen ward."

„Mein — Schuld — aber um Himmelswillen, wer hat denn dies gethan?" rief Malthus erstaunt. Ihm war, als träumte er. Gräfin Ellas zuckte die Achseln.

„Natürlich Mama und Papa," sagte sie dann leicht spöttisch.

Er schüttelte den Kopf. „Nein! Tante Julia sagte mir gestern, sie sei beim besten Willen nicht im stande, dies zu thun."

„Wer denn sonst?"

Malthus fuhr plötzlich auf. „Adlerstein!" rief er, sich vor die Stirn schlagend, „dies kann nur er sein!"

„Wer es auch sei, ich zürne ihm, denn er hat mich um das Glück gebracht, eine schöne Idee auszuführen!"

Malthus war verwirrt und betäubt. Er sagte sich indessen, daß er sich sofort Gewißheit verschaffen müsse. Er verabschiedete sich und ging zu Adlerstein. Es ward seinem Stolze nicht leicht, die Sache zu Wort zu bringen, doch überwand er sich, erhielt aber die ernste Versicherung, daß Adlerstein die „schöne Idee" der Gräfin nicht zerstört habe. Nun war Malthus völlig verwirrt. Weitere Nachfragen blieben ebenso erfolglos.

Sobald Gräfin Ellas ihn hiernach wiedersah, frug sie lebhaft und nicht ohne Neugierde: „Nun, was hat der Kardinal gesagt?" — Mit diesem Spottnamen beehrte sie Adlerstein seit der Begegnung in der Kinderstube des Schwartzschen Hauses.

„Er hat mir versichert, daß er es nicht gethan habe. Daraus schließe ich aber, daß er doch etwas davon weiß."

„Nun, hat er nicht diese überaus günstige Gelegenheit benutzt,

um Ihnen einige Bußpsalmen zum Auswendiglernen aufzugeben? — Sie sehen ganz aus wie ein zerknirschter Sünder." Malthus wurde feuerrot. „Sprechen Sie, sprechen Sie. Ich sterbe vor Neugierde. Nach meinen offenen Auseinandersetzungen von heute werden Sie die Überzeugung gewonnen haben, daß ich es ehrlich mit Ihnen meine. Ich bin Ihre Freundin, ich beanspruche Vertrauen."

„Er hat nicht sehr viel gesprochen," sagte Malthus zögernd.

„Das ist die erste Bedingung für einen guten Kanzelredner! Aber was hat er gesprochen?" Malthus schwieg verwirrt. „Hat er über mich gesprochen? Natürlich that er das. Widersprechen Sie nicht. Er hat Sie ernstlich vor mir gewarnt. Gestehen Sie."

„Nein!" sagte Malthus hastig.

„Nicht?" wiederholte sie sinnend, „das ist wunderbar. Hat er mich etwa gelobt?"

„Er hat, — nein, nichts von alledem. Er sagte nur etwas ziemlich Vernunftwidriges."

„Wahrhaftig, Sie martern mich!" sagte die Gräfin hell auflachend, „wenn Sie mir aber jetzt nicht auf der Stelle sagen, was es war, so glaube ich nicht mehr an Ihre Freundschaft. Eine solche bedingt Vertrauen."

„Er sagte mir, — ich meine, er frug, — er wollte wissen, weshalb ich nicht zu Seraphine ginge."

„So?" frug die Gräfin verwundert, „das war alles? Ich finde übrigens, er hat recht, wenn er dies tadelt." Malthus schwieg. „Ich sehe schon, da ist noch mehr. Reden Sie!"

„Ehe ich antworten konnte," fuhr Malthus mit dem Mut der Verzweiflung fort, denn die Augen der Dame hielten ihn im Bann, „ehe ich antworten konnte, sagte er selbst: ich will es Ihnen sagen, Malthus. So lange Sie ein Sklave dieser Frau sind, werden Sie es nicht wagen, der Schwester unter die Augen zu treten. Und weshalb nicht? Weil Sie sehr wohl wissen, daß Sie in Seraphine alles verehren, was Ihnen heilig ist, in der Gräfin aber nur — aber nur — ein verführerisches Trugbild, welches Sie vom rechten Wege ablocken und in's Verderben stürzen will."

„Danke für die gute Meinung," sagte Gräfin Gisela liebenswürdig, „aber weiter. Nun bin ich bloß begierig, zu hören, wie mein lieber Antinous mich verteidigt hat!"

„So gut ich konnte!" rief Malthus feurig.

„Sie sind ein guter Junge. Nun, was erreichten Sie?"

„Bitte, Gräfin!"

„Nein, nein. Ich erlasse Ihnen kein Wort."

„Adlerstein sagte, als ich geendet hätte, sehr ruhig: Ich verstehe Sie vollkommen. Die Gräfin ist eine Frau, deren rätselhafter Charakter viele fesselt und die meisten bethört. Sie ist ein Mosaik der wunderlichsten Widersprüche. Das ganze gleicht einem hundertfach geschliffenen Edelstein, dessen Glanz blendet. Jeder wird an ihr eine oder die andere sympathische Seite finden. Aber ob diese Frau Ihnen Gefahr bringt oder Gutes, das beurteilen Sie selbst nach dem Einfluß, den sie auf Ihr Leben ausgeübt hat."

„Meisterhaft gesprochen!" sagte die Gräfin in sinnendem Ton, von dem Malthus nicht hätte sagen können, ob er Ernst oder Ironie vorstellte.

„War das alles?" frug sie dann, „nein, ich sehe schon, da ist noch mehr. Reden Sie!"

„Da war wenig mehr. Ich wünschte, Sie erließen es mir."

„Nicht ein Jota. Sie haben mir bisher nichts gesagt, was mir nicht sehr gefallen und mich in der Meinung bestärkt hätte, daß dieser edle Herr ein weiser Salomo ist."

„Er gab mir zum Abschied die Hand, lächelte und sagte: Mir ist aber nicht bange um Sie, Malthus. Es kann kein Zweifel darüber sein, welche von diesen beiden Frauengestalten in Ihrem Herzen den Sieg behalten wird. Gräfin Ellas ist schön und mächtig, aber Ihr Schutzengel ist mächtiger!"

„Der arme Mann!" sagte die Gräfin unwillkürlich, „er weiß nicht, von wem er redet." Dann fing sie an hell zu lachen. Sie sprang auf, trat vor den Spiegel, ordnete ihr duftendes dunkles Haar und lachte die ganze Zeit über. Ein neuer Gedanke belebte ihr liebliches Gesicht.

„Soll ich mir die Mühe nehmen?" frug sie dazwischen.

„Die Mühe?" — „Ah so, Sie sind noch da. Gehen Sie, gehen Sie. Weshalb sind Sie überhaupt hier? Denken Sie über die Predigt nach!"

In diesem Augenblick trat Lettow ein. „George," sagte seine Kousine, „ich habe wieder ein — Spielzeug."

„Glückliches Spielzeug!" sagte er mit sarkastischem Lächeln. Sie trat neben ihn und sagte: „Eine kleine Lektion, die ich unserem

weisen Kardinal zu geben gedenke. Er hat sehr unvorsichtige Dinge gesagt. Er hat mich beleidigt, indem er an meiner Macht zweifelte. Armer Mann, ich vergebe ihm, denn er ist unwissend. Aber zum zweitenmal soll er es nicht sagen."

„Und er, — er ist Ihr Spielzeug? Kousine, ich warne Sie. Dieser Mensch nimmt die Dinge ernsthaft, das endet tragisch."

„Thorheiten, Georg! Was kümmere ich mich um ihn! Mein Spielzeug heißt Seraphine."

„Pfui! — Ein Engel mit zerbrochenen Flügeln. Das ist schlecht von Ihnen."

„Sie ist stärker, als Sie glauben!"

Malthus hatte das Zimmer verlassen und irrte in ziemlich unglücklicher Stimmung durch den, die Villa umgebenden Stadtpark. Ach, Adlerstein hatte recht!

Täglich wuchs in ihm die Sehnsucht nach der Schwester und täglich ward es ihm unmöglicher, sie aufzusuchen. Er hörte, daß es ihr wieder besser gehe, und er versuchte, sich damit zu beruhigen. Weshalb sollte er sie durch eine Beichte wieder krank machen? War es nicht besser, er wartete, bis er seine, nach Bezahlung der Spielschulden neu erwachten guten Vorsätze ausgeführt und ein Leben führte, dessen er sich rühmen konnte?

Adlerstein wußte nicht, in welchem Grade Malthus unter der Zaubergewalt der Gräfin stand, sonst hätte er seine Äußerung als unbedacht zurückgehalten. Aber so wenig er ahnte, daß die gefährliche Schlangenkönigin jedes Wort erfuhr, weil es ihr beliebte, jedes Wort zu erfahren, so wenig wußte er, wie sehr er die Eitelkeit der übermütigen Frau beleidigt und ihre Kampflust herausgefordert hatte.

In unruhige Gedanken verloren, ritt Malthus am Tage vor dem Wettrennen in den Kastanienalleen der Stadt spazieren. Wer ihn eben sah, der hätte sich wohl gewundert, was aus dem freudigen Reiter geworden sei, der seinen Braunen einst den Sprung in den Wasserrosenteich wagen ließ. Heute ritt er das Pferd, welches er sich damals ersehnt hatte, das schöne, leichte aber doch kraftvolle Tier, welches morgen, so erwartete man, einen Preis erringen werde. Aber die Freude an dem kostbaren Lieblinge war fort, wohl empfand er oft momentan eine wilde Ekstase, daß er, der beste Reiter, nun auch das beste Pferd habe, dann sah er plötzlich vor sich den grünen Tisch, auf dem das rote Gold rollte, — und aus diesem Golde sprang sein Heartsease hervor.

Er kam nach und nach aus den Alleen heraus auf die andere Seite der Vorstadt, wo wenig Häuser und viel Gärten waren. Hier, ganz am Ende eines Weges stand die Gärtnerei Rosenheim und das weiße Häuschen blickte so einladend aus den gelbgefärbten Ahornbäumen, daß Malthus, längs dem Gartengitter hinreitend, grüßend hinaufsah. Aus einem Fenster neigte sich Stella, sie lächelte und erwiderte den Gruß, aber ihr kindliches Gesicht zeigte Thränenspuren. Malthus sprang vom Pferde, gab dasselbe einem Gärtnerknaben ab und ging hinein. Stella kam ihm schon auf der Treppe entgegen. Sie sah traurig aus, aber war doch froh, ihn zu sehen.

„Lieber Malthus, es ist eigentlich schlecht von mir, Dich aufzuhalten, aber es ist doch auch solch eine seltene Freude, Dich hier zu sehen!"

„Und was fehlt denn Dir, mein Herzblatt?" frug er zärtlich.

„Leon und ich waren eben von einem Gang nach Sternheim zurückgekommen," versetzte sie, „und ich habe soviel geweint."

Stellas Thränen stiegen wieder auf, als sie sagte: „Malthus, es ist ja nicht möglich, daß wir sie verlieren! Nicht wahr? Ach, tröste mich doch, ich bin so niedergeschlagen und mutlos."

Ein jäher Schreck durchzuckte ihn. „Verlieren?" wiederholte er mit unsicherer Stimme, und der hohe, kraftvolle junge Mann mußte sich an die Wand lehnen, so zitterten ihm alle Glieder.

Stella sah seine Erschütterung, sie ergriff seine Hand. „Komm herein, Malthus," bat sie zärtlich, „ich dachte, Du wüßtest, wie Seraphine erneut schwer krank geworden. Ich glaubte, Du ritteſt nach Sternheim."

Sie führte ihn in das Wohnzimmer, wo in den Fenstern die Blumen blühten und der Vogel fröhlich zwitscherte. Heller Abendschein erfüllte das kleine, trauliche Gemach. Malthus sah von alle dem nichts. Er setzte sich mechanisch.

„Erzähle mir, — ich weiß nicht," — sagte er.

„Wir hörten es heute früh und ich ging gleich mit Friedrich, der uns die Nachricht brachte, hin. Die arme Seraphine hat eine so schlechte Nacht gehabt und war fast bewußtlos vor Schmerzen. Alle neuen Kuren des Doktors helfen ihr nichts. Sie hat dadurch nur noch mehr Schmerzen bekommen."

„Fragte sie nach mir?"

„Nein, kein einziges Mal," versetzte Stella bekümmert, „doch glaube ich, wünscht sie nichts so sehr, als daß Du kommen möchteſt."

„Ich reite augenblicklich hin!“ versetzte er und sprang auf. Stella hielt ihn nicht zurück. Sein verändertes Aussehen, sein unsteter Blick, alles bewies ihr, daß die Sorge der kranken Schwester nicht unbegründet sei.

Er eilte hinunter, schwang sich auf's Pferd und flog gleich darauf den Weg entlang dem Laubwald zu. Bald hatte er die Wiese erreicht und sah das Haus schon durch die Bäume schimmern, als plötzlich seitwärts aus dem Walde Pferdegewieher erklang. Einen laubüberwölbten Weg, den die gelben Birkenblätter wie mit Goldfunken besäet hatten, kamen Gräfin Gisela und Lettow heraufgeritten in scharfem Trabe und sprengten auf die Chaussee in dem Augenblick, als Malthus an ihnen vorübersausen wollte. Er parierte sein Pferd noch rechtzeitig, um nicht die Gräfin umzurennen, und sah sich verwirrt um.

„Wohin? wohin?“ frug diese, unwillkürlich streckte sie die Hand aus, um seinen Zügel festzuhalten, — „doch nicht etwa nach Sternheim, von wo wir eben kommen?“

Malthus hatte eine angstvolle Sehnsucht, vorwärts zu kommen. „Ich bitte um Entschuldigung, — ich muß weiter,“ sagte er hastig. Fort, fort aus dem Bereich dieser goldfunkelnden Augen, die mit so bestrickend süßem Zauber unter dem schwarzen Samt der langen Wimper zu ihm aufsahen!

„Oh, ich will Sie sicherlich nicht aufhalten, — begreife ich doch Ihre Unruhe!“ sagte die Gräfin, „aber ich kann mir auch nicht die Freude versagen, Sie zu beruhigen, wir erfuhren soeben, daß es besser geht und die Kranke schläft! Nun, sind Sie mir denn nicht dankbar für diese gute Botschaft?“

„Sehr dankbar,“ sagte Malthus, in der That erleichtert, „dennoch“ —

Er trieb sein Pferd an, doch jetzt stand auch der Araber der Gräfin mit einem Sprunge quer über der Chaussee und versperrte ihm den Weg.

„Was hat Sie denn so aufgeregt?“ frug sie mit ernster, besorgter Stimme, „Sie sehen ja aus, als ob sie im stande wären, direkt zu Pferde in das Krankenzimmer zu stürmen! Ich fürchte, Ihre Schwester erschrickt zu Tode, sammeln Sie sich doch ein wenig! Ich lasse Sie so nicht weiter! — Was fehlt Ihnen?“

„Ich bitte, halten Sie mich nicht auf,“ flehte er in großer Angst,

denn er sah nun schon den Ausgang voraus. „Ich muß — ich will!"

Die Gräfin war jetzt an seiner Seite und legte ihre leichte Hand auf seinen Arm. „Ob Sie jetzt oder später nach Sternheim kommen, ist ganz gleichgültig," sagte sie.

„Nein, — nein!" versetzte er heftig.

„Ja, Sie haben recht, es ist in der That nicht gleichgültig; denn aufgeregt, wie Sie sind, werden Sie Ihre Schwester wecken und ihr schaden. Gehorchen Sie mir, bleiben Sie. Sie haben nur die Aussicht, vielleicht Stundenlang warten zu müssen, ehe sie erwacht und Sie sehen kann, oder Sie nehmen diese Rücksicht nicht und richten Unglück an. Wo sind denn Ihre Gedanken?"

Malthus ließ die Hand sinken, die er abwehrend erhoben. Doch noch einen Versuch machte er, der Gewalt, die ihn beherrschte, zu entfliehen.

„Weshalb sollte ich ihr schaden? Ich gedenke nichts Unbesonnenes zu thun."

„Doch, Sie reden wie im Fieber! Sie sind wie verstört. Ich lasse Sie nicht hin. Kommen Sie mit uns, kühlen Sie sich ab. Erzählen Sie mir, was Ihnen begegnet ist."

„Sie ist krank, — sie stirbt, ist das nicht genug?" murmelte er.

„Ihre Angst ist übertrieben," beschwichtigte Gräfin Ellas, „ich wiederhole Ihnen, daß es unrecht wäre, sie jetzt aufzuwecken. Ich bitte Sie, zu bleiben, können Sie mir eine Bitte, — meine erste Bitte! abschlagen?"

Malthus wandte mechanisch sein Pferd mit dem ihren. Lettow, welcher schweigend seitab gehalten hatte, rief jetzt lachend: „So viel Worte um solch' eine Kleinigkeit! Jetzt wollen wir uns beeilen, unser Ziel zu erreichen!"

„Und welches ist dies?" frug Malthus, der immer noch zögernd rückwärts blickte.

„Wir wollten den morgenden Kampfplatz der Helden in Augenschein nehmen," sagte die Gräfin heiter, „zeigen Sie uns heute schon, daß Heartsease den breiten Graben mit Wall nehmen kann!"

Aber Malthus saß immer noch unruhig im Sattel und die Gräfin blickte ihn forschend an. Lettow sprengte voraus, während die beiden folgten, die Gräfin zügelte ihr Pferd ein wenig, es drängte sich dicht an den Renner heran und sie legte ihre Hand auf den Hals desselben, sich vorbeugend, um Malthus anzusehen.

„Sind Sie mir böse, weil ich Sie zurückhielt?" frug sie leise, mit schmeichelnd weicher Stimme. Malthus atmete schwer auf.

„Oh, Gräfin Ellas, wie können Sie fragen!" stammelte er.

„Sie halten mich vermutlich für sehr grausam," fuhr sie ebenso fort, „und kündigen mir nun Dienst und Gehorsam auf?"

„Nein, — nein," sagte er treuherzig, „ich kann ja nicht! Es ist mein Unglück, aber ich kann nicht!"

Die Gräfin sah still vor sich hin, dann sagte sie: „Nun, dann vergessen Sie Ihre unbegründeten Sorgen, blicken Sie auf! Ihre liebe Schwester wird gesund werden. Ihnen aber steht diese trübsinnige Miene sehr schlecht. Soll ich es machen, wie es die Kinder pflegen, die einander zurufen: Hasche mich, wenn Du kannst!"

Sie lachte fröhlich auf und trieb ihren feurigen Araber an. Er griff aus und jagte flüchtig den laubigen Hohlweg hinan, aber diesmal blieb Malthus an ihrer Seite. Er wich um keinen Zoll zurück, und als sie nahe daran waren, Lettow über den Haufen zu reiten, griff er in die Zügel und hielt den Araber zurück, und seine Augen blitzten schon wieder in freudigem Reiterstolz, indessen die Gräfin lachend ausrief: „Ja, nicht wahr, heute ist das anders, als damals auf dem ersten Ritt, wo ich unter der Buche warten mußte, ehe mein Begleiter auf seiner Lady nachkam! Heute müssen Sie auf meinen Kalif Rücksicht nehmen, um nicht unhöflich zu werden! Sind Sie mir nun nicht dankbar? Ohne mich säßen Sie eben noch auf der guten Rosinante!"

Er lächelte nun auch, ihre Heiterkeit war so ansteckend! Sie kamen auf den Rennplatz, eine weite flache Heide, welche Laubwald und Tannenforst schied. Hier waren viele Arbeiter und Husaren schon mit letzter Handanlegung beschäftigt. Die Bahn war abgesteckt, die Gräben gezogen und die Wälle errichtet. Der Restaurateur der „Waldhöhe" war damit beschäftigt, das Aufschlagen eines Zeltes zu beaufsichtigen, in welchem die Zuschauer sich an Getränken und Speisen erquicken konnten. Auf einer Anhöhe seitab hielten Adlerstein und Belsay zu Pferde und sahen den von einem Unteroffizier beaufsichtigten Arbeitern zu. Man begrüßte sich und ritt dann gemeinsam nach Hause.

„Ich glaubte Sie bei Ihrer Schwester in Sternheim," sagte Adlerstein zu Malthus.

„Ich war auf dem Wege dahin," sagte dieser verlegen, „da hörte ich, sie schliefe."

„Sie ist sehr krank," sagte Adlerstein fest.

Es zuckte Malthus in der Hand, sein Pferd herumzuwerfen und nach Sternheim zu jagen, in demselben Augenblicke wandte sich die Gräfin um, geschmeidig wie eine blauglänzende Schlange bog sich ihre Gestalt im Sattel zurück, unter dem schmalen Lederhütchen flog ihr Blick lustig tanzend herüber: „Ich verbot es ihm!" sagte sie, „ich leide es nicht, daß er den armen Engel stört!"

Malthus sah schnell auf Adlerstein, als wollte er sagen: siehst Du! — doch dieser versetzte: „Wie konnte denn hiervon die Rede sein?"

„Gräfin Ellas befürchtete es," sagte Malthus unruhig, „und da, — nun aber heute abend reite ich doch noch hin."

Die Gräfin blickte sich wieder um und hielt ihr Pferd zurück. „Bleiben Sie doch bei uns," sagte sie bittend und sah ihn an, daß es ihm durch's Herz fuhr, „wir spielen heute abend Komödie, — mir würde Ihr Lachen und Ihr Bravo fehlen!"

Sein Lachen würde ihr fehlen? — er hatte nicht die Kraft, noch die Besinnung mehr, um länger zu widerstehen.

„Nicht wahr, Sie bleiben?" frug die Gräfin nochmals und er versetzte, wie bezaubert von ihrem Blick: „Ja — Sie befehlen." Er schämte sich vor Adlerstein und hätte doch um alles in der Welt nicht anders gekonnt.

Gräfin Gisela aber sprühte von Lust und von Übermut. Sie ließ ihren Araber die tollsten Kapriolen machen, und dann war sie plötzlich neben Adlerstein und frug in siegessicherem Triumph, lachend: „Wollen wir wetten, mein Herr?"

„Was, wenn ich fragen darf?" versetzte er kalt.

Seine reservierte Haltung, sein zürnender Blick ergötzten die schöne Dame ungemein. Sie wollte nicht zeigen, wie sehr sie lache, aber sie schüttelte sich vor Lachen, es war umsonst, den Kopf fortzuwenden. „Was?" frug sie dann, sich beherrschend, „nun, vielleicht darum, daß mein junger Freund Malthus nicht eher nach Sternheim kommt, als bis ich ihm die Erlaubnis dazu gebe?"

Adlerstein sah sie ernst und ruhig an und erwiderte nichts.

Gräfin Gisela begann zu begreifen, weshalb Leona sich so häufig über diesen „unausstehlichen Menschen" ärgere.

Indessen war ihre gute Laune noch nicht verdorben. Sie führte ihren Gefangenen ja mit sich und sie hoffte, vor ihrer Abreise, die in wenigen Tagen stattfinden sollte, noch recht oft Gelegenheit

zu haben, diesem Herrn zu zeigen, daß sie Siegerin bleiben würde!

Sie trennten sich vor der Villa; Malthus folgte, wirr und träumend, der Gräfin in die Gesellschaftszimmer. Gräfin Gisela spielte heute abend selbst in einem kleinen Lustspiele, welches sie mit Leona zusammen geschrieben hatte. Auch Malthus hatte oft mit dabei gesessen und viele der von Laune sprudelnden Stellen waren von ihm. In diesem Lustspiel spielte ein Page eine große Rolle. Das ganze Stück fing damit an, daß die reizende Prinzessin Florinda diesem Pagen einen Kuß gab. Als das Stück geschrieben wurde, war Leona die Pagenrolle, der Gräfin die Prinzessinrolle zugedacht worden.

Heute sollte nun Probe sein. Die Marfordschen jungen Damen und einige Herren waren gekommen, teils um zuzusehen, teils um mitzuspielen. Malthus lehnte an der Thüre des Blumenzimmers. Der Kampf in seiner Seele schwankte hin und her. Das Bild der Schwester wollte nicht von seinen Augen weichen, ihre süße Stimme, ihr köstlich klarer, offener Blick, der die Schönheit ihrer Seele offenbarte, ruhte auf ihm und war voll Angst und heißer Liebe, und er, er war nicht im stande, die Fessel zu zerbrechen, die ihn zum willenlosen „Spielzeug" einer andern machte? Diese andere sprach: Du bleibst! und er blieb! Sie führte ihn, wohin sie wollte; sie diktierte ihm sein Leben, sie riß die Kluft zwischen ihm und dem Himmel immer größer, er wagte den Sprung nicht mehr zurück; denn er war durch die Lockstimme gebunden!

Mit umwölktem Blick stand er da und starrte vor sich hin, in seinem Herzen rang die Liebe zur Schwester, die Sehnsucht nach dem lichten Seraph seines bisherigen Lebens mit dem Zauber, der ihn umfangen hielt. Auf der einen Seite lag alles, was überirdisch, hoch und anbetungswürdig war, auf der andern lag das wilde Leben, die grünen Kartentische, die fiebernde Aufregung, die qualvolle Reue, die bethörende Leidenschaft, — und hier stand er!

Da glitt durch die hohen, exotischen Blattpflanzen die geschmeidige Gestalt der blauen Schlangenkönigin. Sie blieb neben ihm stehen und frug: „Weshalb so träumerisch?"

Malthus preßte die Lippen aufeinander.

„Mein lieber Malthus, Sie könnten sich nützlich machen, kommen Sie mit mir, ich bedarf Ihrer Hilfe!" fuhr die Gräfin munter fort, „Leona ist kapriziös, sie will nicht spielen! Übernehmen Sie die Rolle des Pagen!"

Malthus starrte die Gräfin an, ihm wurde ganz schwindlich zu Mut. Sie lachte lustig wie ein Kind und ihre goldenen Augen funkelten in so übermütiger Freude, daß seine schweren Sorgen wieder wichen, sein alter kecker Frohsinn, das Husarenblut, erwachte, gehorsam der mächtigen Zauberin; er dachte bei sich: „ich wäre doch ein Narr, liefe ich jetzt davon!“ Er folgte der Gräfin, welche nach dem Garderobenzimmer ging, wo eine bunte Gesellschaft lachend durcheinander schwirrte.

„Dieser junge Herr,“ sagte Gräfin Gisela mit unbefangenster Miene, „wird die Güte haben und die Pagenrolle übernehmen!“ Die jungen Mädchen lachten und kicherten, und die Gräfin rief: „Nun schnell, schnell! Suchen Sie sich Ihr Kostüm heraus! Gehen Sie in's Herrenzimmer, kleiden Sie sich an!“

Eine Viertelstunde später stand Gräfin Gisela im duftigen „Prinzessinstaat“ mit roten Nelken in dem blauschwarzen Haar, welches aufgelöst bis auf den Boden wallte. Sie sah märchenhafter denn je aus. Sie stand allein auf der Bühne und wartete auf den Pagen, der Vorhang war noch gesenkt. Hin und wieder erklang unterdrücktes Lachen hinter den Kouliſſen, die Umänderung der Rollen erweckte größte Heiterkeit unter den Mitspielenden. Der Ton, welcher jetzt im Lettowschen Hause herrschte, war bereits ein so frivoler, daß alle in dieser Laune der schönen Gräfin einen reizenden Scherz sahen und sich auf die Überraschung des Publikums freuten.

Schon zuckten die feinen Brauen der Wartenden ungeduldig, da schwang sich der Page Florian über die Gartenmauer und stand neben der Prinzessin, aber diese gab das Zeichen, noch nicht den Vorhang aufzuziehen. Sie sah ihn einen Augenblick lang lächelnd an, und Malthus, der in seiner stürmischen Aufregung wenig davon wußte, ob er schon spiele oder noch vor Gräfin Ellas stehe, sank auf ein Knie und ergriff ihre Hand. Da beugte sie sich zu ihm herab, sie lächelte immer noch; es lag ein dämonischer Triumph in dem Blick, der kecke, herausfordernde Übermut der Siegerin, welche ihr Ziel erreicht hat. Als Malthus diesem Blick begegnete, das liebreizende Antlitz plötzlich dem seinen so nahe sah, durchzuckte ihn ein plötzlicher Schreck, er sprang heftig auf, ihm begann vor der schönen Zauberin zu grauen. Sie aber legte die Hand auf seine Schulter und neigte sich ihm flüsternd zu, das volle Feuer gesättigten Triumphes brach jetzt unverhohlen aus den funkelnden Augen, als sie mit lei-

ser, einschmeichelnder Stimme frug: „Und liebst Du auch jetzt noch Seraphine über alles?"

Da folgte eine Pause, dann aber wich Malthus entsetzt zurück. Er fuhr mit beiden Händen nach der Stirn, ihm war zu Mut, als sei er aus einem wirren, bleischweren Traume plötzlich erwacht zum wirklichen Leben. Diese eine Frage, sie brach den Zauberbann, der ihn gefangen gehalten.

Es war gut, daß der Vorhang noch gesenkt blieb und die Zuschauer wenigstens nicht sahen, was ihnen nachher die Marford'schen Damen lachend erzählten: wie Malthus Erlaubnis zur Pagenrolle erhalten habe und im entscheidenden Moment davongelaufen sei!

Gräfin Ellas stand wieder allein auf der kleinen Bühne; sie starrte noch mit zornigem Blick nach dem „Gartenthor" und sah noch im Geist das von Abscheu und Grauen erfüllte Antlitz ihres „Sklaven", welcher, das fühlte sie, die Kette zerbrochen und vor ihr geflohen war, hinüber in's feindliche Heer!

Da wurde der Vorhang mit ungeduldiger Bewegung beiseite geschoben und Lettow trat ein. „Sie halten uns ja seit einer halben Stunde zum Narren, Gisela!" sagte er unwirsch.

„Im Gegenteil, ich werde hier zum Narren gehalten," versetzte sie zürnend, „ein Page nach dem andern erschrickt vor der Rolle und läuft davon!"

Jetzt lachte Lettow. „Oh, bitte sehr, so stelle ich mich zur Verfügung!" sagte er höflich.

„Sie sind ein Narr!" war die Erwiderung. Gräfin Gisela kehrte ihm den Rücken und verließ die Bühne. „Ich spiele heute nicht!" rief sie über die Schulter zurück. Ihre Laune war verdorben, ihre Eitelkeit tief verletzt. Obgleich sie nicht daran zweifelte, daß es nur an ihr läge, den untreu gewordenen jeden Tag wieder in Fesseln zu legen, so konnte sie doch auch nicht die geringste Kränkung ihrer sieggewohnten Herrschsucht vertragen.

Doch sollte sie um dieses entsprungenen Gefangenen willen länger hier bleiben? Das lohnte sich auch nicht der Mühe. Überdem hatte sie das Theaterspielen und das lustige Husarenleben satt. Sie sehnte sich wieder einmal zurück in die Stille! Wären die Klöster Taubenschläge, aus denen man nach Belieben aus- und einfliegen könnte, so hätte Gräfin Ellas sicherlich die eine Hälfte des Jahres als Nonne, die andere in Paris zugebracht!

Nachdem sie jetzt ihren Rosenkranz gebetet, beschloß sie, einen Gnadenakt auszuführen und — Malthus laufen zu lassen. Gönne man ihm das unschuldige Vergnügen: Seraphine über alles zu lieben! Es lag natürlich ganz in der Hand der Gräfin, jeden Augenblick die Kette wieder anzulegen. Aber sie wollte das nicht thun. Sie begnügte sich mit dem Bewußtsein. Sie ließ Seraphine ruhig im Besitz des Bruders. Sie verzichtete freiwillig auf ferneren Kampf, und je mehr sie bedachte, wie edel dies sei, desto mehr ward sie für die Idee begeistert.

Als Leona späterhin in das Schlafgemach der Gräfin trat, lag diese vor dem Kruzifix auf den Knieen und zerfloß in Thränen. Leona zog sich zurück, im Glauben, irgend ein Kummer bedrücke die Freundin.

Gräfin Ellas aber vergoß Thränen der reinsten Rührung über ihre eigene selbstlose Frömmigkeit! Sie wollte, das war das Endresultat ihrer Gebete und Thränen, morgen früh abreisen, um Malthus nicht mehr vom Pfade der Tugend abzulocken!

XIX.

Malthus warf sich eilig in seine Husarenuniform, schleuderte die Pagenkleidung heftig von sich, dann eilte er in den Stall, sattelte selbst und schwang sich auf's Pferd und ritt zuerst nach Hause, um der Obristin zu sagen, daß er noch heute abend nach Sternheim wolle. Sie hinderte ihn nicht und er ritt wie auf der Flucht fort, dem feinen, sprühenden Regen entgegen. Der flüchtige Renner trug ihn wie im Sturme zum Ziele, und als er absprang, sah er die Fenster des obersten Stockes erleuchtet. Friedrich kam ihm mit einer Laterne entgegen. Das ehrliche Gesicht des treuen Dieners verklärte sich, als er Malthus erblickte. „Na, junger Herr, das ist aber schön, daß Sie heute doch noch kommen!" sagte er, „um Gott, sehen Sie aber blaß aus, na ja, es ist aber auch eine Angst, die man durchmacht!"

„Wie geht es?" frug Malthus, er erschrak selber vor seiner verstellten heisern Stimme.

„Schlecht geht es," meinte Friedrich achselzuckend und führte den Renner fort. Malthus tappte sich durch den dunkeln Garten-

saal. Auf der Treppe begegnete er der Tante, welche zurückfuhr, als er plötzlich vor ihr stand, regennaß, mit wirrem Haar und fieberhaft leuchtenden Augen.

„Malthus! — Du endlich!"

Er wäre beinahe an ihr vorübergeeilt. „Laß mich zu Seraphine!" bat er flehend.

„Wo denkst Du hin? Sie darf niemand sprechen. Du ahnst wohl nicht, wie krank unser Liebling ist!"

Die Worte klangen vorwurfsvoll genug, doch ein Blick in sein Gesicht entwaffnete die Tante. „Ich will sie nicht sprechen, ich will sie nur sehen!" bat er dringend. In diesem Augenblicke kam die alte Cordula ebenfalls die Treppe herunter so schnell sie konnte: „Ach, du lieber Himmel, gnädige Frau, das Fräulein hat den Schritt vom jungen Herrn erkannt, sie will ihn sehen, gleich, auf der Stelle. Dürfen wir das denn zugeben?"

Malthus überließ es den beiden Frauen, sich darüber zu besprechen, ob es gestattet werden dürfe, er stand mit einem Sprunge oben an der Treppe vor ihrer Thüre. Seine Hand zitterte und sein Herz klopfte zum Zerspringen, als er diese Thüre öffnete. Hätte Gräfin Gisela ihn jetzt gesehen, sie hätte ihre frommen Pläne wohl nicht ausgeführt.

Die kranke, blasse Schwester hatte den Sieg davongetragen über die geistsprühende, sinnbestrickende Frau, deren schillernde, farbenreiche Schönheit zu jeder Stunde mit neuem Reiz fesselte.

Seraphine richtete sich auf, ihr Blick heftete sich einen Augenblick lang in namenloser, verzehrender Angst auf ihn, dann, dem seinen begegnend, schwand plötzlich die Angst, ein Glücksstrahl brach wie Sonnenschein hervor, sie streckte ihm die Hände entgegen und Malthus warf sich vor ihr nieder, seinen Kopf auf ihre Hand drückend. Er schluchzte wie ein Kind und sie fühlte seine heißen Thränen auf ihrer Hand.

Lange sprachen beide kein Wort. Seraphine zitterte und atmete sehr schnell. Endlich stand Malthus auf, er schlang den Arm um die zarte Gestalt und küßte die Schwester, sie aber frug leise mit bebender Stimme: „Malthus, ist es vorbei?" und das schnelle Verständnis flog wieder von Auge zu Auge, wie sonst. Er richtete stolz den Kopf auf. „Ja, Seraph, Gott sei Dank, es ist vorbei!" sagte er fest. Und dann ergriff er wieder flehend ihre Hand: „Seraphine, ich kehre zurück, kannst Du mir denn vergeben?"

„Vergeben? Malthus, ich soll Dir vergeben, daß Du unglücklich warst? Ich weiß ja, wer die Schuld daran trägt!"

„Ja, ich war namenlos unglücklich," murmelte er, „ich sehnte mich nach Dir und doch lag da eine unabsehbare Kluft zwischen mir und Deinem Blick."

Sie sank zurück in die Kissen und sah ihn unverwandt an. Es lag ein Schimmer verklärender Freude über ihrem Antlitz, sie hielt seine Hand fest und frug ihn in leisem Tone nach allem. Sie litt es nicht, daß Frau von Sternheim ihn fortschickte, und als diese anfing, ernstlich darauf zu dringen, kehrte Angst und Schreck zurück und sie brach in Thränen aus. Malthus, obgleich ihm ihr Aussehen das Herz zerriß, fühlte ein unsäglich heißes Glück, als er ihr leise tröstend zuflüsterte: „Fürchte nichts, ich bleibe bei Dir!" worauf sie ruhig wurde.

Dennoch wich er nicht von ihrer Seite, und wenn Seraphine halb bewußtlos, mit weißen Lippen, zuckend und zitternd dalag, suchte ihr Blick stets wieder den seinen, und jede Hilfeleistung, welche er ihr zu Teil werden ließ, schien eine unsagbare Wohlthat für sie zu sein.

Endlich, gegen Morgen erst, schlief sie ein, aber in das Auge des Bruders kam kein Schlaf. Er saß allein wachend neben ihr, den Kopf in die Hand gestützt, nach nichts verlangend, als nach der Nähe seines Schutzengels. Er fühlte, wie die finstere Macht hier weichen mußte, und er übersah jetzt auch mit geöffneten Augen sein bisheriges Leben! Und während Gräfin Gisela ihrer eigenen Frömmigkeit gerührte Thränen weihte, weinte auch ihr entsprungener Sklave, aber das waren Thränen der Buße und Demütigung. Er hatte gelernt, an der eigenen Kraft zu verzweifeln, und die Liebe zur Schwester ward ihm ein Wegweiser zur himmlischen Liebe, deren Schutz und Vergebung er erflehte.

Am Morgen wachte Seraphine auf und ihr erstes, seliges, schmerzensfreies Lächeln galt ihm. „Malthus, Du noch hier? Bleibst Du heute bei mir?" frug sie.

„Ja, ich bleibe!" versetzte er freudig; es war ihm kaum ein Opfer mehr, das Wettrennen aufzugeben; seine Sorge war nur, sie möge nie erfahren, daß er dies gethan.

„Wie fühlst Du Dich jetzt, Seraph?" frug er zärtlich und strich ihr die schwarzen Locken aus der Stirne; sie versetzte glücklich: „Malthus, jetzt werde ich wieder gesund werden, das fühle ich! Oh, ich bin so unsagbar glücklich, mein lieber, lieber Malthus! Gott hat

uns beiden eine schwere Last abgenommen. Auch Du wirst jetzt wieder mein frischer, fröhlicher Bruder werden! Oh, was haben sie mit Dir gemacht, daß Du so elend und blaß bist?"

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und dann lachte er plötzlich, küßte ihr die Hände und sagte: „Ja, ich war ein großer Narr, Seraphine, und je mehr ich mich bestrebte, ein Held zu sein, desto ärger ward die Narrheit! Ich bin bestraft und erlöst. Bald werde ich über diese wüste Zeit lächeln können, wie ich jetzt noch über sie weine!"

Es ließ sich nicht leugnen, Seraphine war an diesem Morgen so wohl wie lange nicht. Friedrich, den Malthus mit dem Pferde und einem Brief an Oberst Werther nach Altstadt schickte, beeilte sich, auch Stella und Leon die tröstliche Kunde zu bringen.

Der Tag verstrich. Seraphine war aufgestanden und Malthus brachte sie hinunter in den Gartensaal, wo sie seit langer Zeit wieder auf ihrem Diwan lag, von Blumen umgeben. Zu Mittag kamen Leon und Stella, und nachdem man gegessen, saßen die drei Geschwister leise plaudernd zusammen, Leon phantasierte auf dem Klavier, der Onkel las die Zeitung und die Tante saß in ihrem Lehnstuhl, strickend, herzlich froh und des Kaffee's wartend.

Als um drei des Onkels alter Fuchs vorgeführt wurde, winkte dieser Malthus mit hinaus. „Das ist ein unerhörtes Opfer, was Du bringst, Junge!" sagte er.

„Gar keines!" versetzte Malthus in seinem alten sorglosen Ton.

„Und Dein Heartsease?"

„Ich habe ihn Lettow geschickt, er kann ihn reiten, wenn er Lust hat!"

„So — so," sagte der alte Herr kopfschüttelnd, „höre Du, irgend etwas ist Dir passiert! Hat Dir etwa die schöne Gräfin einen Korb erteilt? He?"

„Die? — Nein!" versetzte Malthus tiefaufatmend, „vielleicht gab ich ihr einen!" setzte er hinzu und sah dann wieder heiter auf.

„Oho!" lachte der Onkel, seinen Gaul besteigend, „was habe ich ihr also von Dir zu sagen? Ich reite nämlich zum Rennen."

Es flog doch ein Schatten über das Gesicht des jungen Husaren. „Ich sähe ihn gerne im Rennen, meinen Heartsease!" sagte er seufzend, „aber nein! Ich bleibe hier! Der schönen Gräfin sage, ich ließe sie grüßen!" fügte er lachend hinzu. Damit ging er hinein,

und der Oberst ritt in gemütlichem Trab der Gegend zu, in welcher das Wettrennen stattfand.

Der Heartsease trug, wie man erwartet hatte, den ersten Preis davon. Als Malthus abends nach Altstadt kam, ward er mit einem sonderbaren Gemisch von Gratulationen, Vorwürfen und Spott empfangen. Alle, selbst die Obristin, glaubten, er sei nicht recht bei Sinnen gewesen. Lettow war wütend, denn er erriet den Zusammenhang, und überdem hatte Gräfin Ellas heute morgen die Stadt verlassen, um in „Wildstein nach dem rechten zu sehen." Obgleich es sehr spät war, ging Malthus noch geradenwegs nach dem Zimmer des Obersten, klopfte an, trat ein und sagte: „Ich wollte Dir nur mitteilen, daß ich vor einer halben Stunde den Heartsease wieder verkauft habe."

Der Oberst kam auf ihn zu, sah ihn ernsthaft an und sagte bloß: „An wen?"

„An Belsay." — „Dort gehört er hin." — „Gute Nacht." — „Gute Nacht, mein Sohn."

Eine helle Röte stieg in das Gesicht des jungen Mannes. Aus Oberst Werthers Munde war dieses eine Wort so viel wert, wie ein Orden, den der Feldherr eigenhändig an der Brust des Tapferen befestigt.

An diesem Abend faßte Malthus keine guten Vorsätze. Er dachte auch nicht an Gräfin Ellas, noch an seinen Heartsease. Er schlief zum erstenmale wieder den tiefruhigen, traumlosen Schlaf geistiger und körperlicher Gesundheit.

Doktor Speier hatte jetzt zufriedene Tage, denn Seraphines Befinden besserte sich merklich. Die elektrische Kur wirkte gut, sie fühlte sich kräftiger und wohler als seit lange und ihre Stimmung war wieder ganz in harmonischem Gleichgewicht. Ihre natürliche sanfte Heiterkeit gewann die Oberhand, und jeder beeilte sich, Sternheim wieder aufzusuchen, um ein Stündchen mit ihr zu verplaudern.

Nur Leona kam nicht. „Sie hätte zu wenig Zeit," entschuldigte sie sich. Sie ritt auf Jagden, sie fuhr herum, sie besuchte ihre Schwiegereltern in Eulenburg, ihre Freundin in Wildstein. Sie war höchst selten zu Hause und konnte es kaum erwarten, daß der Herbst dem Winter Platz mache und die Bälle beginnen möchten. Lettow war außerordentlich entzückt von seiner lebenslustigen Frau, er küßte ihr dreimal täglich die Hand und prophezeite ihr, daß sie

sehr bald das ganze Regiment kommandieren würde. Es war alles nach Wunsch gegangen. Frau von Belsay hatte es längst aufgegeben, die erste Geige spielen zu wollen, und erschien jeden Sonntag im Kreise der Gesellschaft, welche jetzt in Lettows Hause aus- und einging und sich amüsierte. Nur Malthus erregte das entschiedene Mißfallen seines quasi-Schwagers. Lettow machte Leona förmlich beißende Vorwürfe darüber, daß sie nicht die Macht habe, ihn zu beherrschen, wie Gräfin Ellas es gekonnt hatte. Er verwünschte den Unbekannten, welcher sich herausgenommen hatte, die Schulden des hoffnungsvollen Wildfangs zu bezahlen, und ihn dadurch wieder zum Philister gemacht habe. Er stellte alles mögliche an, um Malthus dazu zu bewegen, wieder täglich in sein Haus zu kommen. Aber Malthus blieb fest. Es war für ihn keine Versuchung mehr, an den Spieltisch zu treten. Er dachte mit Grauen an die wüsten Nächte zurück, in denen er, hingerissen vom Fieber, bis an den Morgen gespielt hatte, um dann verzweifelt nach Hause zu gehen. Und die Frau, welche er wie eine Heilige verehrt hatte, war die Sirene gewesen, deren süße Stimme ihn hinlockte. Er verdammte sie jetzt vielleicht härter, als sie verdiente.

Lettows hatten eigentlich die Absicht gehabt, nach Abreise der Gräfin noch eine Rhein- oder Schweizerreise zu machen. Aber er konnte jetzt der Herbstübungen wegen nicht abkommen und daher ward eine gemeinsame Reise noch verschoben. Leona aber, abgespannt und erregt im Wechsel, ward von Doktor Speier sehr eine kleine Stärkung angeraten. Er meinte, sie müsse mehr Ruhe und Stille haben; das Leben, welches sie jetzt führe, reibe die Nerven auf, und einige Wochen in einem Seebade an der Ostsee würden ihr sicherlich gut thun.

„Mir fehlt nicht das geringste," versetzte Leona ärgerlich, „ich hasse die Stille und Ruhe!"

„Mit einer launenhaften Frau ist nichts aufzustellen," dachte der Doktor und ging achselzuckend davon. Wenn aber Leona die Ruhe und Stille sehr haßte, so sehnte sie sich doch auf der anderen Seite ebenso sehr nach Abwechselung, und als sich ihre Schwiegereltern jetzt erboten, sie zu begleiten, um einige Wochen am Meere zuzubringen, war sie schließlich einverstanden.

An einem Abend kam sie mit Lettow von einem Jagddiner zurück. Es war eine sehr heitere Jagd in Rothenburg gewesen und alle hatten die Kühnheit und den Übermut der schönen jungen Frau,

die nur durch eine Gräfin Ellas in Schatten zu stellen war, bewundert. Beim Diner war es lustig hergegangen und der perlende Champagner hatte mit den Geistesfunken um die Wette gesprüht. Lettow ging jetzt noch in den Klub. Leona warf den weißen Mantel ab und trat in das hellerleuchtete Blumenzimmer, ihr Lieblingsgemach. Hier saß sie lange im Erkerfenster, welches von süß duftenden Orangenbäumchen gefüllt war. Sie hatte eine Vorliebe für Orangenstämme und dieselben gediehen wie durch Zauber unter ihrer Hand. Dazwischen drängten sich blaue Gloxinien und leuchtend rote Blutstropfen durch zarte Farrenstauden.

Die Herrin dieser Blütenpracht saß schweigend inmitten derselben und sah vor sich hin mit müdem Blick. Sie war eben noch so sprudelnd heiter gewesen; jetzt kroch das Gespenst der Einsamkeit mit seinen anklagenden Gedanken heran. Leona strich sich mit beiden Händen ihr wallendes, lichtes Haar zurück und erhob sich, sie wollte zu Belsays fahren oder zu Mühlbergs, irgendwohin, nur nicht mit sich und der Langeweile allein bleiben.

Da trat ein Diener leise auf die Schwelle. „Gnädige Frau, der Herr Rittmeister von Adlerstein läßt fragen, ob die Herrschaft zu sprechen sei."

„Führen Sie ihn herein!" Der Diener eilte davon und Leona setzte sich auf den Diwan und blätterte in den Büchern. Als der Gemeldete eintrat, machte sie eine Bewegung mit der Hand, welche ihn einlud, im Sessel Platz zu nehmen. Hätte sie ihn angesehen, sie hätte wohl bemerkt, wie sein forschender Blick schnell über die blumenduftige Zimmereinrichtung hinglitt.

„Mein Mann ist nicht zu Hause," sagte sie, als er Platz genommen hatte.

„Ich kam hauptsächlich, um Sie zu sprechen," versetzte er ruhig.

„Hoffentlich nicht, um mir die Philippika zu halten, die ich wohl Ihrer Ansicht nach verdient habe," versetzte Leona mit gezwungener Heiterkeit.

Er lächelte gleichfalls. „Nein," versetzte er, „Sie verstehen es wohl, solche Philippikas herauszufordern, aber Sie beherzigen dieselben ja nicht!"

„Auf deutsch also, Sie lassen mich laufen, da an mir Hopfen und Malz verloren ist!" versetzte sie.

„Im Gegenteil, ich komme heute, um Ihnen eine Bitte vorzu-

tragen, welche Ihnen zeigen wird, wie wenig dies meine Meinung ist!"

„Das ist Ironie."

„Nein. Ich hörte, daß Sie einige Wochen am Strande zubringen wollen, und ich kam, Sie zu bitten, Ihre Kousine Seraphine mitzunehmen. Es wäre dies die einzige Gelegenheit, derselben noch vor dem Winter eine kleine Luftveränderung zu verschaffen."

Leonas Gesicht belebte sich, ein feines Rot stieg in ihre Wangen. „Wie gern!" rief sie lebhaft, „weshalb haben denn die Großeltern mir diesen Wunsch nicht schon früher gesagt?"

Er schwieg zuerst. „Es ist keine kleine Aufgabe," sagte er dann ausweichend.

„Das heißt, die Großeltern hatten kein Vertrauen zu mir, nicht wahr? Ich bitte, sagen Sie mir, ist es so?"

„Nein," versetzte er ruhig, „Sie zweifelten nur daran, daß Sie es gern thun würden. Ihr jetziges Leben berechtigt diesen Zweifel scheinbar."

Leona stieg eine heiße Glut in die Wangen. „Meine Familie bekreuzigt sich beim Gedanken an mich, das weiß ich wohl! Also hätten mich die Sternheimschen ruhig abreisen lassen, ohne mir ein Wort zu sagen?"

Adlerstein zögerte. „Wozu wollen Sie nun einmal alles Unangenehme, was Sie überhaupt hören, aus meinem Munde zu hören bekommen, gnädige Frau?"

„Ich will aber!" versetzte Leona, wider Willen lachend, „es geht nun einmal nicht zu ändern. Ich will alles wissen, nicht nur, was Sie Böses über mich denken, auch, was Sie Böses über mich hören! Also bitte! Hätte ich wirklich nichts hiervon erfahren, bloß weil meine Verwandten mich damit zu „inkommodieren" glaubten?"

„Ich fürchte, ja." — „Nun und Sie?"

„Ich habe keinen Augenblick gezögert, herzukommen, wie Sie sehen."

„Ich danke Ihnen!" sagte sie offen, „ich höre oft Schmeicheleien, aber ein größeres Kompliment ist mir noch nie gesagt worden. Aus Ihrem Munde kommend, ist's noch dazu bare Münze; es ist seltsam genug!"

„Es ist nichts Seltsames daran, gnädige Frau. Ich weiß, daß Sie Ihre kranke Kousine lieben. Mehr bedarf es bei Ihnen nicht. Fräulein Seraphine wird in den besten Händen sein."

„Wollen Sie mich eitel oder ehrgeizig machen?“ frug Leona, sie lachte und dazu stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Ihr war zu Mut, als habe das Leben, welches sie doch bis zum Überdruß satt hatte, plötzlich wieder einen Zweck bekommen, als sei die trostlose Öde einsamer Stunden ausgefüllt.

Adlerstein blickte schweigend zu Boden, dann sagte er: „Also Sie sind einverstanden? Doch nun kommt es noch auf die Einwilligung Ihrer Schwiegereltern an.“

„Das überlassen Sie mir!“ sagte Leona lebhaft. „Ich werde ein Mädchen oder einen Diener mitnehmen. Am liebsten wäre mir's, Friedrich käme mit, da Seraphine an ihn gewöhnt ist. Lassen Sie mich sehen. Kann nicht Malthus etwas Urlaub bekommen? Es ist nur die Hin- und Rückreise, welche mir Angst machen könnte und wobei Seraphine Hilfe bedarf. Malthus kann doch gewiß auf ein paar Tage abkommen.“

„Sicherlich. Wann gedenken Sie zu reisen?“

„Ich warte auf einen Brief aus Eulenburg, wohin ich zuerst fahre. Vielleicht wird diese Station auch für Seraphine erwünscht sein. Oh, ich freue mich hierüber wirklich so sehr!“ schloß Leona, „ich hoffe, Sie legen für mich ein gutes Wort ein bei den Sternheimschen, damit dieselben nicht länger an meinem guten Willen zweifeln.“

Adlerstein lächelte; sie sah eben so wunderbar kindlich aus, die blasierte Weltdame; Frau von Lettow hätte sich ordentlich erschreckt, wenn jemand ihr in diesem Augenblick einen Spiegel vorgehalten hätte!

„Sie können sich doch wohl denken, daß ich dies schon gethan habe,“ versetzte er.

„Wirklich? Ich danke Ihnen,“ fuhr Leona eifrig fort, „ich hoffe, es soll alles gut gehen, und wir werden uns nicht langweilen, obgleich ich beabsichtige, ganz einsam zu leben. Aber ich nehme Bücher mit, hoffentlich machen dieselben Seraphine auch Freude! Kommen Sie, sagen Sie mir, was Sie von denselben denken!“ Sie stand auf, um in's Nebenzimmer zu gehen, als sich die Blätter eines Myrtenstöckchens, welches auf dem Sims des Erkers stand, in ihrem Haar fingen und sie den kleinen Blumenstock durch die Bewegung herunterzog, daß er zu Boden fiel. Adlerstein stellte die Blume wieder hin; Leona aber sah traurig auf einige geknickte junge Triebe.

„Wie ärgerlich!“ sagte sie, „denken Sie nur, ich pflege ihn schon seit Wochen und nun ist die Mühe umsonst! Es war ein klei-

ner, verkrüppelter Stamm; aber sehen Sie doch, wie er sich erholt hatte! Hier in diesem Erker stehen nämlich alle meine Lieblinge, ich kenne jede Blume persönlich. Ja, sehen Sie nur!" fuhr sie eifrig fort und schraubte die Flamme der runden, roten Kugellampe, die den Glaserker erleuchtete, höher. Das magische Licht floß traumhaft über die lieblichen, blühenden Blumen, welche rings am Glase auf Simsen standen, „sehen Sie doch! Was halten Sie von dieser Erika? Ist sie nicht köstlich? Und sehen Sie, ich habe sie selber gezogen!" Sie hielt die feine, purpurschimmernde Blume in den Händen.

„Sie ist wunderschön!" versetzte Adlerstein, vielleicht dachte er aber eben weniger an die Blume, als an die zauberhafte Schönheit, welche in dem unbewußten Lächeln lag, mit dem Leona zu ihm aufsah.

„Vorige Woche bekam ich ein Bouket, in welchem einige kostbare Zweige waren," fuhr Leona fort, „dort sind sie alle eingesteckt! Denken Sie, daß diese Blattpflanze eingehen wird?"

„Ich fürchte, ja!"

„Was soll ich mit ihr thun?" frug sie schnell.

„Das weiß ich nicht," war die lächelnde Erwiderung.

Leona schrak plötzlich zusammen, sie war dem Blick begegnet, der so eigentümlich tiefernst und nachdenklich auf ihr ruhte, und sie wurde sich der Thatsache bewußt, daß sie ja diesem Manne ihre fast leidenschaftliche Vorliebe für die Blumenpflege verdanke; denn er war es gewesen, der gewiß nicht ohne gute Absicht und mit großer Klugheit dem knabenhaft wilden Kinde die zarte, sinnige Sorge lehrte, mit welcher Blumen gepflegt werden müssen, wenn sie gedeihen sollen!

Es war nicht das erste Mal, daß die Zwei in einem Fenster standen und das schlanke, schwarzäugige Mädchen lebhaft frug: „was soll ich mit ihr machen?"

Gerade so hatte er stets dagestanden, ernst, teilnehmend, freundlich, die Hände auf dem Rücken, die hohe, breitschultrige Gestalt leicht an die Wand gelehnt, den Kopf mit dem welligen blonden Haar und dem männlichen Profil leicht zu ihr herabgeneigt. War sie ihm wirklich jemals mehr gewesen als ein Kind, mit dem er sich gern abgab, ein Mädchen, dessen Feuergeist zu leiten ihm Vergnügen bereitete?

Leona setzte die Blume hin und trat still aus dem Erker. Adlerstein sah, daß ein plötzlicher Schreck ihr das glühende Erröten bis in die Schläfe sandte, und er konnte sich die Ursache genügend den-

ken. Sie gingen schweigend in den Salon. Leona blätterte in den Büchern und als sie endlich wieder ruhig geworden, sagte sie: „Ich bitte, nennen Sie uns einige Sachen, mit denen wir uns die Zeit vertreiben können. Alle diese Werke werden nicht nach Seraphines Sinn sein."

„Ich fürchte aber, daß Bücher, welche ich Ihnen auswähle, wiederum nicht dem Ihren entsprechen werden!"

„Sie werden mir doch nicht Gespenstergeschichten oder Schwefelpredigten rekommandieren!" sagte sie heiter.

„Das käme darauf an, ob Sie Unterhaltung oder Erbauung wünschen," versetzte er ebenso.

„Nun, dann schon lieber Gespenstergeschichten," sagte Leona lachend.

Lettow, welcher jetzt heimkam, lud den Rittmeister höflichst zum Abend ein und Adlerstein nahm die Einladung an.

Leona gab sich heute keine Mühe, übermütig oder frivol zu sein, um ihm zu zeigen, wie „glücklich" sie sei; sie war viel zu stolz auf das unbedingte Vertrauen, welches er in sie setzte, um dasselbe zu verscherzen, und sie fühlte, daß sie sich, auch wenn nicht gerade Seraphine ihre Schutzbefohlene gewesen wäre, mit Freudigkeit daran gemacht haben würde, dies Vertrauen zu rechtfertigen.

Lettow hatte natürlich nicht das Geringste gegen den Plan einzuwenden. Ob er ebenso liebenswürdig seine gesamte Dienerschaft zur Verfügung der kranken Kousine gestellt haben würde, wenn er selber hätte mitreisen müssen, bleibe dahingestellt. Er hätte sich mit einer Kranken auf dem Halse in einem urvorweltlichen Fischerdorf sicherlich bald zu Tode gelangweilt. So vertraute er sie lieber Leona an. Adlerstein gegenüber war er aber stets voll ausgesuchter Gefälligkeit, wohl hauptsächlich, weil er sonst voll beleidigendster Frechheit gewesen wäre.

Als Adlerstein sich empfahl, reichte ihm Leona seit langer Zeit wieder die Hand und sagte leise: „ich danke Ihnen!" ohne selbst noch zu wissen, wie viel Grund sie haben sollte, ihm zu danken. Er verneigte sich tief und küßte die kleine Hand zum erstenmal in seinem Leben.

Als er gegangen, sagte Lettow, welcher sich gähnend einen Fidibus drehte: „Wenn er sie glücklich gesund kuriert hat, wird er sie wohl heiraten."

„Wer, wen?“ frug Leona.

„Der Kardinal Deine kranke Kousine!“

Leonas schwarze Augen erweiterten sich vor Staunen. „Adlerstein — Seraphine? Du träumst, George! Wo sind Deine Gedanken!“

„Ich bitte sehr, ich träume nicht, ich rauche bloß,“ versetzte er, sich auf ein Sofa werfend, „wenn Du aber wissen willst, wie eine Nachtwandlerin aussieht, so sieh eben in den Spiegel.“

Leona folgte unwillkürlich schnell dem Ersuchen mit einer Kopfbewegung. Doch sie fuhr betroffen zurück. Seraphine selber hätte nicht marmorblässer aussehen können, als sie es eben war. Lettow lachte auf. Ihn belustigte ihre Miene außerordentlich. „Was ist denn so Seltsames an der Idee?“ fuhr er fort und strich sich die Zigarre ab, „unser teurer Rittmeister macht ja in Werken christlicher Barmherzigkeit, wie Herr Cohn in Portweinen! Er wird entweder eine Waise, eine Lahme oder eine Witwe mit neun unmündigen Kindern heiraten. Darauf bin ich schon lange gefaßt. Nun? — Du siehst eben dem flügellahmen Seraph merkwürdig ähnlich! Hm! Das ist Deinem alten Verehrer vielleicht Grund genug!“

Ein zorniger Blitz sprühte plötzlich aus Leonas Augen hervor. „Schweige, George!“ sagte sie heftig, doch Lettow antwortete gelassen: „Oh, bitte sehr, mein Engel, ich bin nicht eifersüchtig; das war, denke ich, unsere gegenseitige Abmachung! Erlaube, daß ich Dir die Hand küsse und Dir gute Nacht wünsche!“

Als Leona allein in ihrem Toilettenzimmer saß und ihr langes, silberschimmerndes Haar auflöste, sah sie erst starr und stumm vor sich hin; dann warf sie sich plötzlich auf die schwellenden Teppiche des Boudoirs nieder, verbarg ihr Gesicht und weinte mit leidenschaftlicher Heftigkeit.

Ende des ersten Teiles.

Irmela von **H. Steinhausen.** Illustr. Prachtausg. mit 44 Original-Komp. von W. Steinhausen in vorzügl. Holzsch. 4°-Form. Orig.-Prachtband 20.—.

Ein Prachtwerk edelster und sinnigster Art.

Es sind diese Bilder durchaus nicht mit den flüchtigen Dutzend-Machwerken der meisten modernen sog. Prachtausgaben zu vergleichen; fast jede einzelne ist ein Meisterwerk. (Reichsb.) — Der Harmonie genialer Vollendung in Text und Illustration entspricht die exquisit-noble und aparte Ausstattung. (Echo.) — Wir waren überrascht beim Anblick dieses Kunstwerks edelster Art. Illustration, Druck und Einband rufen hohe Bewunderung hervor.

(D. Reichspost.)

Irmela. Text-Ausgabe. **8. Aufl.** br. 3.60, eleg. geb. 4.60. m. Goldschn. 5.—.

Litteraturblüte von seltener Zartheit und Duftigkeit. (Ill. Ztg.) — Juwel stilvoller Erzählungskunst. (D. Tagebl.) — Dichtung von hohem künstl. Wert. (Bonn. Ztg.) — Diese Perle der Belletristik. (Reichsb.)

Die Bekehrten. Ein Lebensgemälde von Carl Freih. v. Scharanz (Pseud.). 2 Bde. 35 Bog. 7.50, geb. 9.—.

Ein **hochinteressantes Buch** von **größter** Wichtigkeit, keine gewöhnliche Unterhaltungslektüre, vielfach **geradezu klassisch!**

Das Buch wird nicht verfehlen, bedeutendes Aufsehen zu machen, da es in der That zu den genialsten Leistungen auf dem Gebiet der schönen Litteratur unserer Tage gezählt werden muß."

(Bonn. Ztg.)

Der Anhänger. Eine Geschichte aus der Gegenwart von L. Freih. v. Ompteda. 3.60, geb. 4.50.

Ein in allen Teilen abgerundetes, erzähl. Kunstwerk, dessen ästhet. Wert nicht bloß in dem reizenden Inhalt, sondern auch in der angenehmen Form der Mitteilgn. beruht.

(Hamb. Nachr.)

Das Eidbuch von Köln. Im Moor. Historische Erzählgn. aus dem deutsch. Mittelalter v. M. Freiin von Reineck. 2 M., eleg. geb. 2.70. M.

Die Bilder sind so interessant und treu gezeichnet, daß bei dem lebhaften Interesse, welches jetzt allseitig dem Leben unsrer Vorväter zugewandt ist, eine freundliche Aufnahme des Buches außer Zweifel steht. Dasselbe kann besonders als Geschenklitteratur, wie als höchst willkommene Bereicherung unserer Volks- und Jugendbibliotheken nur bestens empfohlen werden.

Druck von Herm. F. Ramm, Leipzig.